

S p u r e n s u c h e u n d *Z e i t z e u g e n b e f r a g u n g*

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen in Belarus
- auf dem Wege zur Versöhnung –

A: Einleitung

B: Dokumente

C: Kommentar

D: Anhang

Hinrich Herbert Rüßmeyer
Ludwig Schönenbach

Oktober 2005

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Seite 02 - 03	Inhaltsverzeichnis
04	Umsiedlerdorf - zwei Fotos
05 -10	Durch Spurensuche über Begegnungen zur Versöhnung

Dokumentation

Seite 11 – 37	Gespräche und Interviews zur Geschichte des Krieges und seinen Folgen in Lepel
11 - 14	Elena Najuljan, Lehrerin
14- 19	Galina Gerassimowna Klawowitsch , pens. Lehrerin
19 - 25	Sinaida Tschernich Borissowna, jüdische Bürgerin
25- 31	Lamecka Maria Trophimowna, ehem. KZ-Insassin
31 - 34	Lesum Boris Maksimowitsch, ehem. Kriegsgefangener
34 - 37	Heimatismuseum Lepel
Seite 38 – 61	Interviews und Gespräche mit jüdischen BürgerInnen und VertreterInnen der belarussischen kirchlichen Gruppe ROI
38 - 46	Lew Gawrilowitsch Plut; Tschaschnike, ehem. Partisan
46 - 54	Gespräch mit jüdischen Gemeindemitgliedern Novolukoml
55 - 61	Gespräch mit Veteranen Vertretern von ROI in Minsk
Seite 61 - 86	Gespräche in Vitebsk, in Boaschekowa/Ulla, in Kamen und Uschatschie
61 - 74	AG für intersektorale Zusammenarbeit in Vitebsk
74 - 81	Michail Petroschenko, Boaschekowa, ehem. Lehrer
81 - 83	Ageenko Wladimir Petrowitsch, Kamen. Bauer
83 - 85	Nikolaj Kirpitsch, Direktor Museum Uschatschie
86	Besuch Hartmut Winterfeldt, VDK Minsk
Seite 87 - 106	Freundschaftsgespräche im Raum Lepel
87 – 90	Chonjak Anatoly Semjenowitsch und Frau
91 - 93	Sigizmund Stankewitsch
93 - 97	Konjak Ehatharina Filizowna, Dorf Zamoschje
97 - 101	Filipowa Anna Ignatjewsna
101 –104	Arkadnewa Nadezhda Femitscha
104 –106	Ewgenija Scharstuk, Stari Lepel
Seite 106 – 115	Freundschaftsgespräche am Narotschsee
106 – 110	Tschenjwaski Michail Trofimowitsch, Narotsch
110 - 112	Bernjakowitsch Iwan Alexandrowitsch, Swatki
113 - 115	Ludmilla Patsko, Drushnaja und rund um das Dorf

Seite 115 - 122	Gespräche mit DorfbewohnerInnen Stari Lepel und freiwilligen belarussischen HelferInnen
115 – 116	Tanja und Sascha Kudjatschow ..
116 - 118	Andrej Kosel
118	Alla Stadnik
118 - 119	Tatjana und Wladimir
119 - 120	Tatjana Denisowa, Natascha Sentschenko, Elena Juchimawitsch,
120 - 122	Igor Nester

C. Kommentar

Seite 123 – 150

Weißrussland 2005 – Zusammenfassende Auswertung

D. Anhang

Seite 151 – 152	Biografieforschung nach Revital-Kedmi
152 – 153	Grober Geschichtsüberblick von Weißrussland
153 – 154	Jüdische Welt in Weißrussland
154	Hitler-Stalin-Pakt
154 - 155	Völkermord und Deportation im Zweiten Weltkrieg in Belarus
155 - 158	Russische Kriegsgefangene – „Für die Lebenden, der Toten gedenken“, Stiftung Sächsische Gedenkstätten
158 -159	Deutsche Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte
159- 169	„Verleugnet – verdrängt- verschwiegen“ Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit Jürgen Müller-Hohagen
169 - 171	Lernen aus der Geschichte
171 - 173	„Wie mein weißer Fleck ‚Weißrussland‘ Farbe bekam“ Uli Knies-Dugue
173	Kurzbericht, Heide und Jo Rau
174 - 175	Folgerungen
176	Literaturliste

Neues Umsiedlerdorf in Stari Lepel am Lepeler See



- Bau des Hauses Nr. 13 im Workcamp II 2005 -



- erste Dorfstraße in Stari Lepel -

Durch Spurensuche über Begegnungen zur Versöhnung

Bei den diesjährigen Recherchen war zweierlei bedeutsam. Einmal führten die über durch die Spurensuche entstandenen Kontakte zu vertiefenden Gesprächen mit fast freundschaftlichem Charakter. Zum anderen wirkten sich die während der deutsch-belarussischen Partnerschaftsbegegnung im Februar 2005 in Geseke bei Paderborn entstandenen Kontakte sehr wertvoll hinsichtlich der Ergebnisse aus. Darüber entstand zugleich der Wunsch nach weiteren Freundschaftsbegegnungen.

Dabei hatte Zwirbut Swetlana Egorowna aus Minsk mit der belarussische Hilfsorganisation ROI und deren Repräsentantin eine besondere Bedeutung. Diese Organisation (übersetzt: reale, besondere, individuelle) vermittelt ideelle und materielle Werte zwischen kirchlichen Partnern in Europa und Belarus. Dazu gehört gerade auch der Kontakt zu der jüdischen Bevölkerung innerhalb Belarus. Wir hatten bisher immer nur die Kontakte mit offiziellen Vertretern und bekamen jetzt im Verlaufe dieses Jahres auch Kontakte zu Einzelpersonen und Gemeindegruppen. Nach den diesbezüglichen Zielen von ROI befragt, antwortete Svetlana: „Die Organisation, die ich vertrete, weiss auch, dass das Volk der Juden von unserem Herrn ausgesondert wurde und somit auch heute noch als ein besonderes Volk gilt. Das möchten wir durch unsere Kontakte zu ihnen auch zeigen und versuchen, ihre Herzen uns gegenüber wärmer und aufgeschlossen zu machen, zumal dieses Volk viel gelitten hat. Wir möchten auch gerne Freunde zu den einzelnen jüdischen Familien werden, ohne den politischen Hintergrund zu thematisieren, wir möchten einfach Freunde miteinander sein. Wir haben z.B. in der Stadt Tschaschnikie eine Großmutter kennen gelernt und dann in einer anderen, Novolumomlj, ihre Enkelin und wir wissen, dass wir immer zu ihnen kommen können, um mit ihnen zu sprechen. Es kann auch so sein, dass wir eine Familie kennen lernen und später kä-



men noch weitere Menschen hinzu. Ich möchte noch sagen, dass es für sie sehr schwer ist, in unserem Staat zu leben. Aber die jüdischen Mitbürger erleben, dass wir in uns ihnen gegenüber keine Aggressionen tragen, und sie machen ihre Herzen auf für uns und für unsere Hilfe, nicht nur für unsere materielle Hilfe, sondern auch für unsere geistige und seelische Hilfe. Wenn ich eine Familie kennen lerne, möchte ich gerne wissen, welche konkrete Hilfe sie gebrauchen. Manchmal organisieren wir auch die jüdischen Feste, weil viele der Traditionen schon vergessen sind; aber es sind die Traditionen dieses Volkes. Es sind also verschiedenen Kontakte

und Verhältnisse und man kann sagen, dass die Traditionen an den einzelnen Orten unterschiedlich sind. Aber unsere eigenen Wurzeln liegen im jüdischen Glauben und somit müssen wir uns an diese erinnern und so die Kontakte mit den jüdischen Menschen pflegen. Wir bringen meistens die verschiedenen jüdischen Familien an einem Ort zusammen und suchen dort gemeinsam einen Raum zum Zusammenkommen. Der Anstoß für ein Fest kam zuerst von uns, das wurde dann in dem Haus einer Familie oder in einem Club oder einem Kulturhaus gefeiert. Zwischenzeitlich organisieren sie es teilweise schon selber. Unsere Organisation ist keine jüdische und ich bin auch nicht Jüdin – und warum ich das mache? Das weiss ich auch nicht. Ich habe zu Beginn bereits gesagt, dass es in erster Linie unser und mein Glaube an Gott ist, es ist also, wenn ihr so wollt, eine religiöse Motivation. Ob die jüdischen Familien eine Nichtjüdin als Organisatorin akzeptieren? Zuerst kann das Verhältnis nicht so gut sein, es ist am Anfang oft unterschiedlich. Man braucht viel Mühe und Zeit für diese Menschen, es ist nicht immer einfach, Vertrauen aufzubauen. Ich weiss, dass es hier in Lepel viele Judenchristen gibt, die jeden Sonnabend Schabbat feiern, das geschieht auch in anderen Städten so. Ja – es gibt Juden, die als Christen gelten, aber sie ehren doch den Schabbat. Nach meiner Einschätzung haben sie ein anderes Verständnis als wir Christen, die wir uns auf das Neue Testament beziehen.“

Svetlana führte uns auch in die ev.-luth. Kirche von Lepel ein. Wir kamen in die Schlussphase des Gottesdienstes, der nach freikirchlichem Ritus gefeiert wurde. Wir wurden begrüßt, ich wurde um ein Grußwort gebeten und erwähnte, dass es uns besonders in diesem Jahr darum geht, jüdische Spuren nach der Shoah im Sinne von Vergebung und Versöhnung zu suchen. Der Pastor antwortete darauf, dass auch die weißrussische Bevölkerung sich während des Krieges an den jüdischen Mitbürgern versündigt hatte.

Im Anschluss an den Gottesdienst ergaben sich gleich erste Gespräche und Verabredungen für Interviews. Elena Naguljan z.B., die als Lehrerin die Geschichte der Schule 2 in Lepel zusammengestellt hat, will uns mit einer älteren Lepelerin in Verbindung bringen, die die Zeit des Krieges hier erlebt hatte. Sie erwähnte kurz ihre Arbeit: „Unsere Pioniere haben sich an den Nachforschungen beteiligt. Sie haben auch einen Augenzeugen von den Erschießungen befragt. Durch die Unterstützung der Bevölkerung und der Veteranen haben wir jetzt eine Gedenktafel anbringen können. Jetzt haben wir dadurch die Möglichkeit, dieser Getöteten zu gedenken. Wir können nur sagen, dass der Faschismus sich auf keine Nationalität beschränkt. Hierbei handelt es sich um eine große Bosheit, es ist kein Merkmal einer Nation.“ Auf meinen Einwand, dass der von Deutschland ausgegangene Faschismus gerade für das belarussische Volk und insbesondere für die Juden in der Shoah schlimme Folgen gehabt hat, antwortete sie: „Ja, ich verstehe das, aber wir müssen von verschiedenen Arten von Faschismus sprechen, heute z.B. in der Form von Terrorismus. So kann man den Faschismus an verschiedenen Völkern deutlich machen. Der euch bereits bekannte Veteran Chonjak Anatoly Semjonowitsch ist z.B. mit Hilfe eines deutschen Soldaten aus deutscher Kriegsgefangenschaft geflohen, viele Veteranen verurteilen den deutschen Soldaten nicht, Schuld an dem Krieg und seinen Grausamkeiten ist der Faschismus.“

Tatjana Rogowenkowa wurde uns als nächste von Svetlana vorgestellt. Sie führt den Shabbat in der Kirche. Sehr viele Juden hier in Lepel haben Kontakt mit ihr. Die gläubigen Juden und die, die Christen sind, kommen hier in der Kirche zusammen. Hier in Lepel gibt es keine Synagoge und auch keine orthodoxen Juden. Tatjana: „Zuerst haben wir unsere Arbeit mit dem Treffen in den Häusern begonnen, aber z.Zt. treffen wir uns hier in dieser Kirche. Aber es gibt auch einige Juden, die keine Möglichkeit haben und die es auch nicht wollen, hier her zu kommen, zu denen fahren wir zu ihnen nach Hause. Die Zahlen für den Kreis Lepel kann ich nicht sagen, aber hier in der Stadt sind es etwa 40 Familien. Es gibt auch jüngere Juden hier und von einem von ihnen weiss ich, dass die Juden, die jetzt in Lepel leben, z.Zt. des Krieges hier nicht gelebt haben. Die Juden, die hier zu Beginn des Krieges lebten, haben die Gefahr für sie gespürt und sind von hier fortgefahren. Und die Juden, die nicht ausgewandert sind, wurden vernichtet. Es gibt nur von zwei Juden Informationen, die hier während des Krieges gelebt haben, sie sind in dem Heimatbuch aufgeschrieben. Einer der beiden ist zwischenzeitlich gestorben, der andere lebt jetzt in Polosk.“

Die daraus entstandenen Kontakte und Gespräche wurden nachfolgend dokumentiert - wie auch die durch Svetlana weiteren vermittelten Gespräche mit Lew Plut aus Tschaschniki, der jüdischen Gemeinde in Novokoml und Gespräche mit Veteranen und Vertretern von ROI in Minsk.

Ein weiterer Schwerpunkt war der Kontakt zur Arbeitsgruppe für intersektorale Zusammenarbeit in Vitebsk. Der Kontakt entstand ebenfalls in Geseke zu deren Koordinatorin Ljudmilla Balschakowa. Auffallend war bei ihnen das große Interesse an der Aufarbeitung der eigenen Geschichte, die sich deutlich vom vorherrschenden Bild der Großen Vaterländischen Krieges absetzt. Gerade hier, wie auch in vielen anderen Gesprächen, wurden wir mit der Vergleichbarkeit von Nationalsozialismus und Stalinismus konfrontiert. Ljudmilla äußerte sich in diesem Zusammenhang „Der Kommunismus ist eine Idee, die nicht verwirklicht werden konnte. Das Stalinismus ist eine Phase von enormer Aggressivität und ständiger Unterdrückung gewesen, eine Unterdrückung am eigenen Volk in längerer Zeit und mit langen Folgen. Der Nationalsozialismus ist für uns nur eine Phase von 4 Jahren gewesen. Und im Nachhinein betrachtet hat der Stalinismus für unser Volk viel schlimmere Folgen gehabt.“

In diesen Zusammenhang füge ich jetzt eine kurze Zusammenfassung aus einem deutschen Kriegstagebuch ein:

Zu Beginn des Jahres 2005 erhielt ich aus Hamburg Tagebuchaufzeichnungen eines Wehrmachtsangehörigen, der während des Zweiten Weltkrieges einer Luftwaffen-Kriegsberichtskompanie angehörte. Sie betreffen den Raum Lepel und werden durch zwei Fotos ergänzt:

Der Sohn, der sich mit der Aufarbeitung des Kriegstagebuch seines Vaters beschäftigte, äußerte seine Betroffenheit über den Inhalt der Aufzeichnungen und konnte sie nur aus dem Geist der damaligen Zeit und Verblendung verstehen. Jetzt befragt zur anonymen Verwendung in unserer Dokumentation schreibt er, dass „es auch im Sinne meines Vaters (wäre), wenn Sie die Bilder und seinen Tagebuchauszug verwenden, es ist schließlich ein Zeitdokument“. Es schreibt auch, dass sich die Haltung seines Vaters zum Regime mehr und mehr veränderte und weist auch auf seine Schwierigkeit vieler Betroffener hin, sich eingestehen zu müssen, Verbrechern hinterhergelaufen zu sein. Sein Vater hat 4 Jahre dann in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, davon ein in einem Todeslager verbringen müssen. Ihm, dem Sohn, ist bekannt, dass sein Vater in keiner Weise schlecht über diese Zeit und den Russen sprach, er bezeichnete sie als die „Universität seines Lebens.“



„Heute am 21. Juli (1941) waren wir im Gefangenenlager von Lepel. Normal fasst das Lager 1200 Mann. Es waren aber 9000 Mann anwesend und es kamen immer neue hinzu. Das Bild, dass wir sahen, war furchtbar, verschmutzt und verdreckt lagen die Gefangenen auf dem Boden herum. Die Gefangenen waren nach Russen und Juden getrennt. Für beide Abteilungen wurde getrennt gekocht. Die Juden waren der Abschaum der Menschheit, sie stellten alle bisher gesehenen Juden in Polen und auf dem Balkan in den Schatten. Wehe Deutschland und Europa, wenn man die losgelassen hätte. Diese Juden waren meistens Kommissare der Armee gewesen. Von den Russen wurden die Juden gar nicht beachtet, sondern nur

gehasst. Während die Russen zu allen Arbeiten herangezogen wurden, mussten die Juden im Lager die Schmutzarbeiten verrichten (die Latrinen sauber machen, aber nicht mit Spaten sondern mit den Händen. Die Juden sprachen alle ein gutes Deutsch. Was nach Aussagen diese Scheusale alles auf dem Gewissen hatten, ist nicht zu beschreiben! Am meisten haben diese Banditen in den baltischen Ländern gehaust.“

„Am 25. Juli fuhren wir von Lepel-Ost nach Vitebsk. ... Die Stadt ist vollständig vor dem Einrücken der deutschen Truppen zerstört worden. Kein Haus stand mehr. Die Einwohner wurden von den deutschen Truppen gespeist. ...In der Nacht vom 27. Juli auf den 28. wurden 21 deutsche Soldaten von den Juden in Vitebsk ermordet. Am 28. Juli wurden daraufhin 300 Juden in den Fluss getrieben und erschossen.“



Bei unserer diesjährigen Spurensuche über die von deutscher Seite begangenen Kriegsschäden und Gräueltaten begleiteteten uns auch Berichte über Grausamkeiten der im Zusammenhang des Stalinismus begangenen Taten am eigenen Volk. Dazu kamen auch viele Aussagen zur Kriegsgesellschaft unter der Okkupationsverwaltung, in der gerade die Polizisten eine sehr schlimme Rolle gespielt haben.

Unsere Fragen gingen in diesem Jahr, ausgehend von dem Buch „Für die Lebenden, der Toten gedenken“ der Stiftung Sächsische Gedenkstätten, zum Thema der Kriegsgefangenschaft. Dabei wurde uns klar, dass nun nach 60 Jahren kaum noch ehemalige Kriegsgefangene leben. Das gilt insbesondere auch für die, die dann noch Opfer zweier Diktaturen wurden. Also sowjetische Kriegsgefangene, die nach der Rückkehr in ihr Land über die Filtrationslager gleich weiter in die stalinistischen Gulags kamen. Das wird autobiografisch von Jacob Shepetinski, einem Ghetto- und Gulaghäftling in „Die Jakobsleiter“ beschrieben.

Ausgehend von dem Buch „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen“ von Jürgen Müller-Hohagen versuchten wir auch nach den seelischen Langzeitfolgen bei den Kriegsteilnehmern zu fragen. Hier zeigte sich, dass Fragestellungen aus unserer Geschichte und deren Aufarbeitung nicht einfach auf ein anderes Land zu übertragen sind. Zumal auch, da in diesem Zusammenhang unser Volk Täter und das belarussische Volk Opfer ist.

Inwieweit das in dem Jahr, in dem Deutschland des 60. Jahrestages gedachte, immer noch so deutlich war, bitte ich jede und jeden, die diese Dokumentation lesen, zu bedenken. Im Anhang dieser Dokumentation findet sich ein Exzerpt zur Fragestellung „Lernen aus der Geschichte“.

Das Foto zeigt das sowjetische Ehrenmal in Berlin zum Gedenken der Kriegsoffer, aufgenommen während der Gedenkfeiern am 8. Mai 2005.



Jetzt noch eine Rückmeldung von Svetlana Schakura, der Frau von Walentin, der Organisator der Workcamps in Lepel, über unsere Dokumentationen 2003 + 2004. Sie konnte diese als Lehrerin für ihren Deutschunterricht in der Schule gut gebrauchen. Sie berichtete davon, dass sie vom Bürgermeister der Stadt Lepel gebeten wurde, eine Veranstaltung für und mit Schülerinnen und Schülern aus Hamburg sowie den hiesigen Veteranen vorzubereiten. Es ging um Geschichte - und vor allem zur Kriegsgeschichte. Sie sagte, dass es zu diesem Thema keine Vorlagen für die Unterrichtsgestaltung gäbe und von daher waren für sie unsere beiden Dokumentation sehr wichtig und hilfreich. Sie fasste diese dann mit ihren Schülerinnen und Schülern in 11 Abschnitten zusammen, wie zu den Themen Partisanen, das Le-

ben bei den Partisanen, Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenschaft, Folgen des Krieges und weitere. Das hat sie dann nach unseren Dokumenten erarbeitet und in der Aula der Schule in deutsch vorgetragen. Wichtig war für sie auch, dass auch die Veteranen dabei waren, besonders auch Anatoly Semjonowitsch der sie nach der Herkunft ihrer Texte fragten. Das heißt, unsere Dokumentationen erreichen in Lepel auch den öffentlichen Raum.

Unsere Spurensuche und die Begegnung daraus mit Menschen steht im Zusammenhang der Tschernobylkatastrophe. Die Antwort unserer Organisation ist schwerpunktmäßig der Bau von ökologisch ausgerichteten Häusern für und mit den umzugswilligen Familien aus der Tschernobylregion. So bleibt in der Begegnung mit dieser von der größten von Menschen



verursachten Umweltkatastrophe betroffenen Menschen dieses Thema nicht ausgeschlossen. Das mag das Foto von einem Gespräch mit Svetlana Cschornikowa und ihrem Sohn Kirill stellvertretend verdeutlichen. *(beide links)*

Die Reaktion mehrerer Campteilnehmer war ein von Ulli Knies-Dugue entwickelter Brief an die Kandidaten der Bundestagswahl 2005 im Zusammenhang der zu beobachtenden Renaissance der Atompolitik.

Mein Brief an die CDU- und SPD-Direktkandidaten für den Bundestag im Wahlkreis Plön/Neumünster (Schleswig-Holstein), die auch unterschiedlich differenziert darauf antworteten.

„Betr.: Zukunft Energie und Atomkraft

Sehr geehrter ...

Meine Kenntnis der Tschernobylfolgen und meine Einschätzung der sich in Deutschland vollziehenden Renaissance der Kernenergie veranlasst mich, an Sie in Sachen künftiger Energiepolitik heranzutreten. Hinsichtlich meiner Wahlentscheidung bin ich an einer Aussage von Ihnen oder eines Experten Ihrer Partei sehr interessiert.

Ich habe in diesem Jahr wieder an einem sechswöchigen Workcamp in Belarus teilgenommen. Im Rahmen der humanitären Hilfsorganisation „Heimstatt Tschernobyl“ mit Sitz in Bünde i.W. war ich bereits zum sechsten Mal dort, um im nichtverstrahlten Norden des Landes Belarus mit und für umzugswillige Familien aus der Tschernobylregion – die noch etwa 23 % verstrahltes Gebiet von Belarus umfasst – Lehmhäuser nach ökologischen Gesichtspunkten zu bauen.

Während meines diesjährigen Aufenthaltes fiel die Entscheidung für die Bundestagswahl am 18. September, für die Sie Direktkandidat des Wahlkreises sind, in dem ich lebe.

In diesem Jahr war weiterhin in Belarus zu spüren, dass die durch die Tschernobylkatastrophe erzeugte Notlage für die Menschen des Landes immer noch anhält und nach Einschätzungen unabhängiger Wissenschaftler „ist die Mehrzahl der Opfer noch nicht einmal geboren“. Die belarussische Regierung verharmlost die dauerhaften Schäden und initiiert bereits wieder Rückstiedlungen in die verstrahlten Gebiete.

Diese Rücksiedlung wird auch durch das neue CORE-Programm, aufgelegt von EU und UNO begünstigt, meint es doch „Wiederherstellung normaler Lebensbedingungen in den kontaminierten Gebieten.“

Mit dieser Praxis korrespondiert offenbar auch die Entwicklung in unserem Land, Tschernobyl vergessen zu machen: Kernenergie wird wieder aufgewertet und als sicher und notwendig dargestellt. Laufzeiten werden verlängert, wie zwischenzeitlich bereits unter der neuen Regierung in Schleswig-Holstein angedeutet. Die Kanzlerkandidatin der CDU spricht sich deutlich für die Nutzung der Kernenergie aus. Der neue wirtschaftspolitische Berater einer möglichen schwarz-gelben Bundesregierung spricht sich dem Bericht der Kieler Nachrichten vom 31.08.05 nach offen für eine Atompolitik aus.

Zu erwähnen wäre noch die Ankündigung des „Heimatland von Tschernobyl“ der Ukraine (Süddeutsche Zeitung 9.5.05), elf neue Atomkraftwerke bauen zu wollen. Das soll mit EU-Unterstützung und Beteiligung deutscher Firmen geschehen. Gerade in den neuen östlichen EU-Staaten und der Ukraine beteiligt sich das in der Welt größte Energieversorgungsunternehmen, die E.ON. Sie gehört zu den vier großen EVU's unseres Landes. Dabei wird in den östlichen EU-Staaten weiterhin Atomstrom aus Kraftwerken des anfälligen Tschernobyltyps gewonnen und gelangt über den Börsenhandel als „grauer Strom“ in unsere Haushalte.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass selbst ein konservativ geführtes US-Bundesland wie Kalifornien auf regenerative Energie gesetzt hat, wie bekanntlich Anfang 2005 die rot-grüne Landesregierung von Schleswig-Holstein für das Jahr 2010 auf 50 % der Windenergie prognostiziert hatte. In beiden Fällen schafft das zugleich neben der Entwicklung regenerativer Energien zugleich auch Arbeitsplätze. Vom Gegenteil wird bekanntlich immer ausgegangen. Ich bitte Sie deshalb, sehr verehrter Herr ..., sich einer Renaissance der Kernenergie in Deutschland zu widersetzen und sich für den Aufbau einer Energiepolitik - gerade auch im EU-Rahmen - einzusetzen, die dem Klimaschutz Rechnung trägt und den begonnenen Atomausstieg fortführt.

Mit freundlichen Grüßen *Ihr Hinrich Herbert Rüßmeyer*

Da wir seit 2004 auch einen Zugang zu den deutschen Kriegsgräbern erhielten, entstand in diesem Jahr ein Kontakt zum Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Über die Spurensuche und Zeitzeugengespräche ist es zwischenzeitlich zu vielen Begegnungen mit sehr intensiven Gesprächen gekommen., wie hier im Camp zwischen Svetlana und Dietrich von Bodelschwingh.



Hinrich Herbert Rüßmeyer
Oktober 2005

Gespräche und Interviews zur Geschichte des Krieges und seinen Folgen in Lepel

Elena Najuljan – hat als Lehrerin mit Schülerinnen und Schülern die Geschichte der Schule Nr. 3 und somit auch z.T. Lepels verfasst; sie ist auch Mitarbeiterin in der Ev.luth. Kirchengemeinde Lepel (Nr. 8, 21.07.05)

Hinrich: „Ich danke Ihnen für die Bereitschaft zum Gespräch über die Geschichte Ihrer Schule und somit über Lepel. Sie erwähnten in den Vorgesprächen bereits viel den Namen Chonjak Anatoly Semjonowitsch, den wir bereits von mehreren Gesprächen her kennen. Welche Bedeutung hat er für diese Stadt?“

Elena: „Ich glaube, dass er hier eine sehr große Rolle spielt. Er ist ein sehr kluger und taktvoller Mensch, er versteht gut zu erzählen, dass jeder ihn versteht. Es kann mit verschiedenen Zuhörern sprechen und sich verständlich machen. Und die Kinder werden von seinen Erzählungen nicht müde. Er bemüht sich auch, die Jugend patriotisch zu erziehen. Er hat sehr viele Ideen und besucht auch viele Menschen. Bei der Errichtung der Gedenktafel an der Schule hat er auch eine sehr große Rolle gespielt und uns sehr dabei geholfen. Wir arbeiten mit ihm sehr gut zusammen. Diese Schule, dieses Gebäude wird nun im Jahre 2007 90 Jahre alt. Als Anatoly Direktor an der Schule war, hatte sie sieben Klassen. Im Jahre 1934 war in dieser Schule bereits eine jüdische Volksschule. Der damalige Direktor war Nissenbaum Salmar Abramowitsch (?), seine Frau war die Leiterin der Pioniere an der Schule. Er war auch Kriegsteilnehmer, hat Militärkurse besucht, wurde während des Krieges verletzt und betreute dann die Waisenkinder in der Schule. Im Jahre 1937 wurde diese Schule dann zur russischen Schule gemacht. Es gab keine Fachleute, die an der Schule in jüdischer Sprache unterrichten konnten, deswegen war es nötig, den Unterricht in russischer Sprache zu erteilen. An unserer Schule haben auch jüdische Lehrer unterrichtet. Anna z.B., war auch eine Partisanin und hat den Krieg überlebt. Später hat sie einen Direktor der Schule geheiratet. In einem Familienarchiv haben wir diese Angaben von einer Augenzeugin, Galina Gerassimowna Klawowitsch, mit der wir später noch sprechen werden, gefunden. Nicht weit von der Schule gab es einen großen Garten, daraus haben die Schüler immer reiche Ernte gesammelt. Und sie wurden damit Teilnehmer einer Ausstellung in Moskau. Hier seht ihr die Medaillen, die unsere Schüler erhalten haben. Das ist das Foto des ersten Direktors, die Schule hat 1917 mit der Ausbildung als Gymnasium begonnen. Man musste einen Direktor haben, wenn man mit einem Gymnasium beginnen wollte. Und man hat ihn aus Mogilev geholt, wo er an einem Männer- und später Frauengymnasium gearbeitet hatte. So war es schon etwas Besonderes, dass jemand, der auch noch in St. Petersburg studiert hatte, an ein Gymnasium in Lepel, das fast Dorfcharakter hatte, ging. Er schrieb später an Anatoly, dass der Geist an die Heimat etwas Liebes sei. Eine große Bedeutung beim Schreiben der Geschichte dieser Schule hat natürlich Anatoly gespielt. Ohne ihn hätten wir viele Fakten und Einzelheiten gar nicht gewusst. Dank ihm haben wir viele Informationen erhalten, zumal er an viele seiner Freunde geschrieben hatte und die ihm Angaben machen konnten, die wir verwendet haben. Die Originalunterlagen waren ja während des Krieges zerstört worden. Es gab hier in Lepel mehrere Schulen, auch mit unterschiedlichen Ausbildungszielen, wie eben auch Berufsschulen, in der man gleichzeitig einen Beruf erlernt. Aber unsere Schule war in erster Linie Grundschule, Basisschule und Mittelstufe und das Gymnasium konnte man dann von der 7. bis zur 9. Klasse besuchen. In den Berufsschulen lernte man bis zur 6. Klasse. Lepel war zu der Zeit ökonomisch sehr schwach, es gab keine Elektrizität. Aber viele Menschen strebten danach, dass ihre Kinder schulisch gut ausgebildet werden. Und so haben sie viele Briefe an die Verwaltung geschrieben, dass hier ein Gymnasium gegründet wird. Wie immer, gab es im Haushalt kein Geld dafür und deswegen gab es dann kein Gymnasium. Das Interessante ist, dass das Gymnasium dann aber nach der Februarrevolution 1917 gegründet wurde. Wir können sagen, dass in der Zeit zwei Mächte herrschten. Die Abge-

ordneten der Soldaten in den Soldatenräten und die Sowjets, die die Februarrevolution gemacht hatten. Oft war es so, dass einige sowohl bei den Soldatenräten als auch bei den Sowjets waren. Dies Gebäude gehörte der damaligen Gendarmenverwaltung, der Leiter wurde 1917 verurteilt und das Gebäude wurde dann Gymnasium. Das zeigt, dass das Bildungswesen auch stark von den politischen Ereignissen beeinflusst wird. Und jetzt zur Kriegszeit. Die Schüler haben die Erinnerungen von vielen Menschen gesammelt und aufgeschrieben. Diese haben dann das, was die Schüler aufgeschrieben haben, mit ihrer Unterschrift bestätigt. Z.B hier die Erinnerungen der früheren Direktorin Anna in der Zeit von 1944 – 1945. Heute lebt sie in Polosk und ist bereits 90 Jahre alt. Deswegen müssen wir uns auch beeilen, unsere Arbeit zu schaffen, denn die, die alles miterlebt haben, werden nicht mehr lange leben. Von ihr haben wir konkrete

geschichtliche Angaben. Hier die Erinnerung von einer Ewgenia, die sich daran erinnert, dass es sehr schrecklich war, denn ihre Familie war in der Liste der Menschen, die nach Deutschland deportiert werden sollten, weil ihre Brüder den Partisanen geholfen hatten. Aber die Befreiung Lepel hat es dann im Sommer 1944 verhindert. Im Februar 1942 haben die Faschisten Massenerschießungen von Juden gemacht. Früh am Morgen haben sie Frauen, Männer und Kinder nackt auf die LKW's geladen und nach Tschernorutschie gefahren, dort wurden sie erschossen und in Massengräber geworden. In Lepel hat ein bekannter jüdischer Arzt gelebt, Dr. Gelped gelebt, er war ein sehr guter Arzt. Er wohnte in



dem Haus, in dem jetzt die Musikschule ist. Die Juden mussten auf der Straße den gelben Stern tragen und durften nicht auf den Bürgersteigen gehen. Ein Faschist hat dann diesen Arzt mit seinem Auto überfahren und getötet. Wenn man zu dieser Zeit den Verdacht hatte, dass Lepeler Bürger Kontakt zu Partisanen hatten, wurden auch sie verhaftet und deportiert, wie es der Ewgenia auch bevorstand. Hier ist auch eine Erinnerung einer Frau, die sich an eine Nachbarin erinnert, deren Sohn vor dem Krieg eine Jüdin geheiratet hat. Vor dem Krieg sind dann ihre Enkelkinder zu ihr nach Lepel gekommen. Nach Kriegsbeginn hat jemand von den Nachbarn, den Deutschen davon erzählt. Und diese Frau, Klawowitsch, hat gesehen, wie die Frau, die ihre Enkelkinder bei sich hatte, dann mit einem Pferdeschlitten abgeholt wurde, und mit ihren Enkelkindern zu dem blauen Sumpf gefahren wurde, dorthin, wo sich heute die Tankstelle befindet. Sie hat dann auch die Schüsse gehört. Dort wurden übrigens mehrere erschossen. Am 3. Juli 1941 waren die Deutschen schon in Lepel und sie hatten mit der Okkupationsverwaltung die neue Ordnung bereits errichtet. So war es dann verboten, abends nach 18 Uhr auf die Straße zu gehen. Die Straßen wurden dann vom Sicherheitsdienst bewacht. Stationiert waren sie in einer Internatsschule, in der heute die Schule vier in der Sowjetstraße ist. Hier wurden die Gefangenen gefoltert. Später hatten die Deutschen dort auch die weißrussischen Polizeiabteilungen dort organisiert. Dazu gehörten dann sowohl die Deserteure und die Verräter, die aus den sowjetischen Truppen geflohen waren. Dann begannen die Verfolgungen und Verhaftungen von Juden. In der Volodaskastraße wurde dann das Ghetto errichtet. Heute gibt es dort ein Restaurant, dass ihr sicher schon gesehen habt. Früher befand sich an der Stelle das Kulturhaus. Dort wurden die Kleidungen, und jeglicher beweglicher Besitz von den verhafteten Juden gelagert. Den Juden wurde al-

les genommen, als sie verhaftet wurden. Eine Großmutter z.B., die sehr empört darüber war, wurde sofort auf der Stelle erschossen. Dazu wird uns später Galina noch mehr erzählen können. Die Erschießungen, so wird erzählt, sollen auch die Verräter und Deserteure vorgenommen haben. Zuerst waren aber nach den Wehrmachtssoldaten die SS-Gruppen hier, dann die Sondergruppen und dann die Polizeigruppen der Einheimischen. Die jetzt davon eventuell noch Lebenden oder deren Nachkommen zu befragen, war nicht unsere Aufgabe und wir haben es auch nicht versucht. Die Pioniere unserer Schule haben dann, nachdem sie Erinnerungen zusammengetragen haben, einen Brief geschrieben, dass an der Schule dann eine Gedenktafel für die Opfer angebracht wird. In dem Brief haben wir geschrieben, dass wir das Heimatbuch der Stadt Lepel studiert haben, viele Augenzeugen befragt haben und so auch viele Dokumente und Fotos zusammengetragen haben. Ich glaube, wir haben dadurch eine sehr sinnvolle Arbeit geleistet. Ein Schriftsteller, Julius Futschek, der viel über den Faschismus geschrieben hat, hat geschrieben, ich möchte, dass alle wissen, dass es keine Helden ohne Namen gab. Ich möchte, dass alle einen Namen haben, alle, die Hoffnungen und Wünsche hatten. Deswegen glauben wir, dass wir hier auch eine Gedenktafel brauchen, damit die Menschen hier wissen, dass solche Menschen hier gelebt haben. Es ist aber leider unmöglich, die Namen von allen Getöteten herauszufinden. So müssen wir wenigstens die auf der Gedenktafel benennen, die hier gelebt haben. Es ist als eine Erinnerung an die jetzige und künftige Generation über das menschenverachtende Wesen des Faschismus.. Und die Gedenktafel soll zum Ausdruck bringen, dass niemand vergessen ist. Diesen Brief haben wir am 7. Februar 2004 verfasst, er ist also noch ganz jung. Die Bevölkerung hat das auch unterstützt, da sie gesehen hat, dass die Kinder sich mit so einem schweren Thema beschäftigen.“

Ludwig: „Wissen Sie, aus welchen Gründen Weißrussen zu Verrätern wurden?“

E.: „Jeder hatte seine eigenen Gründe und Motive. Viele von ihnen waren mit der Sowjetmacht nicht zufrieden. Viele dachten, wenn wir die Deutschen Besatzer unterstützen, bekommen wir materielle und finanzielle Unterstützung.“

H.: „Gab es im Laufe der Zeit Veränderungen im Verhalten der Weißrussen gegenüber den jüdischen Mitbürgern?“

E.: „Ich glaube, wenn sie schlecht zusammengelebt hätten, wäre es nicht dazu gekommen, dass 1934 eine jüdische Volksschule gegründet wurde. Das zeugt davon, dass die Weißrussen die jüdische Nation geehrt hat.“

H.: „Wir haben gelesen, dass es im Verlaufe des Krieges dann zu Gegensätzen kam. Gibt es Beispiele davon in Lepel?“

E.: „Solche Informationen habe ich nicht. In diesen Notizen steht nichts davon. Ich weiß nur, dass die Weißrussen nach der Verfolgung und

E.: „Ich persönlich bin eine Internationalistin. Ich habe Liquidierung Mitleid mit den Juden hatten.“

H.: „Und wie schätzen Sie jetzt das Zusammenleben ein?“ Ehrfurcht vor jeder Nation. Ich weiß, dass Gott nicht ohne Grund alle Menschen so unterschiedlich und verschieden geschaffen hat. Jeder Mensch, jedes Volk hinterlässt eine Spur. Ich bin in Armenien geboren, ich habe in Eriwan gelebt. Und unser Haus war wie ein Hotel und jeder, der auf Reise war, konnte bei uns übernachten, wenn die Hotels belegt waren. Es spielte keine Rolle, von welcher Nationalität der Gast war. Wir haben die Menschen immer wieder empfangen und sie beköstigt. Deswegen bin ich in diesem Geiste erzogen.“

H.: „Von welcher Zeit sprechen Sie?“

E.: „Ich bin jetzt 48 Jahre alt, das war in einer Zeit, in der ich noch sehr jung war.“

H.: „Also während der Zeit des Sozialismus.“

E.: „Ja, in dieser Zeit. Aber ich weiß nicht, ob der Staatsbau eine Rolle spielen kann für das Verhältnis der Menschen untereinander. Ob es Sozialismus oder Kapitalismus ist, spielt keine Rolle. Es gibt doch moralisch-ethische, rein menschliche Bezüge.“

L.: „Wir erfahren diesbezüglich auch immer wieder hier eine besondere Gastfreundschaft.“

H.: „Noch eine Frage nach den Juden. Gerade in der Zeit nach dem Kriege sind viele aus Belarus nach Israel und in die USA emigriert. Was waren das für Gründe?“

E.: „Wahrscheinlich waren das besonders persönliche Motive. Aber ich glaube, dass Gott alle Juden in dem Land ihrer Väter versammeln will. Und von daher ist es Gottes Wille, dass

sie alle in ihre historische Heimat zurückkommen. Ich glaube daran, dass Gott sein Volk nach Hause holt.“

L.: „Wir haben den Eindruck, dass die Juden heute in Weißrussland sehr zurückgezogen leben. Es scheint eine gewisse Scheu vorhanden zu sein, sich zum Judentum zu bekennen.“

E.: „Vielleicht war es einmal so, aber die Situation ist heute besser.“

L.: „Aber Svetlana Swirbut organisiert die Zusammenkünfte für die Juden.“

E.: „Ich glaube, dass Svetlana sie alle nicht zusammenführt., sondern Gott macht das und das ist alles nach seinem Plan, da es sein Volk ist und er es auch liebt. Ein anderer Punkt ist aber, dass es bei den Juden sehr wenige jüngere Menschen gibt. Und die älteren zusammenzubringen, ist recht schwer. Sie gebrauchen Ruhe, keiner darf sie stören. Die Juden sind ein begabtes Volk und ich vermute, dass viele unser Land verlassen, da es für sie keine Bildungseinrichtungen gibt. In anderen Ländern, wie auch bei euch, finden sie das und auch gute Arbeit. Von daher ist Lepel auch keine so gute Stadt für sie. Aber trotzdem lebt der Mensch nicht vom Brot allein. Mein Arbeitslohn ist nicht so hoch, aber diese Arbeit mit den Nachforschungen gefällt mir sehr und darum mache ich das. Wenn ich darauf achten würde, was ich dafür bezahlt bekommen würde, würde ich sie nicht machen.“

H.: „Jetzt noch eine typisch deutsche Frage. Wir sind ja nun Nachfahren des Volkes, dass über ihr Land so viel Unheil gebracht hat und dazu auch die Verantwortung für die Shoah zu tragen hat. Wie geht es Ihnen in diesem Gespräch mit uns als Deutsche?“

E.: „Ich habe in der Stadt Wolfen in Deutschland Freunde, Gisela und Lutz Schmidt Freunde. Ich halte die Deutschen für sehr gute Menschen. Und durch diese Menschen hilft mir Gott sehr. Sie schreiben mir, schicken mir Pakete. Das auch nach der Zeit der Perestroika, denn danach haben viele Menschen die Kontakte zu uns eingestellt. Und, die Geschichtsaufarbeitung, alle Recherchen haben gezeigt, dass der Faschismus kein nationales Gesicht hat, er hat nichts mit einer Nation allein zu tun. Nach dem ersten Weltkrieg war leider eine sehr gute Zeit für die Entwicklung des Faschismus in Deutschland. Heute kann der Faschismus in ganz anderen Ländern geboren werden. Wir sind gegen Faschismus bei jeder Nation. Der Zweite Weltkrieg war eine Lehrstunde für uns alle. D.h., wir dürfen so etwas nicht wieder zulassen. Vor kurzen hatten wir hier den Besuch von Schülern aus Hamburg, wie Sie bereits wissen. Das war eine Art antifaschistische Bewegung. Die deutschen Schüler haben gesagt, dass sie sich eigentlich nicht vorstellen konnten, wie ein Mensch einen anderen Menschen so wie hier behandeln, foltern und quälen konnte. Sie waren sehr erschrocken darüber, was die Deutschen hier angerichtet hatten.“

H.: „Noch einmal, die Shoah, die Vernichtung der Juden. Der Ausrottungsplan der Deutschen ist auf Regierungsebene zurückzuführen. Kann eine solche Tat, auch im historischen Zusammenhang vergeben werden?“

E.: „Was soll ich sagen? Die Menschen, die das getan haben, leben zum größten Teil nicht mehr. Ich kann nur sagen, dass wir, die wir leben, in Frieden miteinander leben müssen. Es ist auch nicht gut, dass der Mensch sein ganzes Leben mit seiner Schuld, seinem schlechten Gewissen lebt. Wir müssen alles machen, dass sich so etwas nicht wiederholt. Das ist meine Meinung, das ist nicht offiziell.“

L.: „Das sollte die allgemeine sein.“

Galina Gerassimowna Klawowitsch, ehemalige Lehrerin, hat als Jugendliche während des Zweiten Weltkrieges in Lepel gelebt (in Begleitung von Elena Najuljan 21.07.05)

Hinrich: „Danke für die Bereitschaft zum Gespräch. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns etwas aus Ihrem Erleben des Krieges hier in Lepel erzählen würden. Wenn Sie dabei auch

etwas aus Ihrer Familie, Ihrer Kindheit sagen würden und etwas aus der Zeit nach dem Krieg. Anschließend würden wir noch einige Fragen stellen.“

Galina: „Vor dem Krieg habe ich hier in Lepel 4 Schulklassen beendet. Es war dann am Sonntag, dem 22. Juni 1941, meine Mutter war zum Markt gegangen, um ein paar Einkäufe zu machen und einige Geschenke einzukaufen für unsere Großmutter, die in Mogilev wohnte. Sie kam dann vom Markt und lief zum Garten und hat aus irgendwelchen Gründen geweint, wir wussten nicht, warum. Wir mussten eigentlich Lepel mit dem Zug um 12 Uhr verlassen, um zur Oma nach Mogilev zu fahren. Im Radio hörten wir dann Molotow, der erklärte, dass der Krieg begonnen hatte. Der Kriegszustand wurde also erklärt. Und nach 2 Stunden haben wir 2 Flugzeuge gesehen, darüber freuten wir uns sehr, dadurch fühlten wir uns sicher. Dann entdeckten wir darauf aber die Hakenkreuze und fragten dann, wo sind der Sowjetsterne. Wir waren also sehr erschrocken. Die ersten Gruppen der Deutschen, die dann in Lepel waren, war die SD, die Sicherheitsdienste. Ich war damals 12 Jahre alt und uns war



dann verboten, die Häuser zu verlassen. Aber der SD beschäftigte sich zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten. Danach kamen auch schon die deutschen Soldaten, die den Krieg gar nicht wünschten, denn es wurde ihnen befohlen, in den Krieg zu ziehen. Und damit begann für uns das Leben in der Okkupation. Unser Leben hatte sich verändert, wir sangen nicht mehr unsere Lieder. So war für uns der Anfang des Krieges. Während des Krieges gab es viel Hunger; aber um nicht zu verhungern, haben wir ein oder zwei Eier genommen und sind zu den Deutschen gelaufen und haben dafür ein Laib Brot bekommen. Später haben sie auch ihre Vorräte für uns geöffnet und wir bekamen somit Korn oder Mehl. Als die Gruppe des SD weiterzog, wurde hier die Polizeiabteilung organisiert und dadurch wurde es für uns viel schlimmer. Damit begannen auch die Verhaftungen; aber aus welchen Gründen? Es wurde z.B. gesagt, dass der Mann der Frau z.B. ein Offizier sei oder bei einem anderen, dass er ein Kommunist sei. Ich möchte von einem Fall erzählen, der Fall, der Ihnen bereits bekannt ist. Eine Frau aus Leningrad, eine Jüdin, hat ihre zwei Kinder nach hier zu der Oma gebracht. Diese Oma musste also auf die Enkelkinder aufpassen, da die Deutschen die Juden gehasst haben. Aber es wurde dann bekannt, dass diese beiden Kinder Juden seien. Aber die Oma hat gesagt, dass sie ihre Enkelkinder nicht im Stich lässt und mit dem Wagen, der sie zum Erschießen abholte, mitfahren wolle. Und ich habe gesehen, wie sie abgeholt wurde und zu dem blauen Sumpf gefahren wurden, wo sich jetzt die Tankstelle befindet. Ja, es war dann eine schlechte Zeit. Wir haben nicht mehr gesungen, wir hatten nur zu essen, was da war. Lepel gehörte zur Partisanenzone Uschatschie und hier wurde sehr viel bombardiert. Am Tag bombardierten die Deutschen die Partisanenzone und nachts kamen dann die Sowjets und haben die Deutschen und somit auch uns, die wir in Lepel lebten, bombardiert. An den sowjetischen Flugzeugen waren die Scheinwerfer, um die Ziele, die beschossen werden sollten, zu erkennen. Aber sehr viele Bomben sind dann in den See gefallen. So setzten dann die Sowjets Fallschirme ein, an denen dann die Beleuchtung war, die so hell

war, dass man alles auf der Erde erkennen konnte uns so auch die Flieger ihre Ziele. Wir suchten dann am Tag die Fallschirme und fertigten uns daraus Kleidung an. Aber die deutschen Faschisten haben sehr unter den Partisanen gelitten. Sie kennen z.B. die Straße nach Polosk, die Deutschen sägten alle Bäume neben der Straße auf einer Breite von 3 – 4 Metern ab, damit sie nicht so leicht von den Partisanen auf dem Weg von und nach Polosk vernichtet wurden. Lepel war eine jüdische Stadt, hier haben sehr viele Juden gelebt und gerade hier auf der Sowjetskastraße haben viele von ihnen gelebt. Dabei waren sehr schöne Mädchen. Und als dann die Deutschen gekommen waren, und die Soldaten waren auch jung, ist in vielen Fällen die Liebe entflammt. Die deutschen Soldaten liebten die jüdischen Mädchen. Man organisierte Tanzabende, es war sehr spannend und interessant hier. Bald wurde das alles von den Deutschen verboten. Es wurde dann beschlossen, alle Juden an einem überschaubaren Platz zusammenzubringen. Das war dort, wo jetzt das Hotel steht und der Park sich befindet, in der Voladaski- und Sajinskistraße. Wir sind dann aber immer zu dieser Stelle gelaufen, um ihnen etwas zu essen zu bringen. Dann schon wurden die Juden zuerst in Uschatschie, dann in Tschaschnikie erschossen, aber in Lepel noch nicht. Aber warum hier noch nicht? Die Juden hatten sehr viel Gold und konnten dadurch die Deutschen bestechen und sich somit das Leben bewahren. Dann, ich glaube, es war im Januar oder Februar 1942, ich wurde morgens wach und sah, dass meine Oma weinte. Ich hörte, dass die Motoren von LKW's summten. Und meine Oma sagte zu mir, dass heute die Juden erschossen werden. Aber, wir waren ja Kinder, und sind in die Stadt gelaufen. Und wir haben das gesehen, dass diejenigen, die sich von den Juden gewehrt hatten, sofort erschossen wurden. Das geschah, wie wir auch hörten, in den Häusern auf den Öfen erschossen. Die anderen wurden dann mit den LKW's nach Tschernoroutschie gefahren und dort erschossen. Sehr viele wurden ermordet, sehr gute Menschen waren das. Ja, an diesen Tag kann ich mich sehr gut erinnern – *mit leiser stimme* - ; was möchten Sie noch wissen?“

H.: „... können Sie noch etwas zur Zeit des Kriegsendes sagen?“

G.: „Hier gibt es einen großen Graben, dort wurden Bunker errichtet. Und meine Großmutter war immer im Haus, sie wollte es nicht verlassen. Da ich meine Oma aber sehr geliebt hatte, konnte ich nicht ständig in dem Bunker bleiben und sagte zur Mutter, dass ich zur Oma gehen wollte, um zu sehen, wie es ihr geht. Dabei habe ich dann an einem Abend bemerkt, dass die Deutschen sehr aufgeregt und sehr hektisch waren. Und sie kontrollierten auf beiden Seite die Straßen. Wir haben uns dann in dem Bunker versteckt und hatten erfahren, dass es sich bei den Deutschen um den Beginn eines Rückzuges handelte und sie benötigten am Rande der Stadt Verstärkung. Dorthin wurden die Soldaten kommandiert. Wir haben die ganze Nacht nicht schlafen können. Als ich am anderen Morgen zur Oma kam, habe ich gesehen, dass dort Soldaten mit den roten Sternen waren und war darüber sehr erregt. Wir wohnten in dem Haus zur Miete und die Wirtin hatte immer die Milch von den gemolkenen Kühen in große Gefäße gegossen. Und unsere Soldaten, die sehr verdreckt und verschwitzt waren, haben diese Milch in vollen Zügen getrunken. Ich bin dann gleich vor Freude zum Bunker gelaufen und habe geschrien, dass die Unsrigen da seien. Aber man sagte mir, dass ich leise bleiben sollte, denn es könnten ja auch Deutsche in sowjetischer Kleidung sein und die würden uns dann noch erschießen. Dann aber kamen auf dieser Straße die Sowjettruppen und sie richteten dann zwei Häuser weiter in einem großen Garten eine Feldküche ein. Dort traf man sich, es wurden Lieder gesungen, es war alles sehr schön, wir waren sehr erleichtert. Für mich war das alles sehr interessant, denn ich war ja 14 Jahre alt. Und in unserem Haus, in der anderen Hälfte, wurde der Stab eingerichtet, Küche und die Soldaten waren im Garten. Dazu noch ein Fall; die Unsrigen trieben die deutschen Gefangenen alle nur in der Unterwäsche durch die Straßen. Der Kommandeur sah, als er das Haus verlies, das alles und fragte sofort einen sowjetischen Soldaten, was das sei. Der sagte ihm, dass das die deutschen Kriegsgefangenen, darauf fragte der Kommandeur, wo denn die Kleidung sei und der Soldat sagte, dass man sie ihnen ausgezogen habe. Darauf befahl der Kommandeur seinem Soldaten, die Kleidung auszuziehen und sie einem deutschen Soldaten zu geben. So fing dann das Leben mit den unsrigen Befreiern an. Alle Lieder, die sie gesungen haben, haben wir dann aufgeschrieben, und so ging es dann immer weiter. Ich hatte noch vergessen, zu erwähnen, dass hier während des Krieges eine Schule organisiert wurde. Das war während des ersten Kriegsjahres. Und wir gingen in die zweite Schule, nicht

weit von der Miliz hier. Dort sollte dann so etwas wie die Gesetze Gottes unterrichtet werden. Aber, wie konnten wir das lernen? Wir haben dann gesagt, das wir das nicht lernen wollen und haben die Schule verlassen. Später wurde dann im Radio gesagt, dass die, die sich weigern, zur Schule zu gehen, dann Schützengräben bauen müssten. Die Deutschen hatten das befohlen und der weißrussische Bürgermeister musste das mit Unterstützung der Polizei veranlassen. So konnte ich dann im Krieg noch meine siebte Klasse beenden, also vier Klassen vor und drei Klassen während des Krieges. Als dann Lepel befreit wurde, wurde hier eine pädagogische Ausbildungsstätte errichtet. Die haben wir dann besucht, da es nach dem Krieg einen Mangel an Lehrern gab. Diese Ausbildung haben wir dann beendet und wurden alle in den Westen von Belarus geschickt. Dort wurden wir als Lehrer tätig.“

Elena: „Galina G. war in unserer Schule, von der ich heute am Vormittag berichtete, 25 Jahre die Leiterin der Pioniere.“

G.: „Insgesamt war ich 49 Jahre an dieser Schule. Ich habe dann auch nach meiner Pension an der Schule im Aufsichtsbereich weitergearbeitet. Das geschah auf den Wunsch des Schuldirektors hin und so habe ich mit einer weiteren Rentnerin an der Pforte zur Schule weitergearbeitet. Also, ich möchte sagen, der Krieg ist doch ein Krieg. Die Führer Deutschlands und der Wehrmacht, die Faschisten, wollten den Krieg; aber die einfachen Soldaten nicht.“

H.: „In unseren Gesprächen hören wir immer wieder den Begriff vom normalen Leben; wann begann das für Sie und Lepel?“

G.: „Ich muss zuvor sagen, dass das Jahr 1937 sehr schlecht war, auch für unsere Familie. Unser Vater wurde repressiert und wurde nach Kolemär in Sibirien geschickt. Das hatte zur Folge, dass es für uns sehr schwer war, zu leben. Aber in der Zeit nach dem Krieg, nach der Lehrerausbildung habe ich als Lehrerin gearbeitet und dadurch wurde es für uns leichter und nach 10 Jahren war auch der Vater zurückgekommen. Und ab da haben wir gut gelebt. Es gab zwar manchmal Schwierigkeiten, aber unsere Mutter hat uns immer beruhigt und sagte zu uns, „wisst ihr, meine Liebsten, habt keine Angst vor Not, sondern vor Glück. Heute kann es gut sein, morgen schlecht, also habt keine Angst vor Schlechtem, sondern vor Gutem.“ Aber das Leben ist so, dieses Jahr ist sehr gut, das nächste schlecht und schwierig. Und in der jetzigen Zeit z.B. ist es auch nicht sehr leicht, es fehlt manchmal etwas, obwohl wir eine gute Rente bekommen. Früher war es so, dass man für 1.000 Rubel im Geschäft viel kaufen kann, heute reichen oft 10.000 nicht. Aber, wir haben den Krieg überlebt, Gott sei Dank. In jedem Jahr ist es so, ein Tag gut und der andere vielleicht schlecht. Aber die Hauptsache, das wichtigste ist die Gesundheit.“

H.: „Schönen Dank für diesen lebendigen Lebensbericht.“

E.: „Sie hatten ja ganz speziell auch nach dem Verhältnis zwischen Weißrussen und Juden gefragt...“

G.: „Wir waren so gut befreundet mit den Juden, es waren die besten Freunde für uns. Ihr könnt euch das nicht vorstellen. Von daher war es für uns sehr sehr schwer, die Erschießungen, auch noch als Kinder, mitzuerleben. Als sie im Ghetto waren, haben wir ihnen immer etwas zu essen gebracht. Das waren die hervorragendsten Menschen. Vor dem Krieg z.B. lebte eine jüdische Familie hier, die Tochter und der Sohn zogen nach Leningrad. Und wenn sie hier haben kamen, haben sie immer bei uns übernachtet, wir waren gute Freunde. Alle waren sehr gute Menschen, sie wurden aber alle vernichtet. Sie waren bis zuletzt alle sehr ruhig, auch auf dem LKW, von dem konnten sie, glaube ich, nicht herunterspringen, um zu fliehen. Ja, selbst da waren sie sehr diszipliniert. Und wenn ich die Augen schließe, ist es für mich so, als sei alles erst gestern gewesen.“

H.: „Das heißt also, die Erinnerungen sind immer noch lebendig.“

G.: „Ja, es ist als sei es gestern gewesen. Als die Deutschen kamen, habe ich ihre Sprache nicht verstanden. Da hatte einmal ein Soldat nach Hühnern und Eier gefragt und wir haben es nicht verstanden. Dann hat er uns die Bewegungen und die Geräusche eines Huhnes vorgemacht und wir wussten, was er wollte.“

Ludwig: „Auf den Anfang der Okkupation möchte ich noch einmal zurückkommen. Sie haben ja viele Einzelheiten erzählt, die zu Beginn von einem guten Einvernehmen mit den Besatzern bestimmt waren. Bei uns sagen ehemalige Wehrmachtsangehörige, dass sie von der Bevölkerung als Befreier begrüßt wurden.“

G.: „Ich weiß nicht, ob das so war. Die Deutschen waren zuerst gut zu uns, sie hatten immer Pudding gekocht und davon bekamen wir Kinder etwas ab. Wir hatten z.B. keinen Zucker und bekamen ihn von ihnen. Und hier gab es auch einen großen Raum, dort bekamen die Soldaten zu trinken. Einmal kam einer allein und der Besitzer sagte vorwurfsvoll zu ihm, dass die Deutschen uns überfallen hatten. Dieser Deutsche konnte russisch und antwortete ihm, dass man sagte, dass Hitler bereits vor Moskau sei, aber das glaube er nicht. Weiter sagte er dem Besitzer, ob er denn glaube, dass die deutschen Soldaten den Krieg wollen und er sagte, dass sie das nicht wollten, denn sie hätten zu Hause ihre Frauen und Kinder. Es sagte, dass es nicht ihr Wunsch sei, den Krieg zu führen. Aber wir können auf keinen Fall sagen, dass wir die Deutschen als Befreier vom Kommunismus erwartet haben. Nein, das kann man auf keinen Fall sagen. Dagegen spricht auch, dass in Lepel viele Bürger auch von den faschistischen Deutschen ermordet wurden. Am Beginn der Okkupation wurden auch viele junge Lepeler als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt. Das änderte sich erst etwas, als ein Russe aus der Nähe von Smolensk mit Namen Kaminski hier Leiter der Polizeitruppe wurde. Es sagte, dass man diese als Arbeitskräfte hier benötige. Und so geschah das auch, zumal er hier einer der Hauptverantwortlichen war, da die deutsche Wehrmacht weiter in Richtung Russland zog. Dadurch wurde auch die Polizei aufgerüstet und sie waren viel schlimmer als die Deutschen.“

L.: *„Warum haben sie das gemacht?“*

G.: „Die Menschen sind ganz verschieden. Man lockte einen an und der war froh, dort dann zu dienen. So, wie es jetzt auch der Fall ist.“

L.: *„Aber sie mussten damit rechnen, dass sie bestraft werden, wenn die Deutschen wieder abziehen.“*

G.: „Damals hat keiner daran gedacht. Damals war es für die Polizisten sehr gut, so zu leben. Sie hatten alles. Einmal waren wir im Haus und es wurde an die Tür geklopft, aber wir haben die Tür nicht geöffnet. Aber der Polizist sagte, dass sie unserer Familie nichts antun würden, da wir eine alte Oma hatten. So waren die Polizisten.“

L.: *„Leben davon noch welche?“*

G.: „Nein, die sind alle gestorben. Es ist schon 60 Jahre nach dem Krieg und die waren damals so um die 40 Jahre alt. Nachdem die sowjetischen Soldaten 1944 hier waren, wurden die Polizisten sofort verhaftet und auch verurteilt. Später sind einige aus der Haft zurückgekommen, aber sie sind nicht nach Lepel gekommen, sondern in andere Städte und Rayons. Also, in ihre Heimatstädte sind sie nicht zurückgekommen. Hinzu kommt, dass einige sich nach dem Krieg, als alles durcheinander war, sich verstecken konnten und dann auch noch unter einem anderen Namen weiterlebten. Viele sind auch mit nach Deutschland gegangen oder dann später in die USA ausgewandert. Vielleicht leben auch noch einige mit gefälschten Pässen in Belarus, aber nicht in Lepel.“

H.: *„Wie ist es denen ergangen, die verhaftet wurden?“*

G.: „Ich sagte schon, dass es sofort nach der Befreiung ein großes Durcheinander gab. Einige flohen, so wurde eine Polizistenfamilie z.B. in Beschenkowitschie gefasst. Viele Menschen wurden auch verhaftet, um zu überprüfen, was sie während des Krieges gemacht hatten. Erst dann wurde entschieden, was mit ihnen geschah.“

H.: *„Wissen Sie, was mit den Kriegsgefangenen geschah, die aus Deutschland zurückkamen?“*

G.: „Da sind mir keine Schicksale bekannt. Hier gab es aber auch ein sowjetisches Kriegsgefangenenlager. Eine Nachbarin und ich haben auch dort hin Essen gebracht. Hier gab es eine Fabrik, dort wurde Quast (*Getränk*) hergestellt, dort gab es viel Zwieback, darum haben wir als Kinder gebeten und auch viel bekommen. Auch das haben wir den Gefangenen gebracht. Ich weiß noch, wie dieses Lager aufgelöst wurde und die Gefangenen wieder zu ihren Familien zurückkamen.“

H.: *„Hat es hier Filtrationslager für die zurückkehrenden Kriegsgefangenen gegeben?“*

G.: „Nein, solche Lager gab es hier nicht, das war uns auch damals nicht bekannt.“

H.: *„Wir haben gelesen, dass nach dem Krieg deutsche Kriegsgefangene und Deportierte in Belarus beim Wiederaufbau der zerstörten Städte als Wiedergutmachung arbeiten mussten. Geschah das auch in Lepel?“*

G.: „Nein, das ist mir von hier nicht bekannt. Insgesamt ist mir bekannt, dass man mit den deutschen Kriegsgefangenen gut umgegangen ist, es gab doch die Humanität. Die Deutschen, die dann in den Gefangenenlagern starben, sind auf dem Friedhof begraben, wo heute das große Geschäft steht. Dort wurden auch schon zur Kriegszeit viele begraben, dort standen Kreuze aus Birken mit Stahlhelmen darauf. Es war ein sehr großer Friedhof. Als das Kaufhaus gebaut wurde, sind viele Menschen aus Deutschland gekommen und haben die sterblichen Überreste mitgenommen. Unsere Schule steht dort, wo früher die Menschen erschossen wurden und bei dem Bau der Sporthalle im vergangenen Jahr wurden auch wieder sterbliche Überreste von erschossenen Weißrussen gefunden. Noch einmal, ich kann nur sagen, dass wir froh waren, als der Krieg vorbei war.“

H.: „Und wie sind Sie mit den Folgen des Krieges fertig geworden?“

G.: „Wir waren so froh, dass der Krieg zu Ende war. Und das Leben musste dann weitergehen und wir haben so gelebt. Wir hatten



zuerst kein Haus, haben uns dann später ein eigenes gebaut. Im ersten Jahr nach dem Krieg haben wir sogar den Tag des Sieges nicht gefeiert. Später haben wir uns überlegt, warum wir das nicht gemacht hatten. Ab da haben wir dann des Tages gedacht. Und jetzt habe ich bereits Urenkelkinder.“

H.: „Vielleicht noch etwas zu uns. Wir machen diese Befragung ja im Sinne der Versöhnungsarbeit. Unser Interesse besteht darin, uns für die Taten unserer Elterngeneration zu entschuldigen. Zu Hause werden wir über unsere Gespräche berichten und auch tief beschämt darüber erzählen, wie gastfreundlich wir hier immer wieder aufgenommen werden.“

G.: „Ungeachtet dessen, dass so viel Schlimmes gemacht wurde und wenn ich dabei auch an Chatyn denke, das Dorf, das verbrannt wurde und das heute unsere nationale Gedenkstätte ist und auf die Tragödie hinweist, treffen wir uns hier wieder und führen unsere Gespräche. Aber wir Weißrussen sind so ein Volk, gastfreundlich, wir sind unschuldig und ihr seid auch unschuldig.“

H.: „Wir tragen aber an der Schuld

unseres Volkes.“

G.: „Ja und wir vergeben euch. Das, was im Krieg war, habt nicht ihr gemacht. Ihr seid unschuldig und Eure Eltern wollten das vielleicht auch nicht. Uns haben die Soldaten hier immer wieder gesagt, dass sie den Krieg nicht wollen.“

H.: „Danke für das Gespräch und gerade auch für das, was sie uns zum Abschluss sagten; Elena Dank für die Vermittlung.“

Sinaida Tschernich Borissowna, in Lepel lebende jüdische Geschäftsfrau und **Tanja Rogowenloma**, Erzieherin, die in der Ev. Luth. Kirchengemeinde Lepel den Schabbath für die Juden organisiert (Nr. 25, 01.08.05)

Hinrich: „Wir danken Sina für die Bereitschaft zum Gespräch und Tanja für die Vermittlung. Bei unserer Hilfstätigkeit stoßen wir immer wieder auf die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und insbesondere auch auf das Schicksal der Juden und gerade auch hier in Lepel. Von daher sind wir an Lebensgeschichten Einzelner auch sehr interessiert. Wir verstehen unsere Geschichtsaufarbeitung als einen Beitrag zur Versöhnung.“

Sina: „Ich freue mich, euch kennen zu lernen. Den Krieg habe ich selber nicht erlebt. Ich erzähle das, was ich aus den Erinnerungen meiner Mutter gehört habe. Ich habe hier in Lepel Verwandte. Geboren bin ich 1954. Ich zeige euch hier Fotos von Juden aus Lepel vor dem Krieg. Hier stehen auf S. 558 und 559 des Lepeler Heimatbuches einiges über die jüdische Bevölkerung unter „Opfer des Krieges.“ Alle wurden sie im Laufe des Krieges getötet. Eine Familie z.B. kam zurück, um die Kuh noch zu holen, die sie bei dem schnellen Aufbruch haben stehen lassen. Dabei wurden sie gefangen und wir viele andere in Tschernoroutschi erschossen. Hier ist allerdings eine Frau mit Namen Fiischkina, die hat den Krieg überlebt,

sie starb 1972. Aus ihren Erinnerung aus dem Ghetto in Lepel steht etwas auf S. 270. Das Ghetto war an der Stelle, wo sich jetzt die Schule Nr. 3 befindet. – *dort an der Stelle, wo wir bereits waren* – Wie sie das Ghetto verlies, weis ich nicht, sie war später bei den Partisanen. Wenn wir genaueres wissen wollen, müssten wir mit ihrer Tochter, die jetzt in Vitebsk lebt, unterhalten. Eine zweite Frau, die überlebt hat, wohnt z.Zt.



- neues Denkmal an der Schule 3 -

in Polosk. Eine Lehrerin mit Namen Rifkina hat erzählt, wie sie überlebt hat. Diese hat auch sehr viele Informationen über Juden, die in Kamen gelebt haben.“

Tanja: „Ich wollte euch eigentlich mit einer Frau bekannt machen, die halb Jüdin und halb Weißrussin ist. Sie ist z.Zt. im Sanatorium. Sie ist 85 Jahre alt. Wenn ihr nächstes mal kommt und sie noch lebt, könnt ihr sie treffen. Sie kann euch über Lepel aus eigenem Erleben erzählen.“

H. „Wie weit erstreckte sich das Ghetto und was gab es hier an jüdischen sakralen Häusern?“

Sina: „Vor dem Krieg gab es hier eine Synagoge, sie befand sich gegenüber der heutigen orthodoxen Kirche, in deren Nähe war auch eine jüdische Schule und es gab hier und 2 weitere Gebetshäuser. Die Juden haben vorwiegend hier in diesem Stadtteil gelebt, z.T. bis an den See. Hier an der Sovodraskastraße und der Leniniskastraße und der Kreuzung der Internationale, von der Stadtverwaltung und der Post bis an den See. Das war dann auch der engere Bezirk des späteren Ghettos. Hier in Lepel haben sehr viele Juden gelebt. In der Kunstschule, die an der Danukolowstraße steht, war früher eine Poliklinik, eine Ambulanz von einem jüdischen Arzt. Dort, wo sich heute die Schule Nr. 3 befindet, da herum befand sich das Ghetto und dort, wo heute die Grundschule Nr. 1 ist, standen die Galgen für die Hinrichtungen. Und nicht weit von hier, dem Park, gab es eine Grenzlinie und auf der anderen Seite war es der Bach als Grenze des Ghettos. Bekannt ist, dass ein Großteil der Menschen zu Beginn des Krieges ins Innere von Russland evakuiert wurden. Gerade die jüdische Bevölkerung hatte die auf sie zukommende Gefahr gespürt. Das konnten sie aber nur bis zum August 1941, ab dann konnte man das besetzte Lepel nicht mehr verlassen.



Ich habe als Krankenschwester in einem Krankenhaus gearbeitet und dort arbeitete auch eine ältere Frau, die im Krieg Partisanin war. Und sie erzählte, als das Partisanengebiet eingekesselt war, mußten sie Tag und Nacht bis zum Kopf und Hals stehen. Und sie und ihr Mann hatten ihr Kind dabei und das Kind hat immer geweint. Und sie mussten dann, um die ganze Partisanengruppe nicht zu verraten, das Kind ertränken. Sie erzählte auch, dass bei ihnen einige junge Partisanen waren, die durch Kopfschüsse verletzt waren. Und einer war dabei, der lebte noch und sein junges Herz wollte noch leben, aber das Gehirn war verwundet, die Würmer waren schon in der Wunde und es gab keine entsprechende Hygiene und Behandlungsmöglichkeit. Aber sie wollten diesen jungen Partisanen auch nicht lebendig begraben, so gaben sie ihm dann eine Spritze, damit er stirbt. Ich kenne eine Frau, die nicht weit von hier

am See wohnt, sie hat viel davon erzählt, was sie hier im Krieg erlebt hat. D.h. also, dass die älteren Menschen noch viel vom Krieg erzählen können. Meine Familie war während des Krieges in Minischinsk, das ist im Norden Russlands. Mein Opa war bei der Roten Armee, auf diesen Fotos seht ihr die Eltern meiner Mutter. Meine Oma ist dort gestorben. Mein Opa ist nach dem Krieg 1956 gestorben. Nach dem Krieg ist meine Familie nach Lepel gezogen, unser Haus stand in der Bodunistraße, das ist gegenüber dem Kaufhaus, das ihr ja kennt. Diese Fotos aus Lepel sind alle Kopien, die Originale befinden sich im Lepeler Museum. Das sind alles Fotos von jüdischen Familien, einige sind auch, wie bereits angedeutet, in dem Heimatbuch auf den Seiten 216-217 erwähnt. Hier wird auch der eine Tag am 28. Februar 1942 beschrieben. Es waren die Tage der Liquidierung des Ghettos von Lepel. Hier steht, dass die kleinen Kinder wurden mit einem Messer erstochen und aufgeschnitten oder ihnen wurde das Rückgrat mit einem Schwung auf das Knie eines Soldaten gebrochen. So wurden sie dann in Tschernoroutschie in das Massengrab geworfen. An diesem Tag ist diese Frau, die das erlebt hat, zu den Partisanen gegangen. Jeder Lastwagen, der am 28. Februar die Menschen nach Tschernoroutschie fuhr, wurden von etwa 8 weißrussischen Volksarmisten und Polizisten bewacht. Sie fuhren über die Straßen Volodaska, Leniskaja- und Gorkistraße in den südwestliche Teil der Stadt. Dort waren die Gräber ausgehoben und daneben standen die Soldaten. Alle mussten sich ausziehen und wurden dann in den Graben geworfen und wurden aus automatischen Maschinengewehren erschossen. Und dazu dann noch die kleinen Kinder.“

Sina: „Heute leben in Lepel ungefähr noch 40 jüdische Familien. Wie es gleich nach dem Krieg war, kann ich nicht sagen. Aber es sind jüdische Familien, die vor dem Krieg hier in Lepel gelebt haben, nach dem Krieg aus Mittelasien nach hier zurückgekommen. Es sollen aber auch jüdische Familien nach dem Krieg hierher gezogen sein, die hier vorher nicht gelebt haben.“

H.: „Gibt es hier so etwas wie eine jüdisches Gemeindeleben?“

Sina: „So enge Beziehungen, wie sie in den Synagogen sind, gibt es z.Zt. hier nicht. Wir können sagen, dass die Juden das Gefühl für die Gemeinschaft, wie es früher war, verloren haben. Jetzt werden die Kontakte bewahrt, über Verwandtschaft oder Freunde, die schon vor dem Krieg bestanden haben. Die jüdischen Familien, die neu zugezogen sind, halten sich fern von Kontakten zu denen, deren Familien schon lange hier gelebt haben. D.h. es gibt von denen gar keinen Kontakt zu uns.“

H.: „Wie war das Gemeindeleben dann während der sozialistischen Zeit?“

Sina: „Während dieser Zeit wurde von dem Judentum wenig gesprochen. Einige Juden haben während dieser Zeit einfach verschwiegen, dass sie Juden waren. Und erst nach dem Zusammenbruch des Sozialismus erfuhren wir, dass jemand, der als Weißrusse galt, Jude

war. Das wurde am deutlichsten an denen, die dann nach Israel auswanderten. Es war schon für uns eine Überraschung, zu erfahren, wer Jude war. Ich z.B. war sehr gut mit den Weißrussen befreundet, obwohl man wusste, dass ich Jüdin bin. Ich hatte keine Probleme, nur während der Schule mit einem Mädchen. Jetzt ist es bei uns freier mit dem Judentum geworden. Ich kann öffentlich sagen, dass ich Jüdin bin.“

H: „Können wir noch etwas von der Zeit nach dem Krieg erfahren?“

Sina: „Meine Familie hat, wie ich bereits sagte, nicht weit von dem Kaufhaus und Markt gewohnt. Dort, wo heute der Parkplatz ist, gab es damals den Markt. Die Bauern, die auf dem Markt verkauften, lagerten oft ihre Waren bei uns. Und so hatten wir auch sehr viele Freunde damals. Es gab für uns keine nachteiligen Bedingungen. Meine Tante z.B., obwohl sie Jüdin war, bekam einen freien Zugang zum Institut. Sie hatte für ihre Schulleistung eine silberne Medaille bekommen und konnte dann nach einer Aufnahmeprüfung studieren.“

Tanja: „Natürlich gab es Einzelfälle. Der Kirchenmusiker in unserer Kirche Oleg Dymman hatte nach dem Konservatorium keine Arbeitsstelle gefunden. Noch zur Sowjetzeit hatte man ihn fast bedauernd gefragt, wo er denn mit einem solchen Namen überhaupt hinwolle. Es wäre doch besser, den



Nachname in einen russischen

- Sina links und Tanja rechts-

Dymof zu verändern. Mit einem solchen jüdischen Nachnamen wäre es für ihn schwer, eine entsprechende Arbeitsstelle zu finden. Sein Vater – *der sich zwei verabredeten Gesprächsterminen entzog* – hat in seiner Familie und Familienstamm sehr viele Namen, die typisch jüdisch sind. Er verweigert sich aber seiner jüdischen Herkunft.“

Sina: „Hier in Lepel gibt es ein Beispiel, eine Frau bekam ständig Briefe, aus denen von den Namen hervorging, dass sie wie auch die Absender jüdische waren. So musste ihre Tochter, die auch ein jüdisches Mädchen war, in eine andere Schule gehen, weil sie wegen des Namen immer mit aufhetzenden Wörtern beschimpft wurde. Die Mutter besucht auch hier die Kirche, in der ihr auch gewesen seid. Darin spiegeln sich die Vorurteile uns Juden gegenüber. Z.B., dass wir Juden Fleisch mit Blut essen. Obwohl das niemand gesehen hat, spricht man davon noch heute. Und es gibt viele Vorurteile. Ich habe einige Bekannte aus der Armee, die Männer waren Offiziere. Und eine Frau von denen erzählte, dass die Juden schlechte Menschen seien, das habe sie von ihrer Mutter gehört. Ich fragte sie, wie sie zu solchen Aussagen käme, denn dann müsse ich ja auch ein schlechter Mensch sein. Darauf antwortete sie, nein, ich sei gut. Sie stammt aus Belgorod in Russland und ich weis gar nicht, ob es dort überhaupt Juden gibt. Aber sie hatte von Kindheit an die Meinung, dass die Juden schlechte Menschen sind. Bei uns hier gibt es natürlich auch solche Vorurteile, aber nicht so groß wie in Russland.“

H: „Wie war denn der Weg eurer Familie?“

Sina: „Meine Mutter wurde 1968 schwer krank, sie hatte 3 Operationen und blieb 3 Monate im Krankenhaus. Und viele Juden, die gar keine Verwandten waren, besuchten sie ständig, blieben dort sogar über Nacht. Ich glaube, dass wir Juden viel freundlicher miteinander sind, viel enger zusammenleben. Meine Mutter hatte gar nicht geahnt, dass all diese Menschen zu ihr gekommen sind, sie war davon selber überrascht. Was meine Familie betrifft, gab es keine Verfolgungen.“

Tanja: „Ich komme in unserer Gemeinde ja auch viel mit Menschen zusammen, die keine Juden sind und hin und wieder spüre und höre ich von Stimmungen und Meinungen der Voreingenommenheit den Juden gegenüber. Wenn ich dann, die ich ja, wie ihr wisst, den Schabbath am Samstag für die Juden gestalte, die Juden verteidige, erlebe ich, wie die Leute dann zurückhaltend und vorsichtig werden.“

Ludwig: „Was sagt man denn heute noch gegen die Juden?“

Tanja: „Die Juden sind schlau, sie sind schmutzig und stinken. Sie stellen die positive Eigenschaft der Juden, füreinander einzutreten, als eine negative dar. Die Juden suchen immer nach dem Profit, aber das ist ja auch für alle anderen Nationen charakteristisch. Wenn ich dann aber sage, dass es unter uns Weißrussen auch solche Eigenschaften gibt, bestätigen sie auch das. Insgesamt muss ich sagen, dass die Menschen ihre Meinungen von den Juden hinter deren Rücken sagen, sie sagen ihnen das nie direkt. Nehmen wir einmal die fast beschimpfende Bezeichnung Jid für die Juden, das sind 3 Buchstaben, diese bedeuten bei uns „Einwohner vom Jordantal“. Damit werden hier Menschen herablassend betitelt, die noch nie dort gewesen sind.“

L: „Spielen auch politische Gesichtspunkte dabei eine Rolle?“

Tanja: „Nein, nicht so sehr. Der Bruder vom Pastoren unserer Kirche allerdings, der eine Jüdin geheiratet hat, ist sehr an dem Thema Israel interessiert.“

Sina: „Ich habe als Verkäuferin auf dem Markt gearbeitet und dort sind viele Menschen zu mir gekommen und haben mich nach der Situation der Lebensweise in Israel gefragt, denn dort leben bekanntlich viele russische Familien, die auch weißrussischer Herkunft sind. Einige wussten selber darüber und brachten mir die neuesten Informationen. Sie zeigen schon ein Interesse daran, wie es in dieser Zeit in Israel gerade auch in der Spannung mit den Palästinensern ist. Jetzt habe ich allerdings ein eigenes Geschäft hier in Lepel. Und vor einiger Zeit kam ein Mann, dessen Sohn jetzt in Nazareth in Israel arbeitet zu mir ins Geschäft und fragte mich, was z.Zt. eigentlich in Israel geschieht. Man kann also sagen, dass die Ereignisse in Israel die Menschen hier zugunsten Israels vereinigen. Sogar die nichtjüdische Bevölkerung, die das alles im Fernsehen miterleben und Mitleid mit den Juden haben.“

H: „Wir sprachen bereits den Wandel hier zu Beginn der 90er Jahre an ...“

Sina: „Ich habe von 1971 - 79 als Buchhalterin in einem Betrieb gearbeitet, dessen Direktor ein Jude war. Dabei gab es keine Probleme, keine Diskriminierungen. Dort gab es weißrussische und jüdische Mitarbeiter. Ab 1980 arbeitete dann ein ehemaliger Offizier, jetzt ein Reserveoffizier, in dem Betrieb, auch er war Jude und hat das nicht verschwiegen. Dann aber sagten einige der weißrussischen Mitarbeiter, dass für die Juden doch die höchste Zeit gekommen sei, nach Israel zu gehen. Sie meinten dann fast vorwurfsvoll zu ihnen, dass die immer noch hier sitzen. Das geschah wiederum hinter dem Rücken der Betroffenen im Kollektiv. Es gab zwar keine konkreten Schwierigkeiten, aber eben wie immer, die Gerüchte. Anfang der 90er Jahre haben dann einige Juden das Land verlassen. Meine Tochter hat vor 7 Jahren Weißrussland verlassen, innerhalb eines Monats hatte sie ihren israelischen Pass bekommen und bereits nach 3 Monaten konnte sie auswandern. Ich will das nicht, wenn, vielleicht nur um meine Tochter zu besuchen. Ich stehe im Briefwechsel eines Jugendfreundes, der vor 15 Jahren nach Israel ausgewandert ist. Mein Bruder hat die israelische Staatsbürgerschaft und verdient gut Geld und kommt viel zum Besuch nach hier. Er erholt sich immer gerne hier in Weißrussland, zumal er auch den Wodka sehr mag.“

H: „Wandern Juden von hier auch in andere Länder aus?“

Sina: „Bei einer Familie ist zuerst die Tochter nach Deutschland gefahren, dann folgte der Vater, der aber im letzten Jahr gestorben ist. Es gibt auch eine Familie, die sich getrennt hat, ein Teil ist in die USA gefahren, der andere nach Israel.“

H: „Und die Gründe?“

Sina: „Es geht eigentlich wohl um die Lebensqualität, und die sehen die einen besser in Amerika und Israel oder in Deutschland erfüllt. Aus meinem Umkreis sind viele Verwandten und Bekannten ausgewandert. Eine mir bekannte Stewardess aus Riga, die viel von der Welt gesehen hat, erzählte mir einmal von einem Gespräch einer nach Amerika und einer nach Israel ausgewanderten Jüdin. Die in Amerika Lebende sagte, dass die Bedingungen für sie unter Clinton sehr gut gewesen seien. Aber sie wisse nicht, ob das auch so in der Zukunft sein wird. Wenn nicht, käme sie dann auch zu der anderen nach Israel. Vielleicht wird es

dann eines Tages so sein, dass sich alle Juden in Israel sammeln. Denn insgesamt ist es auch sehr einfach, nach Israel zu kommen bei anderen Ländern gibt es große bürokratische Hürden. In 3 Monaten hat man die Papiere für Israel, bei Amerika z.B. dauert es 6 Jahre für den ersten aus einer Familie, um einreisen zu können und der nächste kann erst nach weiteren 2 Jahren nachreisen. Das ist für Ausreisewillige das Hauptproblem. Ein Beispiel aus einer mit mir verwandten Familie, die das Lepeler Ghetto überlebt haben. Eine Cousine davon lebt in Israel und der Cousin in Amerika, also die Geschwister getrennt. Der Grund dafür liegt darin, dass zur Zeit der Sowjetunion die Ausreise nach Israel nicht möglich war. Juden konnten nur über die USA ausreisen. Das ging oft auch nur über Zwischenstationen in Polen oder Italien. Das bedeutete, dass diese erst nach einigen Jahren nach Israel einreisen konnten. Heutige Schwierigkeiten für die Ausreise liegen häufig in der Bürokratie unseres Landes in Minsk. Denn die ausgestellten Papiere haben nur begrenzte Dauer, z.B. 14 Tage, einen oder 3 Monate, früher hatten sie 1 Jahr Gültigkeit. Hinzu kommt, dass die Anzahl der benötigten Papiere wächst und das eine ist dann schon nicht mehr gültig, wenn das andere endlich ausgestellt wurde.“

H: „Wie gelingt es dir, mit den Juden den Schabbath zu feiern?“

Tanja: „Ich bin keine Jüdin. Ich lese in den Büchern von den Traditionen der jüdischen Gemeinden und wenn sich jemand aus den Familien hier in Lepel noch selber an die Traditionen ihrer Familie erinnert, wie das früher gemacht wurde, sammeln wir auch das und bringen alles zusammen. Wir versuchen dann, diese Bräuche und Riten zu rekonstruieren, d.h. auf unsere Zeit zu erneuern und an den Zusammenkünften auszuführen. Allerdings muss ich sagen, dass nicht alle Juden, die ich kenne, den Anweisungen der Thora folgen. Ich weiß, dass gerade die größten jüdischen Feste nach dem alten Ritus lieber in den Familien zuhause gefeiert werden. Also, nach dem jüdischen Kalender mit jüdischen Essen. Aber mit dem jüdischen Essen gibt es auch Probleme, da wir hier nicht alles finden, was die jüdische Tradition vorschreibt. Z.B. bei dem Bruder des Pfarrers, dessen Sohn Ostern 1 Jahre alt wurde, musste das Pessach gefeiert werden. Aber viele der weißrussischen Gäste wollten nur das weißrussische Brot essen. Das war ein Problem und so leben viele Juden nicht nach der Tradition und wollen ihr auch nicht folgen. Aber der Bruder des Pfarrers versucht, das genau zu machen. Aber trotzdem fragen sehr viele gerade die Älteren und auch Sina nach den alten Traditionen.“

H: „Hat hier für Lepel und darüber hinaus ein Rabbi eine Bedeutung?“

Tanja: „Der Pfarrer versucht, Kontakte mit jüdischen Rabbis zu knüpfen. Aber die orthodoxen Juden gehen nicht gerne zu solchen Begegnungen. Nur einmal in St. Petersburg sind Rabbis unserem Pfarrer begegnet und haben ihm einige Bücher über den Ritus gegeben. Aber hier in Lepel und auch in Vitebsk gab es kein gutes Gespräch untereinander. Auch hier meiden die Orthodoxen die Begegnungen. Allerdings nehmen die neuen, die messianischen Juden diese Kontakte wahr, mit ihnen treffen wir uns regelmäßig. Und sie erzählen uns auch von ihren Traditionen.“

Sina: „In Minsk und in Vitebsk gibt es Vertreter dieser neuen Ausrichtung unter uns Juden. Sie haben dort auch eigne Räume für ihre Zusammenkünfte. Sie kommen dann auch hier her zu uns in die Familien. Sie bringen die bestimmten Lebensmittel mit und bereiten das Essen vor.“

Tanja: „Zu Ostern hatten sie 8 von uns nach Vitebsk eingeladen. Es waren alles Juden, außer meiner meinem Mann und mir, Sina und ihre Nichte waren, wie die anderen Juden. Die Älteren haben dann hier gefeiert, wie Sina das erwähnt hat.“

Sina: „Der Gottesdienst in der Synagoge sieht so aus, dass zuerst die Thora gelesen wird, dann wird der Text erklärt. Dann folgt ein Gebet, es folgen weitere Texte aus dem Alten Testament. Bei uns gibt es so etwas auch, aber ohne Erklärungen der Thora. Der Mann, der sich damit beschäftigt, lebt in Minsk. Er fasst die Erklärungen schriftlich und schickt sie uns. Diese werden dann auch verlesen. Er ist ein Jude und ist auch Mitglied unserer Kirche. Er ist kein Rabbi, das ist der älteste in der orthodoxen jüdischen Kirche. Zu dem haben wir keinen Kontakt. Die orthodoxen Juden hier wollen keinen Kontakt zu dem Mann, der uns die Thora erklärt. Denn sie warten nach dem strengen Sinn noch auf den Messias und meiden die Kontakte mit den messianischen Juden. Aber wir pflegen die Kontakte zu diesen Juden, die Jesus als Messias anerkennen. Die Auslegungen, die wir erhalten, holt der Mann welt-

weit über Internet zusammen, sichtet sie, fasst sie zusammen und schickt sie an alle angeschlossenen Gemeinden. Insofern ist er fast ein Rabbi aber zumindest ein Lehrer für uns.“

H: „Wir haben heute bei euch erstmals in Lepel Informationen bekommen über die Zeit, in der jüdische Menschen hier in Lepel gelebt und nach welchen Tradition sie hier gelebt haben. Sehr betroffen gemacht haben natürlich auch die einzelnen Schicksale unter der Shoah. Gut zu erfahren war auch, dass hier noch über 40 jüdische Familien hier leben und auch, dass sie in unterschiedlichen Traditionen leben. Es war für uns eine sehr informatives und gutes Gespräch. Und wir wünschen der Gemeinde und den jüdischen Bürgern für die Zukunft alles Gute. Ich hoffe, dass wir einmal wiederkommen können, um die Kontakte zu vertiefen. Was ich hier insgesamt als positiv erlebe, ist die Zusammenarbeit einer Kirchengemeinde mit den Juden, die sich der messianischen Richtung angeschlossen haben. Für dieses Zusammenleben weiterhin meine guten Wünsche.“

Tanja: „Hätten wir gewusst, welche genauen Informationen ihr braucht, hätten wir sie zuvor gesammelt. Wir hätten auch Menschen gefunden, die auf eure Fragen nach der Geschichte hätten antworten können. Ich denke aber, das können wir beim nächsten Treffen nachholen.“

H: „Die meisten Informationen, die wir bisher über Lepel hatten, hatten wir aus dem Internet der Homepage der „Lepeler jüdischen Landmannschaft aus New York und Jerusalem“.“

Tanja: „Wenn ich zu meinen Verwandten nach Vitebssk fahre, stehe ich dort vor 2 oder 3 Hochhäuser, in denen fast nur jüdische Familien aus Lepel wohnen.“

L: „Das gehört leider wohl zum Schicksal der Juden, die Wanderschaft.“

Tanja: „Wenn ihr am Samstag in der Kirche gewesen wäret, hättet ihr viele jüdische Familien getroffen. Dabei war auch eine Familie aus Moskau, die Eltern sind hier geboren und haben hier lange Zeit gelebt. Jetzt wollen sie hier in Lepel ein Haus kaufen, um hier zu leben. Bei dem Treffen sangen sie auch ein Lied in hebräische Sprache.“

H: „Wart ihr schon einmal in Stari Lepel, wo wir bauen?“

Tanja: „In einer gewissen Weise sind wir Kollegen, ihr helft hier den Umsiedlern aus der Tschernobylregion und ich helfe den Kindern, ich arbeite in einem Sanatorium mit Namen „Perle“, das befindet sich an der Straße nach Vitebsk. Dort sind auch Kinder aus der Tschernobylregion. Wir wissen hier nicht, ob es in dieser Region auch Verstrahlung gibt. Insgesamt ist es für die Kinder natürlich besser, wenn sie hier im Land ihre Ferien machen. Falls es hier aber auch verstrahlte Flecken geben sollte, wäre es für sie besser, die Ferien im Ausland zu verbringen. Vor einiger Zeit kam eine Kommission, um bei den Kindern die Strahlendosis zu messen und bei einigen Kindern war diese mehrfach höher als die Norm. Bei den anderen war sie normal, wie auch bei uns Mitarbeitern. Unser Sanatorium braucht auch eine Menge an Geld. Wir richten z.Zt. alles modern ein, ein Schwimmbad und ein Sportplatz wird gebaut, alles nach den neuesten Technologien. So werden wir bald bis zu 400 Kinder aufnehmen können.“

H: „Ich hatte im Februar an der deutsch-belarussischen Partnerschaftskonferenz teilgenommen und da ging es auch um Ferienaufenthalte für Kinder im Ausland.“

Tanja: „Ich empfinde es auch besser, wenn wir die betroffenen Kinder hier im Land behandeln. Wir haben die Möglichkeiten dazu in unseren Sanatorien. Es gibt bei uns auch ein Sanatorium für orthopädisch kranke Kinder. Davon fahren aber einige zur intensiveren Behandlung auch nach Deutschland.“

Lamecka Matija Trochimowna, nach 2004 zweites Gespräch im Beisein ihrer Schwester mit ihr; sie war KZ-Häftlinge in Auschwitz (Nr. 10, 22.07.05)

Hinrich: „Wir freuen uns, Sie in diesem Jahr wieder anzutreffen.“

Lamecka: „Ich bin auch sehr froh, dass Sie mich wieder besuchen. Euren Brief mit dem Foto habe ich bekommen, danke.“

Ludwig: „Wie ist es Ihnen im vergangenen Jahr ergangen?“

L.: „Nicht so gut. Ich war zweimal im Krankenhaus, ich habe schon gedacht, dass ich bald sterbe. Ich hatte Vergiftungen, aber es ist wieder besser, so dass ich auch wieder gut essen

kann. Jetzt wird am Haus einiges repariert, ich dachte, dass sich das nicht mehr lohnt, aber mein Schwiegersohn macht das.“

H.: „Wir hatten gestern ein Gespräch, da wurden wir von dem Gesprächspartner zu seinem 100. Geburtstag eingeladen.“

L.: „Ich bin jetzt 83 Jahre alt, meinen 100. werde ich nicht erreichen.“

Lu.: „Aber erst einmal den 90.“

L.: „Meine Augen sind sehr schwach, ich kann manchmal nur wenig erkennen. Ich habe sehr sehr viel geweint, als ich im Lager war. Meine Mutter war auch dort und meine Schwester. Und unsere Mutter hat immer gesagt „Kinder, weint nicht, sonst werdet ihr blind und dann wird euch keiner brauchen.“ Wir wollten nur zurück in unser Dorf, in unsere Heimat. Und wir dachten immer daran, Brot zu essen, da es im Lager wenig gab. Als wir zurückgekommen waren, konnte ich nicht gegen das Licht sehen, die Augen waren so schlecht. Und als ich hier war, wollte ich eine Arbeitsstelle bekommen, in der ich immer Brot essen konnte und ich bekam eine in einer Bäckerei. Wir hatten zuerst nichts mehr, alles war verbrannt. Früher lebte ich im Dorf Püschna und in den Wäldern waren sehr viele Partisanen und deshalb wurden diese sehr stark bombardiert. Dann ist die Volksarmee gekommen, das waren Freiwillige, die zu den SS-Truppen gingen, sie waren die ukrainische Polizia. Sie hatten die Sowjetmacht nicht unterstützt, sie haben uns in unseren Hütten beraubt, Kleidung und Essen nahmen sie uns weg. Sie haben sogar alles vernichtet, wie die Federn aus unseren Kissen. Wir



wurden dann von einem Dorfbewohner verraten, der auch ein Volksarmist war. Es wurde behauptet, dass meine Brüder bei den Partisanen seien. Aber sie leben nicht mehr, sie wurden ermordet, wie eine Schwester auch. Ich hatte 5 Schwestern, 3 von ihnen konnten in den Wald fliehen, das Dorf wurde völlig verbrannt. Im Wald, in dem wir dann lebten, hatten wir dann alles, was wir brauchten. Meine Schwester und ich überlegten, ob wir uns in die Liste für die freiwillige Arbeit in Deutschland eintragen sollten, damit unsere Mutter freigelassen wird. Dann wurde sie doch freigelassen und Polizisten machten uns den Hof, aber wir wollten sie nicht heiraten. Wir wollten, dass die Partisanen Lepel befreien, aber das war unmöglich. Wir haben dann in der Stadt in der Nähe des Spitals 2 Monate gelebt. Später sind dann 2 LKW's gekommen, dabei war auch eine Frau aus einer Partisanenfamilie, die verhaftet wurde, die gebar ein Kind, das dann unterwegs nach Vitebsk starb. Sie hat dann viel geweint. Einmal hielt der LKW, wir mussten einen Graben ausheben. Wir dachten schon, dass wir erschossen werden sollten. Wir hatten zwei Tage gegraben, am 3. Tag kam aber ein Befehl, dass wir in Waggons weiterfahren mussten, nach Auschwitz. Aber das wussten wir da noch nicht. Wir kamen dann in Auschwitz an und da standen die Krematorien. Wir hatten erst gedacht, dass das Brotfabriken sind und vielleicht würden wir dort arbeiten müssen. Dann wurden uns die Haare abgeschnitten, die Häftlingsnummern auf den Arm eintätoviert. Und

meine Schwester hat sehr geweint. Dann kamen wir in einen Waschraum und standen dort völlig nackt. Wir wurden mit kaltem Wasser übergossen und bekamen dann Kleidung, vielleicht war es solche von den bereits verbrannten Juden. Dann wurden wir in die Baracken getrieben, haben uns dort in den Ecken verkrochen und haben dort sehr geweint. Die Tränen flossen von selber. 6 Monate lang wurden wir nicht zur Arbeit getrieben. Ungeachtet dessen, ob es geregnet oder geschneit hat, mussten wir von früh bis spät in den Abend draußen stehen müssen. Die deutsche Aufseherin ist immer gekommen und hat geschrien „Achtung, Achtung“ und zwar 3 Uhr nachts, es wurde gerufen „Appell, Appell“ und wir mussten aufstehen. Eine Frau lief dann gegen den Stacheldraht, der unter Strom war, und tötete sich selbst. Später mussten wir auf den Feldern auch arbeiten, wir wurden dabei von Hunden bewacht. Es gab ein paar Frauen, die sich mit den Decken umwickelt hatten. Diese wurden damit bestraft, dass knien mussten und mit gestreckten Armen Steine halten mussten. Nach der Befreiung des KZ haben die Amerikaner den Kommandanten verurteilt und erhängt. Vorher hatte man im Block Nr. 25 sehr viele Juden durch das Essen vergiftet, sie taumelten zuerst wie betrunken und die Leichname wurden dann mit den LKW's herausgefahren. Einmal wurde gesagt, dass ein Transport aus Vitebsk gekommen sei und wir wollten wissen, ob Bekannte von uns dabei seien. Aber die, die ankamen, wurden zuerst zum Krematorium getrieben, aber einer von den deutschen Bewachern hat sie dann vom Krematorium mit den Worten „Russen weg“ fortgetrieben. Und dabei haben wir einige aus unseren Dörfern erkannt. Aber sie wurden dann doch getötet und sind dann auf einem großen Scheiterhaufen am Rande des Geländes verbrannt worden. In der letzten Zeit Anfang 1944 waren wir noch in Auschwitz. Es war einmal so, dass eine Frau eine Rübe aus dem Feld herausriss. Ein Bewacher informierte den Kommandanten und der befahl, dass wir wieder in den Waschraum mussten und uns ausziehen mussten und auf den Knien mit ausgestreckten Armen unsere Kleidung halten mussten. Die Mutter sagte uns immer, dass wir in ihrer Nähe bleiben sollten und wenn wir fallen sollten, würden wir zu dritt gemeinsam fallen. Anschließend sagte man uns, wenn wir so etwas wie das Rausreißen von Rüben machen würden, werden auch wir verbrannt. So hat das dann keiner mehr gemacht. Und die Krematorien haben Tag und Nacht gearbeitet. Wir mussten meistens in den Baracken bleiben und wenn wir versuchten, hinauszugehen, wurde sofort geschossen. Wir wurden auch von einigen Polen bewacht, die bereits seit 1939 in deutschen Lagern waren. Als das Lager 1944 aufgelöst wurde, wurden wir dann in die Stadt gebracht und kamen dort in eine Kaserne. Dort blieben wir einen Monat und kamen dann in einen Ort in der Nähe und von dort nach Österreich. Wir wurden in Waggon transportiert und mussten dort Schulter an Schulter stehen. Dann kamen wir in ein Zeltlager und dort gab es auch viele Juden. Dort wurden wir zur Arbeit geschickt und ein Österreicher, der uns bewacht hatte, sagte, dass auch jetzt nach Ende des Krieges viele Juden aus den KZ's noch verhungern. Wir hätten auch verhungern können, aber unsere Mutter hat sich immer um uns gekümmert und auf solche Weise haben wir überlebt. In Österreich waren schon die Amerikaner und die hatten uns dort befreit, dann gingen wir in den Vorratskeller und fanden viel an Kohl, rote Beete und haben dann viel gekocht. Das war am 8. April 1945. In den österreichischen Lagern gab es keine Krematorien, aber es gab so viele Leichname, dass sie schichtweise aufgestapelt wurden. Die Deutschen wurden dann gezwungen, diese Leichname zu beerdigen. Dort blieben wir dann noch 2 Monate und am 1. Juli sind wir dann nach Hause gekommen. Ein sowjetischer Leutnant kam zu uns ins Lager, brachte uns mit LKW's zum Bahnhof und wir kamen in Waggon zurück. In Österreich war es uns schon erlaubt worden, Briefe an Verwandte zu schicken. In die Lager nach Auschwitz wurden aus Flugzeugen Flugblätter abgeworfen, aus denen wir erfuhren, dass die und die Stadt schon befreit worden war. Als wir wieder zu Hause waren, mussten wir vor den Leuten vom KGB erklären, wie wir ins Lager gekommen waren, was wir dort machen mussten, welche anderen wir kennen und wie wir zurückgekommen waren. Sie hatten uns gefragt, ob wir mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Wir konnten ihnen aber sagen, dass hier eine Partisanenzone gewesen war, an der wir beteiligt waren. Als wir dann nach Lepel kamen, waren hier alle unsere Angaben, die schriftlich verfasst waren, bekannt. Es hieß ja, dass Stalin Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und KZ-Insassen nicht so gerne wieder aufnehmen würde, aber wir sind hier dann doch gut aufgenommen worden.

Es wurde uns nach der Befreiung gesagt, dass wir zu Fuß nach Hause gehen könnten und dazu waren wir auch schon bereit. Wir hatten dann auch die Bekleidung von den Juden mitgenommen, da wir wussten, dass es hier auch nichts gibt. Auf diese Weise gingen wir 2 Tage zu Fuß. Dann kamen wir zu einem Ort, dort bekamen wir heißes Essen, davon wurde unsere Mutter krank. Aber wir hatten eine Krankenschwester dabei, die half. Von dort sind wir mit dem Zug weitergefahren von Österreich bis zur amerikanisch – sowjetischen Grenze, von dort sollten wir ganz zu Fuß in unsere Heimat zurückgehen, aber das ging nicht, da viele von uns krank wurden. Dann kam ein Brief, in dem stand, dass wir alle mit LKW's weiterfahren konnten, auf jedem waren wir dann mit 20 Personen und unseren Sachen. Wir sind durch Polen gefahren, kamen durch das Grodno-Gebiet. Uns begleitete ein Offizier und eine Krankenschwester. In Wolkowist sollten wir uns alle nach den Nationalitäten trennen, Ukrainer, Russen und Weißrussen. Wir kamen dann nach Vitebsk, haben dort die jüdische Kleidung verkauft und sind dann von der Lepeler Brücke aus mit einem LKW nach Lepel gekommen und von dort zu Fuß in unser Heimatdorf Püschna. Dankbar waren wir dem Marschall Schukow, da er an Stalin einen Brief geschrieben hat, dass es unmöglich wäre, diese Frauen zu Fuß zurück in ihre Heimat gehen zu lassen. Darauf hat Stalin mit einem Telegramm geantwortet und die Rückkehr mit den LKW's befohlen. Ja und hier konnte ich dann bald in einer Bäckerei arbeiten, konnte so auch genügend Brot essen und brauchte kein Fleisch. Ach so, als wir schon 2 Monate in Österreich waren, hatten wir bereits genug zu essen. Wir bekamen immer wieder gute Suppe aus Konserven, hatten auch Brot genug. Aber die Mutter hatte uns verboten, zu viel zu essen, da zwischenzeitlich schon viele an dem ausreichendem Essen gestorben waren. Nach der Befreiung war ich in einem Lager, dort lagen im Vorratsraum viele Rüben, die schon sehr schwarz aussahen. Da sagten die Befreier zu den ehemaligen Bewachern, dass sie jetzt von diesen verdorbenen Rüben essen müssen. Der Leiter musste dann seinen Oberkörper freimachen und es wurde ihn auf den Rücken ein Stern mit dem Messer geritzt, wie zuvor die Juden den Judenstern tragen mussten, aber ich habe das nicht gesehen. Die ehemaligen Wachsoldaten mussten dann auch die Leichen beseitigen. Einer mochte das nicht und versuchte, zu fliehen, kam aber nicht weit und wurde dann erschossen. Bei der Befreiung waren die Engländer irgendwie besser als die Amerikaner, ich weiß aber nicht, warum. Bevor wir dann wieder zurück durften, hat man von uns allen alle persönlichen Daten aufgeschrieben.“

H.: „Danke, dass Sie uns das so ausführlich erzählt haben.“

L.: „Ja, wir sind alle wieder gut zurückgekommen, aber es war doch schrecklich zu sehen, wie es hier aussah. 1943 – 44 wurden auf grausame Weise hier die Dörfer verbrannt, viele Dörfer waren das, das bekannteste ist ja Chatyn oder ich denke an Uschatschie. Die Dorfbewohner wurden in die Scheune getrieben, die Wände wurden mit Benzin begossen und verbrannt. Als wir den 60. Jahrestag der Befreiung gefeiert hatten, konnten wir unsere Tränen nicht halten. Wir erhielten denn als Teilnehmer dieser Ereignisse Urkunden, Geschenke und wurden bewirtet. Dabei dachte ich wieder an Auschwitz, an die vielen, die das nicht überlebt haben, die zuerst krank wurden und dann verbrannt wurden. Ich war auch einmal krank, wurde aber schnell wieder gesund. Ich hatte Fieber, kam ins Lagerkrankenhaus, meine Mutter stand mit meiner Schwester vor dem Fenster und sie fragte, wo ich sei, sie hatte mich nicht erkannt, da ich so abgemagert war. Insgesamt war unsere Verpflegung nicht ausreichend, es waren 150 g Brot und wir freuten uns immer über zusätzliches Brot. Das wurde dann in Österreich besser.“

Ludwig: „Können sie noch mehr zur Zeit nach ihrer Rückkehr sagen?“

L.: „Das Verhältnis zu denen, die aus der Polizia kamen, nicht so gut. Das waren z.T. Ukrainer, die früher auch im westlichen Teil unseres Landes lebten. Damals hatten sie die Sowjetmacht gehasst. Sie lieben nur sich selber, genauso wie heute. Eine Cousine von mir hatte einen Ukrainer geheiratet, hat sich aber von ihm scheiden lassen, da er kein guter Mensch war. Aber auch unter den Hiesigen gab es viele Verräter. Aus meinem Dorf war ja dieser Volksarmist, der uns verraten hatte. Diese Menschen haben das gemacht, um dadurch leichter Verpflegung zu bekommen. Das war der Bruder des Mannes meiner Schwester, der uns verraten hatte. Dieser Mann kam Mitte 1944 dann zur Roten Armee, bekam dann sogar noch eine Militärauszeichnung. Die Polizisten, also die Volksarmisten, bildeten bis Mitte 1944 hier die sogenannte Regierung. Wenn sie jemand verhafteten, haben sie sofort verurteilt und

erschossen. Dieser Mann hat jetzt einen anderen Namen und der Dorfsowjet hat ihn gesucht und dabei festgestellt, dass er in der Ukraine eine andere Frau geheiratet hat. Er wurde dort gefunden und in unser Dorf Püschna geschickt, von dort nach Vitebsk. Also, die Leute, die bei der Volksarmee und Polizei waren, sind meistens zu 20 Jahren Haft in Lagern in Sibirien verurteilt worden. Aber dieser Mann wurde hier verurteilt und kam nur für 3 – 5 Jahre ins Gefängnis. Er ist in der Zwischenzeit gestorben. Ich hatte mich einmal mit ihm getroffen und ich glaube, dass er alles nicht aus politischen Gründen gemacht hat, sondern aus ganz persönlichen. Gelernt hatte er in einer Tierarztschule.“

H.: „Mögen Sie uns sagen, wie sie ihre Kriegserfahrungen weiter beschäftigen?“

L.: „Also, die Erinnerungen sind geblieben. Zuerst hatte ich die Träume davon, das zog sich bis in die Zeit meiner Berufsarbeit hin. Immer, als ich wach wurde, habe ich gezittert. Und jedes Jahr am 8. Mai werden immer Lieder gesungen, die mich sehr am Herzen rühren. Die Worte sind, dass wir den Sieg errungen haben und die Erinnerung daran, wie wir das nur alles haben machen können. Es gibt viele Kriegslieder, die mich sehr erreichen. Ich glaube, wir sind schon zum zweitenmal geboren. Und als Zeichen dafür steht, dass das Lager gesprengt werden musste.“

H.: „Was hat ihnen dabei geholfen, das Leid zu überwinden?“

L.: „Unsere Mutter hat uns und mir dabei geholfen. Während des Krieges hat sie uns immer gesagt, weint nicht, denn wir werden befreit. Und nach dem Krieg hatten wir hier kaum etwas, meine Schwester musste auf dem Feld arbeiten, ich war in der Bäckerei. So hatten wir zu essen und dazu kam, dass wir gesund blieben.“

H.: „Noch einmal danke, dass sie zum zweitenmal mit uns über ihre Erfahrungen im KZ gesprochen haben, da es ja immer wieder an sehr schmerzhaften Zeiten erinnert..“

So wünschen wir weiterhin, wie es Belarus heißt, für die nächsten Jahre ein gutes Leben.“

L.: „Danke, aber alles geht auch zu seinem Ende. Ich habe also keine Angst mehr vor dem Tod., aber wenn man so jung stirbt, das ist schrecklich. Aber ich wollte in meinem eigenen Land leben und sterben.“

Lu.: „Glauben sie denn an Gott?“

L.: „Ja, natürlich, ich besuche die Kirche.“

- *zwischenzeitlich hatte sich Lameckas Schwester hinzugesellt, die dem Gespräch folgte und uns dann noch einige Fragen beantwortete –*

Schwester: „Als wir hier in Püschna verraten wurden, wussten wir nicht, wo unsere beiden Schwestern mit der Mutter waren. Die Deutschen wollten uns einmal in dem See ertränken, einmal befahlen sie, dass wir uns auskleiden mussten, wir standen ganz nackt unter einem Baum und sie fragten uns, wo die Partisanen sind. Dabei schlugen sie uns mit einer Peitsche., ich war da 12 und meine Schwester 13 Jahre alt. Ich hätte nichts gesagt, auch wenn ich totgeschlagen wäre.“

Lu.: „Waren das reguläre Soldaten?“

Schw.: „Nein, das waren die Sondergruppen, die gegen die Partisanen eingesetzt wurden. In Wald, in dem wir lebten, gab es nichts zu essen und wir wollten ins Dorf, um etwas zu essen zu holen. Dabei wurden wir dann festgenommen und mit LKW's ins Dorf gefahren. Dort wurden wir ausgezogen und geprügelt., aber wir haben nichts gesagt. Später waren wir noch in einem anderen Dorf, dort war in einem Pferdestall alles vorbereitet, um die Bewohner zu verbrennen. Aber, es kamen die Partisanen und begannen zu schießen. Bei dieser Situation gab es einen Deutschen, der uns frei gelassen hat. Ich bezweifle nicht, dass das ein guter Mensch war. Nach dem Kampf wurden in 2 Gruppen aufgeteilt, die Erwachsenen kamen als Zwangsarbeiter nach Deutschland und wir Kinder wurden freigelassen. Das war im Dorf kleiner Dolzing im Kreis Uschatschie. Das größere Dolzing wurde von den Deutschen bombardiert, dabei ist auch unsere andere Schwester getötet worden. Dabei wurden auch Flaschen mit Molotowcocktail geworfen, dabei wurde ich auch auf dem Rücken verletzt. Ich hatte schon keine Kraft mehr, aufzustehen, aber irgendwie blieb ich am Leben. Not hatten wir also genug. Die Deutschen sind bis zu uns bei Kriegsbeginn sehr leicht, fast wie zu einem Fest gekommen, für sie wurde es erst vor Moskau ernst. Es gab hier einen Volksarmisten, der uns sagte, dass er uns helfen würde. Aber wir hatten Angst, da wir auch an unseren

Verwandten dachten, der uns verraten hatte und gesagt hatte, dass wir eine Partisanenfamilie sind.“

H.: „Wie ist es den Volksarmisten nach dem Krieg ergangen?“

Schw.: „Die bei der Verwaltung waren, haben uns nicht geschädigt, die haben manchmal sogar den Partisanen geholfen. Sie wurden nicht bestraft.“

H.: „Und die Deutschen?“

Schw.: „Es gab keine Deutschen mehr, sie waren schon zurückgefahren, keiner blieb hier auch keine Kriegsgefangenen.“

La.: „Als wir von Auschwitz nach Österreich kamen, da haben wir viele Pferdekutschen gesehen, die aus Russland, Weißrussland und der Ukraine zurückkamen, darin fuhren ganze Familien zurück. Diese haben wir dann immer angehalten und sie beraubt, um etwas zu essen zu haben. Darüber haben die deutschen Bewacher nur gelacht.“

H.: „Können sie auch noch etwas aus der Zeit nach dem Krieg sagen?“

Schw.: „Unsere Angehörigen sagten, dass unser Dorf wurde befreit, als sie noch im Wald lebten. Ein Partisan kam zu uns und sagte, dass unser Dorf befreit wurde. Wir haben dann gesehen, dass die Deutschen nackt und barfuss in den Wald liefen. Später durften wir auch in das Dorf, dort standen schon die sowjetischen Truppen. Hier haben dann die Hiesigen, die an der Partisanenbewegung teilgenommen hatten, mit dem Wiederaufbau begonnen, sie bauten auch die Kolchosen und die Verwaltung auf. Sehr viel Arbeit haben auch die Frauen gemacht, bis die Männer von der Front zurückkamen, aber es waren dabei, wie ich schon sagte, keine Kriegsgefangenen dabei.“

La.: „Wir kannten nur einen Mann, er zuerst bei den Partisanen war und von dort zu den deutschen Truppen geflohen war. Es wurde nach seiner Rückkehr zu 5 Jahren Lagerhaft verurteilt. Aber da sind ja viele nach dem Krieg verurteilt, die kamen ja erst unter Malenkov wieder frei. Es war auch so, dass einige, die nicht im Krieg waren, von den Deutschen zur Volksarmee gezwungen wurden, ein Cousin von uns wurde auch dazu gezwungen. Diese wurden gezwungen, die Deutschen zu unterstützen, wenn sie die Dörfer wegen der Partisanen nieder brannten.“

Schw.: „Wir haben dann in unserem Dorf auch einen Erdkeller gebaut. Haben also selber Holz im Walde geschlagen, dann ist die Mutter mit den beiden Schwestern zurückgekommen und wir haben zusammen dort etwa 3 Jahre gelebt. Davor hatten wir einen Soldaten aus unserer Gegend getroffen. Er war schon 2 Jahre vor dem Krieg bei der Armee und dann 4 Jahre im Krieg. Dort hatte er an einer schlimmen Kriegshandlung teilgenommen, so dass das Wasser der Elbe rot voll Blut war. Von dem wussten wir hier in Weißrussland, dass unsere Mutter und unsere beiden Schwestern noch lebten, denn der hatte nach Ende des Krieges die drei in der Nähe der Elbe getroffen.“

La.: „Die Amerikaner haben sehr schrecklich Deutschland bombardiert.“

Schw.: „Auch hier hat das Land von den Bomben gebrannt. Bei dem Rückzug der Deutschen waren wir im Dorf Maledeuzy, da ist ein Deutscher gekommen und sagt „Mädchen, versteckt euch, denn sonst werdet ihr nach Deutschland vertrieben.“ Wir haben uns dann im Garten unter den Pflanzen versteckt. So hat uns dieser Soldat gerettet, so war die Armee. Die Soldaten, die in die Dörfer kamen, um die Menschen und die Häuser zu verbrennen, waren aus den Sondergruppen. Und wir haben erlebt, wie diese alle verbrannt wurden und so hatten wir in dieser Zeit selber auch keine Angst mehr vor dem Tod. Das alles habt ihr sicher auch schon in Chatyn gesehen. Wir haben 1939 hier auch schon die Kämpfe gegen die Polen



miterlebt, bevor es zur Vereinigung kam. Davor war, das wissen wir von den Eltern, hier zu Beginn der 20er Jahre der polnisch-sowjetische Krieg und dann auch noch nach der Revolution der Bürgerkrieg. All das reicht für uns, wir wollen keinen Krieg mehr erleben oder sehen.“

La.: „Ich kann auch noch von unserem Vater, sagen, dass er von 1916–21 fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft war. Wir können uns nur daran erinnern, als 1939 die Deutschen die Polen überfallen haben und dass dann Russland die westlichen Teile Weißrusslands besetzt haben, um den Einzug der Deutschen nach hier zu verhindern. Dann hat Finnland die Sowjetunion überfallen und so es gab 1939-40 Krieg mit Finnland. Und dann ab 1941 den Krieg mit den Deutschen. Ihr seht, wir haben nicht so viel ohne den Krieg gelebt. In der Zeit waren wir immer im Krieg und von daher haben wir den Traum, ohne Krieg zu leben. Zu essen und zu trinken haben wir und wir wünschen, dass es ohne Krieg weitergeht.“

Lu.: „Und dazu wünschen wir ihnen auch weiter eine gute Gesundheit.“

Lesum Boris Maksimowitsch, aus Stari Lepel, der uns beim jetzt bereits dritten Besuch mehr aus seiner Kriegsgefangenschaft erzählte
(Nr. 20, 27.07.05)

Ludwig: „Wir freuen uns, sie und ihre Frau wieder gesund anzutreffen. Auch bei uns in Deutschland ist die Frau der Mittelpunkt der Familie.“

Boris: „Ich denke, dass es in Deutschland auch unterschiedlich ist und meines Wissens nach stand der Mann in Deutschland immer höher als die Frau. Aber gesehen habe ich während meiner Kriegsgefangenschaft auch nicht viel. Ich war in einem Lager, unsere Mannschaft bestand aus 20 Mann zuzüglich 5 von der Wachmannschaft. Wenn wir abends dann zurück von der Arbeit kamen, kamen wir hinter Stacheldraht und wurden wieder bewacht. Während



der Arbeit haben wir uns auch nicht so viel mit den Deutschen unterhalten können. Es war sogar so, dass die Menschen aufgehetzt von der Propaganda, oft nur kamen, um uns, die „wilden Russen“ nur zu sehen, wie es überall geschrieben war unter dem Begriff „Untermensch“. Das bedeutete so etwas wie unterentwickelter oder unwürdiger Mensch. In der Rassenlehre wurde das auch gelehrt, so dass sich die Deutschen als Arier verstanden, eine Art höherer Rasse. Wir haben von den Deutschen eine dieser Zeitschriften bekommen, in denen das alles stand und auch mit Bildern dokumentiert wurde. Hitler hatte das alles auch in seinem „Mein Kampf“ geschrieben und Goebbels hat das propagiert, obwohl er selber auch nicht dem Arierideal entsprach.“

Lu.: „Hatte diese Propaganda bei den Deutschen denn Wirkung gezeigt?“

Bo.: „Ja, zu Beginn des Krieges haben insbesondere die jüngeren Soldaten unter diesem Dampf der Propaganda gehandelt. Sie haben sich so verhalten, wie es geschrieben war. Ich muss aber zugeben, dass unter Stalin durch die GPU, den Geheimdienst viele Menschen bei uns vernichtet wurden. Sie wurden nicht erhängt, sondern wurden erschossen. Aber an vieles erinnere ich mich nicht mehr, denn ich bin schon 85 Jahre alt und viel ist in meinem Kopf gelöscht.“

Lu.: *„Können sie sich denn noch an Einzelheiten während der Gefangenschaft erinnern?“*

Bo.: „Einer aus unserer Mannschaft war geflohen. Dafür wurden wir dann bestraft. Als wir von der Arbeit zurückkamen, mussten wir uns im Erdgeschoss unserer Unterkunft ausziehen und dann nackt in den ersten Stock gehen. Dann wieder zurück, aber laufen, dann mussten wir uns wieder anziehen und dann immer so weiter, ausziehen und anziehen.“

Lu.: *„Wie kamen sie denn zur Armee?“*

Bo.: „Ich kam Ende 1930 zur Armee in der Stadt Wolodag in Russland. 1940 bis Anfang 1941 besuchte ich die Kurse für diejenigen, die eine Mittelschul- und Hochschulausbildung hatten. Dadurch wurden wir Kommandeure der Reserve für die unteren Abteilungen der Sowjettruppen. Am Anfang des Krieges sind wir in Wolodag geblieben, um unsere Ausbildung zu beenden. Dann aber musste unser Regiment in den Krieg; wir blieben aber. Wir machten dann die Vorprüfungen und wurden Kommandeure. Später kamen wir dann in die Gebiete Tulag und Kologa befreit und dabei haben wir sehr viele Gräueltaten gesehen. Es war so, dass wir wieder die verbrannten Dörfer befreien mussten. Wir sahen, dass alles Vieh geschlachtet wurde. Wir mussten einfach leere und tote Dörfer befreien. In einem dieser Dörfer sahen wir, wie kleine Kinder in den Kellern in der Asche nach verbrannten Kartoffeln suchten. Es war einfach unerträglich, zu sehen, was die deutschen Truppen da gemacht hatten.“

Hinrich: *„Wann war das?“*

Bo.: „Das war in der Zeit Ende 41 bis Anfang 42 in dem Gebiet um Moskau, als sich die deutschen Truppen zurückziehen mussten. Wir zogen dann von Tulag weiter in Richtung Süden und haben dort weitere Dörfer befreit.“

Hi.: *„Wo und wann sind sie dann in Gefangenschaft geraten?“*

Bo.: „Am 14. August 1942 im Gebiet des Kreises Kaloga. Dabei wurde ich auch zum zweitenmal verwundet und kam zuerst in ein Lager in der Nähe und dann nach Deutschland in der Nähe von Lebra. Am 4. April 1945 kamen wir am Abend von der Arbeit zurück und der Unteroffizier sagte, dass es einen Befehl gegeben habe, dass wir das Lager verlegen müssten. Wir hatten aber schon von Berichten gehört, dass die Amerikaner in der Nähe seien. Die Wachleute sagten uns, dass wir noch eine Stunde Zeit hätten, um uns auf die Verlegung vorzubereiten. Einer unserer Kriegsgefangenen, ein früherer sowjetischer Major, hatte eine Zange gefunden, vielleicht hatte er diese schon früher. Aber mit dieser Zange konnten dann 3 Mitgefangene den Stacheldraht aufschneiden und so konnte unsere gesamte Mannschaft fliehen. Wir gingen in den Wald. Wir sind deshalb geflohen, da wir erfahren hatten, dass im Notfall die Kriegsgefangenen erschossen werden konnten. Und so befürchteten wir, dass auch wir noch erschossen werden konnten. Ich war in Memleben in der Arbeitsmannschaft Nr. 334 und ich kann mich erinnern, dass es in unserer Nähe eine Eisenbahnlinie von Rossleben gab. Dort gab es eine Zuckerfabrik, in der ich auch manchmal gearbeitet habe. Mir ist auch noch in Erinnerung, dass wir etwa 50 km entfernt von den großen optischen Betrieben von Zeiss waren. Wir haben dann nach der Flucht in kleinen Gruppen gelebt und gewartet. Bei der Bevölkerung fragten wir, ob wir Radio hören dürften, um das zu erfahren, was berichtet wurde. Dabei erfuhren wir, dass wir Kriegsgefangenen keine Hindernisse für den Weg der vorrückenden Truppen sein dürften. Und wir mussten warten, bis dann die LKW's uns nach Hause fahren können. Aber wir wollten nach Hause. Und so sind wir in die Kreisstadt Memleben gefahren. Von dort kamen wir in eine andere Stadt und sind von dort mit etwa 200 Kriegsgefangenen von den Amerikanern in LKW's an die Elbe gefahren worden. Das war etwa 3 km vor dem Fluss und die Amerikaner sagten uns, das könnt ihr jetzt selber zu Fuß gehen und dort stehen eure Truppen. Und wir sind zu unseren Truppen gegangen, das war am 12. April 1945. Dort haben wir noch einen Monat gelebt und im Anschluss sind wir zurück auf unser Territorium gekommen.“

Hi.: *„Wie ist es ihnen bei der Rückkehr ergangen?“*

Bo.: „Nicht alle Kriegsgefangenen wurden von Stalin bestraft. In erster Linie wurden die bestraft, die den Deutschen gedient hatten, also Kollaborateure und Polizisten. Wir wurden zuerst im Zug überprüft. Es wurde gefragt, wer und was wir sind, was wir in der Gefangenschaft gemacht haben. Und es wurde gefragt, wer das bestätigen kann. Der Major, der Älteste unserer Mannschaft, sagte uns, dass wir nicht auseinander gehen sollten. Wir sollten zusammenbleiben, um jeden einen Nachweis für seine Angaben zu geben. Wichtig war, dass klar wurde, dass wir nicht freiwillig in Deutschland waren, sondern Kriegsgefangene in einem Lager. Dann kamen wir in eine andere Stadt und sind dort von SMERS (*Militärischer Sicherheitsdienst „Tod den Spionen“*) überprüft worden. Anschließend sind wir dann nach Hause gekommen. Nur die Polizisten und Kollaborateure nicht. Es gab einen Polizisten, der als Kriegsgefangener galt, ich weiß nicht, warum, vielleicht wurde er von der Polizei ausgeschlossen. Jedenfalls wurde er sofort isoliert und kam in eine andere Gruppe. Wir, die unschuldig waren, sind zurück nach Hause gekommen. Am 7. November 1945 war ich dann schon zu Hause.“

Hi.: „Kann ich noch einmal fragen, wie es ihnen hier dann erging?“

Bo.: „Ich hatte keinen zivilen Beruf. Und als ich zurückkam, wurden Soldaten geworben für den fernen Osten, wo der Krieg mit den Japanern war. So kam ich denn dorthin, um japanische Gefangene dort zu bewachen. „

Hi.: „Also nicht erneut selber in ein sowjetisches Gefangenenlager?“

Bo.: „Nein, aber ich kenne einen Mann mit Namen Paulov aus dem Kreis Benschekowitsch, er war auch ein Offizier. Er war während eines Kampfes in einem Kessel, konnte aber fliehen. Er kam nach Haus zurück. Dort wurde er von der deutschen Kommandantur gefangen genommen und kam in ein Lager. Ich lernte ihn in einem Lager in Litauen kennen, in das ich auf dem Weg nach Deutschland noch kam. Dieser Mann wurde nach seiner Rückkehr zu 3 Jahren verurteilt, ich weiß nicht, warum. Er musste dann in die Ukraine fahren und bei dem Wiederaufbau der Stadt Nowokanstantiva mitarbeiten. Das war natürlich nicht so streng wie in einem Lager in Sibirien.“

Hi.: „Sind ihnen noch andere Beispiele bekannt, wo Menschen in die GULAG's kamen?“

Bo.: „Nein, solche Fälle kenne ich nicht. Ich kenne nur den, den ich erwähnte. Er schrieb mir damals aus der Ukraine. Für mich kann ich sagen, dass ich dann hier ganz normal mein Leben weiterführen konnte, ich wurde von der Bevölkerung gut aufgenommen, es gab keine Vorwürfe und ich wurde nicht unterdrückt. Und so ist es bis heute.“

Lu.: „Ich komme noch einmal auf die Gefangenschaft zurück. Gibt es da noch weitere Erlebnisse?“

Bo.: „Nein, keine besonderen. Nur Arbeit, auch vor und nach der Arbeit, dazu Wachleute und den Meister. Ich kannte ein paar Worte Deutsch und wurde von den Wachleuten immer mit nach Rossleben genommen, um Weizen und Rüben zu transportieren. Ich musste auf dem Hänger in der hügeligen Landschaft immer die Handbremse betätigen. Das war bei der hohen Geschwindigkeit sehr notwendig. Die Unterbringung war übrigens im Lager in einem Kuhstall. Im Erdgeschoss standen die Kühe und dort befand sich ein Raum für die Kranken. Oben lag Getreide und in einem Verschlag waren die Tauben. In diesem Gebäude waren auch wir untergebracht in doppelstöckigen Betten, unten und oben je 10. In die Säcke aus Papierstoff kam dann Stroh hinein. Das waren die Matratzen und Kopfkissen, dazu hatte jeder eine Decke. In dem Raum stand für die Winterzeit ein Ofen. Dafür bekamen wir dann Briketts. In unserer Arbeitsmannschaft lief es gut. Das Essen war auch nicht schlecht, es gab genug Kartoffeln. Da vieles auch für die Schweine verwendet wurde, hatten wir vorher davon auch für uns Essbares. Die Kartoffeln wurden gespült und gekocht, davon wurde dann vorher für uns einiges abgezweigt. Dazu bekamen wir jeden Tag 300 gr. Brot mit Margarine und mittags Suppe. Fleisch haben wir allerdings nicht bekommen. Aber wir waren nicht hungrig. Wir brachten z.B. die Rüben in die Zuckerfabrik und auch von dort erhielten wir immer wieder etwas zum Essen zurück. Wir waren auf einem großen Hof, man könnte sagen, auf einem Gut beschäftigt. Ich kann nicht sagen, dass es mit der Arbeit unbedingt schwer war, aber nach 10 Stunden am Tag war es doch genug. Aber wir waren doch junge Männer und von daher haben wir auch die schwierigste Arbeit gemacht. Zu der Bevölkerung gab es wenig Kontakt. Falls jemand zu uns vor den Stacheldraht kam, um mit uns zu sprechen, wurde er sofort von der Wachmannschaft weggejagt. Falls wir zu zweit einmal mit einem Deutschen

gearbeitet hatten, haben wir uns ein bisschen unterhalten können. Aber wir waren doch 20 Mann und hatten einen Dolmetscher und deswegen waren unsere Deutschkenntnisse nicht gut. Wir waren auch einmal in einem anderen Lager und da haben wir auch französische Gefangene getroffen, denen es doch besser ging. Aber es war uns verboten, die wie 10 m auseinander lagen, uns gegenseitig zu nähern. Und wenn uns einmal die Franzosen etwas zuwarfen z.B. Zigaretten, wurden sie vom Zaun vertrieben, denn das war verboten. Das Essen der Franzosen war auch besser als das, was wir bekamen. Die Franzosen bekamen auch Pakete von zu Hause und wir bekamen bekanntlich keine.“

Hi.: *„Und wie geht es ihnen dabei, wenn sie uns das heute alles erzählen?“*

Bo.: *„Ach, das ist ganz normal und wir kennen uns ja auch schon einige Jahre.“*

Frau.: *„Nein, das stimmt nicht, denn immer, wenn er mit anderen über den Krieg spricht und so auch jedes Mal, wenn er mit euch gesprochen hat, konnte er Tag und Nacht nicht ruhig werden.“*

Lu.: *„Das tut uns aber leid.“*

Bo.: *„Gutes habe ich in meinem Leben, d.h. genauer gesagt, im Krieg nicht gesehen. Ich war immer so nahe an der Front. Krieg ist doch ein Krieg. Das ist immer eine Not für die Menschen und auch die Natur, eigentlich für alles. Für mich kam hinzu, dass ich nicht nur für mich selbst verantwortlich war, sondern auch noch für andere, denn ich war doch ein Kommandeur.“*

Hi.: *„Um so mehr freuen wir uns, dass sie uns so viel aus ihren Erinnerungen erzählt haben. Und wenn ihre Frau dann auch sagt, dass sie diese Erinnerungen immer wieder aufwühlen, wünschen wir ihnen beiden, dass es ihnen für die Zukunft gut geht. Wir können das gut verstehen, dass dieses die Folgen des Krieges sind, die in den Gedanken und Träumen weiterwirken.“*

Bo.: *„60 Jahre sind nun vorbei und vieles ist an Erinnerungen gelöscht.“*

Lu.: *„Als Zeichen unserer Dankbarkeit zum Abschluss ein kleines Geschenk.“*

Frau und Bo.: *„Danke, unsere Kinder haben alle die Hochschule absolviert und unsere Enkel auch. Wir haben 3 Kinder und 6 Enkelkinder, dazu schon 4 Urenkelkinder. Was brauchen wir noch mehr? Wir sind zufrieden mit dem Leben.“*

Lu.: *„Wir sind immer wieder erstaunt, wie zufrieden die Menschen hier in eurem Land sind.“*

Bo.: *„Wir haben Besseres nicht gesehen und das, was hier ist, ist gut für uns.“*

Frau.: *„Unsere Kinder leben gut, haben alle eine Arbeit bekommen. All das freut uns sehr. Was war, ist schon lange vorbei.“*

Lu.: *„Das freut uns sehr, dass ihr uns mit einer so guten Aussage verabschiedet.“*

Heimatmuseum Lepel, Gespräch mit der Leiterin und Veteranen (Nr. 18, 27.07.05)

Der Anlass zu dem erneuten Besuch im Heimatmuseum war die Frage, ob der Name Dr. Ernst Rietsch als deutscher Verantwortlicher für die Errichtung des Ghettos hier in Lepel und in Vitebsk und deren späteren Liquidierung bekannt sei. Als Hintergrund diente der Film vom MDR unter dem Titel „Der Fall Schwarzenberg“ (Regisseurin Kerstin Mempel). In dem dieser Zusammenhang dokumentiert wird.

Auch hier nach dem Vorspielen der betreffenden Filmauszüge ergab sich, dass dieser Name hier in Lepel, wie auch in den Gesprächen in Vitebsk und Uschatschie nicht gekannt war.

Leiterin: *„Über einen Dr. Ernst Rietsch haben wir hier im Museum keine Unterlagen. Da er sich auf einer höheren Stufe der Verwaltung befand, sind die entsprechenden Unterlagen auch nicht bei uns, sondern an einer zentraleren Stelle. Den einfachen Menschen hier war so auch der Name nicht bekannt. Wir können uns nur vorstellen, wie das alles geschah, gerade auch die Liquidierung, können es hier aber nicht konkret mit seinem Namen verbinden. Die Regel war so, dass die Befehlshaber der deutschen Wehrmacht über die Dolmetscher die entsprechenden Befehle gaben und so waren die Namen wenig bekannt, vielleicht aber denen, die dann in Tschernorotschie die Vernichtung durchführen mussten; aber von denen*

lebt keiner mehr. Wenn sie das nun genau erfahren wollen, müssen sie in Vitebsk einen Antrag stellen, um in den Archiven des KGB nachzuforschen. Sie werden die Unterlagen nicht bekommen, aber über den Namen schon. Die Unterlagen bekommen sie deshalb nicht, da darin auch noch Namen der hiesigen Bevölkerung sein könnten. Also von Kollaborateuren und Polizisten. Aber wenn sie das über ihre Organisation Ökodom machen werden, können sie die Antworten bekommen. In den 90er Jahren wurden auch Teile des hiesigen KGB-Archivs an das überregionale Gebietsarchiv weitergeleitet. Und so denke ich, dass man auch etwas finden wird. Wir haben dort auch bereits Auskünfte über uns hier betreffende Fragen zum Krieg und einzelnen Militärs erhalten. Was nun das Ghetto in Vitebsk betrifft, könnte ich dort anfragen, vielleicht wissen die etwas. Wir selber haben hier keine Originalunterlagen, wir haben nur die Augenzeugenberichte und Aussagen von Zeitzeugen. In den Museen werden solche Einzelheiten nicht veröffentlicht, in den Archiven liegen allerdings entsprechende Unterlagen. Also, der Antrag nach weiteren Nachforschungen darf nicht von einer Person gestellt werden, sondern von einer Organisation. Den Antrag müsst ihr beim Militärrevier des KGB hier in Lepel oder in Vitebsk stellen. Diese Behörde ist verpflichtet, auf jeden Fall auf einen solchen Antrag zu antworten.“

Wir hatten weiterhin 2 Fotos aus dem Kriegstagebuch eines Mitgliedes einer deutschen Propagandaabteilung zur Verfügung über ein Kriegsgefangenenlager in Lepel für russische und jüdische Gefangenen zur Verfügung.

Anatoly: „Dieses Lager befand sich in Nähe der Straße, die parallel zur Bahnstrecke verläuft. Das Foto muss etwas südlich davon, dort, wo sich der heutige Bahnhof befindet, aufgenommen sein.“

Ludwig: „Wir haben bei unseren bisherigen Gesprächen den Eindruck gewonnen, dass die Weißrussen eher dazu neigen, die Deutschen zu entschuldigen.“

Veteranin: „Die Kriegszeit ist vorbei und sehr vieles wird auch vergessen, aber im Inneren der Menschen bleibt doch etwas. Ich würde nicht sagen, dass wir Rache ausüben sollen, aber vergessen sollen wir das auch nicht, denn das wäre auch schwierig. Dieser Krieg hat unser gesamtes Leben beeinflusst.“

Anatoly: „Ich möchte noch hinzufügen, dass die Jugend, die das alles nicht erlebt und gesehen hat, vielfach gleichgültig sind, zwar nicht alle, aber doch viele. Und wir, die wir das alles selbst erlebt haben, können das alles nicht verzeihen, nicht entschuldigen.“



Veteranin:
„Man vergisst zwar, aber in der Seele bleibt es erhalten, die das alles selbst erlebt haben. Und die neue Generation wird das alles anders betrachten. Ich bin keine Anhängerin davon, dass

- Veteranin und Anatoly -

man jetzt jemanden bestrafen muss oder dass eine Entschuldigung sei es durch Entschädigungen erfolgen muss. Aber ihr müsst schon verstehen, dass der Krieg meine Kindheit zerstört hat und mich von meiner Familie und den Verwandten losgerissen hat. Das muss man menschlich verstehen. Nur das! Alles andere hat sich daraus ergeben und z.Zt. sind die Beziehungen zu Deutschland ja auch gut.“

Lu.: „In Deutschland ist lange über die Kollektivschuld diskutiert worden.“

Veteranin: „Es ist schwierig, von der Kollektivverantwortung zu sprechen. Es ist doch so, dass auch die Deutschen verschieden waren, wie es überall der Fall ist. Sehr viele haben einfach dem Befehl gefolgt, obwohl sie das nicht gewollt haben. Und es gab dann so viele unterschiedliche Situationen, dass man nicht sagen kann, der war schuldig und der war es nicht. Es ist also sehr schwer zu bestimmen. Es ist schwer zu bestimmen, wer unter diesen damaligen Bedingungen wirklich schuldig war. Eine Gruppe kam z.B., um ein Dorf zu verbrennen.“

Und wer weiß heute, wer von diesen Soldaten gut oder schlecht war. Einige haben das unter Zwang gemacht, einige aus eigenem Wunsch. Aber in jedem Fall muss man sagen, dass alle daran beteiligt waren. Wer kann aber über alle bestimmen, ob sie schuldig sind oder nicht? Seht ihr das auch so?“

Lu.: „Mit Befehlen kann man nicht alles rechtfertigen.“

Veteranin: „Aber wir wissen das nicht, wir wissen nur das, dass alle in einem solchen Fall den Befehl erfüllt haben. Erst jetzt nach 60 Jahren beginnen wir etwas zu analysieren. Mehrere Generationen sind bereits gefolgt. Ich kann nur aus meinen Erfahrungen sagen, dass man keine Kriege führen soll. Dann kommt man auch nicht in die Lage, darüber zu streiten, wer schuldig und wer nicht schuldig an dem Geschehen war. Oder zu diskutieren, wer Opfer oder wer Täter war.“

Lu.: „Aber es geht doch immer weiter mit den Kriegen...“

Veteranin: „Ja, das ist das Schreckliche und es werden dabei Menschen und vor allem Kinder dabei umgebracht.“

Lu.: „Und alle berufen sich auf den Befehl.“

Leiterin: „Befehle gibt man nur dann, wenn man auch weiß, dass sie ausgeführt werden. Zur Psychologie, diese Befehle zu erfüllen, gehört, dass sie vorbereitet werden. In Deutschland war vor Beginn des Zweiten Weltkrieges der Fall.“

Veteranin: „Der Plan von Hitler vor dem großen vaterländischen Krieg war, alle Russen zu vernichten. Die Menschen hier sollten nicht überleben, sie sollten nichts mehr besitzen, das Land und alles, was dazu gehörte, wie z.B. die Pferde und Kühe sollte den Deutschen gehören.“

Leiterin: „Und nach dem Krieg müssen sie die Verlierer immer rechtfertigen und auch vor dem Sieger revanchieren, das gehört zur Psychologie eines Menschen.“

Veteranin: „Und wie sieht es heute in Deutschland mit der Idee des Revanchismus aus? Existiert sie überhaupt und wenn ja, wie stark ist sie? Also, gibt es eine Rache in Deutschland, dass sie den Krieg verloren haben? Ich frage nach dem Gebiet um Königsberg und danach, dass auch ehemalige Großgrundbesitzer in Polen und auch in den neuen Bundesländern Ansprüche auf Rückerstattung stellen.“

Hinrich: „Ja, gerade in den Vertriebenenverbänden werden solche Gedanken geäußert, sie fordern jetzt eine Gedenkstätte in Berlin für die Opfer der Vertreibung. Das wird aber von der Mehrheit unserer Bevölkerung nicht mitgetragen. Die Forderungen nach Eigentumsrückübertragung findet keine Unterstützung, die Betroffenen sind jetzt auch vor dem europäischen Gericht gescheitert.“

Ich möchte aber auch noch zur Frage der Schuld auf eine Untersuchung über die seelischen Langzeitfolgen des Krieges hinweisen.. Diese ergab, dass die Schuld bei den Betroffenen des Krieges nicht bearbeitet wurde, hinzu kommt, dass durch die Seelsorge der Kirchen auch zu schnell vergeben worden ist.“

Anatoly: „Wir schätzt ihr die Stimmung der einfachen Bevölkerung bei euch hinsichtlich der Hegemoniebestrebungen der USA ein?“

Lu.: „Die Sympathie den Amerikanern gegenüber schwindet, das Maß ist voll. Und Bundeskanzler Schröder hat die letzte Wahl wahrscheinlich auch nur deshalb gewonnen, da er sich gegenüber der amerikanischen Politik skeptischer geäußert hat.“

Veteranin: „Diese Frage wird bei der bevorstehenden Neuwahl eine Rolle spielen.“

Lu.: „Wenn die CDU an die Macht kommt, wird sich Deutschland auch diesbezüglich verändern.“

Veteranin: „Ja, das spürt man förmlich. Aber nun eine Frage an euch, aber antworten sie offenherzig ihre Meinung über Weißrussland.“

Lu.: „Die öffentliche Meinung über Weißrussland ist negativ, das hängt auch damit zusammen, was man über Lukaschenko weiß und hört. Da er sich gegenüber den Wünschen des Westens sperrt, gilt bei uns als Diktator. Aber ich sehe durch ihm die Möglichkeit, dass Weißrussland nicht in den Sog des Neoliberalismus hineinkommt. Ich sehe die Möglichkeit dadurch für Weißrussland, einen eigenen Weg zu gehen. Die negative Meinung in unserem Land verdirbt allerdings all das Gute, was man über Belarus sagen könnte.“

Veteranin: „Unsere Opposition sagt auch, dass Lukaschenko ein Diktator sei, aber sie macht das nicht an konkreten Beispielen deutlich. Unsere Opposition spricht zu schlecht von unserem Land und den Menschen. Es gibt in den anderen westlichen Ländern keine, in denen die dortigen Oppositionen so schlecht über ihr Land redet, wie es die unsrige macht. Natürlich können sie sagen, dass Lukaschenko schlecht sei, aber nicht, dass wir Menschen und unser Land es sei. Wir haben sehr viele große Zeitungen, aber darin stellt die Opposition ihr Programm nicht vor. Ihr habt doch auch eine Opposition, aber die gießt den Dreck nicht über euer Land. Und von daher hat die Opposition bei uns keine Unterstützung. Vor einigen Jahren hatten wir Probleme in der Brotversorgung. Tschechien gab uns dann Geld, damit wir Korn dafür einkaufen konnten. Unsere Opposition fuhr nach Tschechien, um sie aufzufordern, dass Geld nicht zu geben. Mit zwei Ländern am Kaukasus hat Lukaschenko verabredet, dass sie ihre Baumwolle hierher liefern, um sie in unseren Fabriken zu verarbeiten. Das versuchte die Opposition zu verhindern. Sie schädigen dadurch immer wieder ihr Volk. Die Mehrheit in der Bevölkerung ist für Lukaschenko. Und sie ist bereit, ihn noch für eine weitere Amtsperiode zu wählen.“

Lu.: „Aber Lukaschenko macht sich die ganze Welt zum Feind.“

Veteranin: „Jedes Land muss so leben, wie es will. Jeder ist ein Wirt in seinem Haus. Oder weiter gefragt, was hat die Welt gewonnen durch die Niederlage des Sozialismus?“

Hi.: „Nein, sie hat verloren, es fehlt jetzt gegenüber dem, was heute unter der Macht der Globalisierung vollzieht, ein Korrektiv, eine konkrete Alternative.“

Aber kann ich noch einmal nach den seelischen Folgen aus dem Kriege fragen?“

Veteranin: „Die Erinnerung an die Ereignisse, die hier im Krieg passierten, bleibt hier noch für viele viele Jahre. Ich war vor kurzem in Vitebsk am Denkmal für die Ereignisse des Krieges mit Napoleon 1812 und ich habe da 90jährige Männer mit Jugendlichen gesehen, die dort Blumen niederlegten. Ich fragte sie, was sie dort machen und sie antworteten, wir möchten dadurch an unsere Großväter, Ur- und Urgroßväter erinnern, die uns durch dieses Denkmal die Erinnerung an den Napoleonkrieg hinterlassen hatten. Und so sage ich, es möge keine Kriege mehr geben, denn wir haben zu viele Kriege gehabt. Wir und unsere nachfolgende Generation wollen leben und auch erleben, es möge nur keine Krieg mehr geben.“

Anatoly: „Ich interessiere mich für das Leben in Deutschland und ich wünsche dem deutschen Volk alles Gute und euch wünsche ich weiterhin auch viel Erfolg auf weißrussischem Boden.“

Veteranin: „Was den Krieg betrifft, man muss auch entschuldigen, aber man muss sich auch daran erinnern. Man muss das immer im Kopf behalten, damit das nie wieder geschieht. Ein Dichter bei uns hat einmal gesagt, wenn wir den Krieg vergessen werden, kommt er wieder zu uns.“

Hi.: „Bei uns gibt es ein entsprechendes Wort „das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung“ und so verstehen wir uns auch.“

Anatoly: „Also, alles was ihr hier gesehen und erfahren habt, bringt das nach Deutschland.“

= Die Gespräche mit Elena, Galina, Sinaida und Tanja wurden alle durch Svetlana Swirbut von der Organisation ROI mit Sitz in Minsk vermittelt.

Dazu gehören auch die weiteren 3 Gespräche und Kontakte, an denen sie selber auch beteiligt war.)

Interviews und Gespräche mit jüdischen Bürgern und Vertreter der belarussischen kirchlichen Gruppe ROI

Lew Gawrilowitsch Pljut, Kind einer Jüdin und eines Weißrussen, jugendlicher Partisan und später Lehrer, aus Tschaschnikie (Nr. 3, 17. + 21.07.05)

Hier führte uns Svetlana ein und stellte uns gegenseitig vor. Ich, Hinrich informiere über unsere bisherige Arbeit der Spurensuche, beginnend am Narotschsee mit dem Schwerpunkt zum Ersten Weltkrieg und seit 2001 in Lepel mit dem Blick auf den Zweiten Weltkrieg mit all seinen Folgen und stelle die Eingangsfrage:

„Wir freuen uns, dass Svetlana uns mit Ihnen einen Holocaust-Überlebenden als Gesprächspartner vermittelt hat. Und so möchte ich Sie bitten, uns aus Ihren Erfahrungen des Krieges zu berichten, schön wäre es, wenn Sie uns auch etwas aus Ihrer Kindheit, über Ihrer Eltern und Großeltern erzählen können. Schön wäre es, wenn Sie uns dann auch noch etwas aus der Zeit nach dem Krieg und Ihren eigenen Familie berichten können. Also, uns interessiert Ihre Lebensgeschichte aus einer jüdischen Tradition. Im Anschluss würden wir dann noch Fragen stellen.“

Lew: „Die moderne Stadt Tschaschnikie war früher eine Siedlung und wurde 1504 gegründet. Im letzten Jahr 2004 wurde diese Stadt 500 Jahre alt. Und so lange diese Siedlung existierte, war sie immer eine jüdische Siedlung. Hier haben 2.000 jüdische Familien gelebt und 1.000 belarussische und russische Familien. Die Juden haben sich immer mit dem Handel beschäftigt, sie haben selber auch viel Geschirr aus Ton hergestellt. Auf diese Weise ist dann auch der Name der Stadt entstanden, Tschaschka bedeutet soviel wie Tasse. Alle haben in Frieden gelebt, die Russen, die Belarussen, die Juden haben immer einander geehrt, in dieser Stadt gab es keine Verfolgungen, keine Pogrome. Meine Mutter ist hier geboren, sie ist aus einer jüdischen Familie mit dem Namen Diekmann, also Mauka Simona. Mein Vater ist ein Weißrusse. Er kommt aus einem Dorf nicht weit von hier, Paolie, etwa 12 km von Tschaschnikie entfernt. Mein Vater hat meine Mutter nach der Oktoberrevolution kennen gelernt. Beide haben in einer Papierfabrik „Roter Stern“ gearbeitet und haben sich ineinander verliebt und haben dann 1928 geheiratet. Die Eltern von der Mutter waren dagegen. Es war nicht erlaubt, dass ein jüdisches Mädchen einen Weißrussen heiratet. Aber meine Eltern hatten sich verabredet, dass mein Vater meine Mutter einfach stiehlt. Als Mutters Eltern nicht zu Hause waren, hat mein Vater die Mutter einfach entführt. Die Mutter hat ein Bettuch und ein Kissen mitgenommen und einen Zettel geschrieben, auf dem stand, dass sie einen Mann heiraten würde, Pljuto Gawriela Karitowitsch. Und die Familie kannte ihn. Die Eltern sind nach Hause gekommen, haben den Zettel gefunden und es gab viele Tränen. Die Eltern meiner Mutter haben dann gesagt, dass sie meinen Vater vor Gericht stellen würden. Aber alles es sich später beruhigt, alles wurde geregelt und meine Eltern konnten heiraten. Zuerst haben sie eine Wohnung hier in Tschaschnikie gemietet und später im Jahre 1932 haben sie dann dieses Haus, in dem ich



noch wohne, gekauft. Dafür haben sie 6.000 Rubel bezahlt. Dann nach weiteren zwei Jahren bin ich dann erschienen. Und die Mutter sagte zu dem Vater, dass er den Namen für den Jungen, also für mich, selber auswählen und in die Papiere eintragen. Und der Vater hat dann in die Geburtsurkunde Lwa geschrieben. Als er dann nach Hause kam, war die Mutter dagegen, denn Lwa ist die Bezeichnung für ein Tier und er würde dann für die anderen Menschen als ein Tier bezeichnet werden. Aber mein Vater hat zur Mutter gesagt, da er auch viel gelesen hatte, insbesondere von Tolstoi, so auch „Krieg und Frieden“, dass er hoffe, dass unser Sohn ein berühmter Schriftsteller werden würde. Zwei Jahre später, 1936 ist dann mein Bruder Ginrich geboren. Und so haben wir in Frieden bis 1941 gelebt. Am 22. Juni 1941 beginnt der Große Vaterländische Krieg. Bereits am 5. Juli waren die Deutschen hier in dieser Stadt. Nicht sehr viele von der Zivilbevölkerung hat die Stadt verlassen können, da die Deutschen so schnell hier waren. Sie haben dann schnell die neue Ordnung hier aufgebaut. Haben eine Liste über die Bevölkerung aufgeschrieben. Es wurde befohlen, an den Häusern der Juden den Davidsstern anzubringen, sowie auch die Kleidung entsprechend zu kennzeichnen. Es war sehr schwer während der Zeit des Krieges, besonders auch am Anfang. Die Geschäfte waren nicht geöffnet. Sonntags hatten wir gewöhnlich die Märkte hier, zu denen kamen auch die Bauern aus der Umgebung, die Kühe, Hühner, Korn und Brot verkauften. So gab es den Handel zwischen den Dörfern und der Stadt. Die Juden hier glaubten nicht, dass die jüdische Bevölkerung erschossen wird, da sie sich noch an das Jahr 1918 erinnerten, da damals die Deutschen die Juden nicht erschossen hatten. Aber die Juden hier hatten schon von den Geschehnissen in Polen gehört, wo die Juden erschossen worden waren. Aber, sie hatten daran nicht geglaubt. Ende 1941 haben die Deutschen die Juden in der Siedlung Tscheria erschossen sowie in der Stadt Novolukomlj. In Tscheria waren es 500 und in Novolukomlj 300 Juden. Im Februar 1942, es war Winter, ist ein Sonderkommando nach Tschaschnikie gekommen, aus Vitebsk. Die Polizisten aus Tschaschnikie haben sich versammelt, haben auf eine gemeinsame Arbeit vorbereitet, und das war die Vorbereitung auf eine Erschießung, die auf den 12. Februar 1942 festgelegt war. Das war der Tag, an dem die Juden erschossen werden sollten. Zu dieser Zeit gab es noch keine Partisanenbewegung in unserem Kreis. Man hatte zwar gehört, dass es in den Wäldern Partisanen von geflohenen sowjetischen Kriegsgefangenen gab. Am Morgen nun vom 12. Februar war unsere Stadt von deutschen Truppen umstellt, in der Stadt befand sich die deutsche Kommandantur. Dorthin wurde der für die Juden in der Stadt Verantwortliche berufen. Er musste den Juden sagen, dass sie sich mit wenig Gepäck in der katholischen Kirche einfinden mussten. Das ist der Bereich, auf dem heute die Schule Zwei steht. Einen Tag davor wurde auch erklärt, dass die jüdischen Männer zu einer Arbeit erscheinen mussten. 40 Männer wurden in eine Reihe gestellt, sie mussten über die Brücke von Tschaschnikie ins Dorf Sloboda geführt. Es wurde ihnen befohlen, einen Graben auszuheben und so wurde ein Platz für die Erschießungen vorbereitet. Das war alles am 11. Februar und am 12. haben sich die Juden in der katholischen Kirche versammelt und es wurde ihnen befohlen, in Gruppen von 5 Personen nacheinander über den Fluss Soljanka ins Dorf Sloboda zu gehen. Alle wurden dann zu diesem Graben geführt, alle, die Männer und die Frauen, die alten Menschen und auch Kinder, auch waren viele kranke Menschen, die gestützt werden mussten, dabei. Ich habe schon etwas vergessen. Ungefähr am 15. Januar 1942 wurde mein Vater in die Kommandantur bestellt und es wurde ihm gesagt, dass er sich von seiner Frau scheiden müsse, weil er seiner Nation angehört und sie der jüdischen. Als er nach Hause kam, hat er alles seiner Frau erzählt. Und er sagte ihr, wir werden weiter zusammenleben und sie müsse das Haus nicht verlassen. Wir Söhne wurden dann von unserem Vater darauf vorbereitet, wie wir unsere Mutter retten können. In unserem Haus wurde eine Kuhle ausgegraben, sie war so tief, dass meine Mutter bis zum Hals darin stehen konnte. Da gab es also in unserem Haus ein Loch, durch das sie sich dann in der Kuhle verstecken konnte. Es wurde abgedeckt und abgeschlossen mit einer Tür. Aber da die Juden insgesamt noch am Leben waren, hat sich meine Mutter in dieser Zeit darin noch nicht versteckt. Als nun am 12. Februar die Juden in die Kirche getrieben wurden, haben viele Juden versucht, sich zu verstecken. Ich habe es selbst gesehen. Unserem Haus gegenüber stand ein Gebäude, an einer Seite war ein Pferdestall und an der anderen eine Art Mensa und dort hinein gab es ein großes Loch. Diese Straße hieß früher „Goldener Berg“ und die Juden von dieser Straße haben sich in diesem

Loch versteckt. Und drei Häuser davon entfernt hat ein Jude, ein Uhrmachermeister gewohnt, Spielmann. Seine drei Töchter haben sich dann in einem Ofen. In dem Ton gebrannt wurde, versteckt. Die Polizisten sind dann bei den Häusern vorbeigekommen und haben alle Juden rausgetrieben. Eine russische Familie – ich will den Namen dieser Familie gar nicht nennen – hat gesagt, da verstecken sich die Juden und da im Ofen verstecken sich drei Mädchen. Ich kann es nicht vergessen, wie diese Mädchen aus dem Ofen rausgezogen wurden. Mit einem eisernen Haken, mit dem man die Asche aus dem Ofen holt, die Mädchen herausgezogen, die Mädchen hatten sich mit den Zähnen an der Stange festzuhalten versucht. Und als die Mädchen abgeführt wurden, hat man in dem Haus sehr viel Gold gefunden, denn es war eine reiche Familie. Und dieser Weißrusse, der die jüdische Familie verraten hat, hat als Lohn dafür eine Matratze und ein Kissen bekommen. Nach diesem 12. Februar hat das schwere Leben für uns, für unseren Vater begonnen. Der Vater hat seine Schwester Marfa aus dem Dorf Paolie zu uns eingeladen. Weil die Mutter sich immer in dem Loch verstecken musste, brauchten wir eine Frau, die uns den Haushalt führte. Im September 1942 sind bereits die Partisanen auf unserem Territorium erschienen und wir wussten dann, dass sie auch schon in den Wäldern um Tschaschnikie herum sind. Ich muss noch sagen, dass mein Vater Mitglied der Kommunistischen Partei war, er hat auch an der Oktoberrevolution teilgenommen. Mein Vater hat auch zwei Klassen in einer Kirchenschule beendet. Nach der Revolution kam mein Vater nach hier zurück, zuerst hat er in der Papierfabrik gearbeitet und dann wurde er Mitglied in dem Volksgericht.. Für diese Zeit war es für ihn sehr schön. Er konnte dann für jeden, der zu ihm kam, die entsprechenden Anträge schreiben. 1936 ist dann ja mein Bruder geboren, und mein Vater wurde gezwungen, seine Arbeit im Volksgericht zu verlassen. Er arbeitete dann in einem Handelsgeschäft. Nicht umsonst spricht man bei uns viel von dem Jahre 1937. In diesem Jahr wurde auch mein Vater verhaftet. Er wurde zu drei Jahre verurteilt, die verbrachte er in einem Gefängnis in Orscha. Nach der erneuten Verhaftung 1943 blieb er aber am Leben, wurde nicht wie alle Kommunisten, Jugendlichen aus dem Komsolmol und alle Partisanen erschossen. Der Grund war, dass er in der Sowjetzeit gelitten hatte. So konnte er dann noch einige Zeit seiner Frau retten. Ich hatte einen Nachbarn hier, Harkewitsch Molka, der hatten mit anderen eine Untergrundgruppe gebildet und die hatten im September 1942 haben sie mit der Partisanengruppe „Dubova“ Kontakte aufgenommen. Ich habe mich dann auch als der Junge anschließen können, da ich in meinem Alter noch nicht solche Aufmerksamkeit auf mich zog. Ich habe dann aus dem Gefangenenlager, das mit Stacheldraht umzogen war und der Ausgang von einem Soldaten bewacht war, Zettel mit Nachrichten in die Dörfer bringen können. Mein Vater auch versucht, zu den Partisanen zu gehen und dadurch auch die Mutter und die Kinder zu retten. Aber die Partisanenchefs sagten, dass er noch ein bisschen abwarten müsse und sie würden dann Bescheid sagen, wenn er zu ihnen kommen könne. Solch ein Leben führten wir bis 1943. Das war an einem Sonntag im Juli 1943. Ich bin nach der Aufforderung durch meinen Vater zu dem Dorf Paolie gegangen zu den Partisanen und ich musste am selben Tag noch zurückkommen. Und die zweite Schwester von meinem Vater Maria hat mich nicht zurückgelassen. Sie sagte mir, dass ich am nächsten Tag zurück kommen kann. Und ich so dort geblieben bei meiner Schwester. Und an dem Abend so um 10 Uhr war ich im Dorf bei Freunden, da rief mich Maria und da habe ich auch meine Mutter gesehen. Ich wusste, dass sie eigentlich in Tschaschnikie in unserem Keller sitzen musste und ich war sehr erregt und fragte „Was ist los?“. Sie sagte, dass der Vater verhaftet wurde, auch mein jüngerer Bruder Ginrich. Sie wurden zu der Polizei geführt. Meiner Mutter ist es gelungen, aus ihrem Versteck durch unseren Gemüsegarten an den Fluss zu fliehen. Dort auf der Halbinsel, wo auch Häuser standen, ist sie zu einem Mann Petro Alexewitsch gekommen und hatte gesagt, dass sie im Auftrage der Partisanen gekommen sei und Tschaschnikie verlassen musste. Der Mann hat gesagt, dass er sie über den Fluss fahren könne, aber da es Juli war, waren viele Menschen dort, die dort gebadet haben. Er hat ihr dann den Tip gegeben, den Fluss entlangzugehen, das war in Richtung des Stadtrandes von Tschaschnikie. Sie kam dann an eine Hauptstraße, die Mutter war blond und so den Juden nicht ähnlich. Und da sie eine lange Zeit im Keller versteckt lebte, war sie mager und blass. So kam sie an Soldaten vorbei auch an Polizisten und kam in das Dorf Paolie. In dem Dorf blieben wir zwei Tage. In dieser Zeit wurde die andere Schwester Marfa nach Tschaschnikie geschickt, um herauszubekom-

men, was passiert ist. Sie kam auch zur Polizei und hat um ein Treffen mit dem Vater gebeten. Das erste, was er dann gefragt hat, ist „Wo ist Manja?“, so nannte mein Vater seine Frau. Matfa hat dann gesagt, Marfa und der Sohn ist in Paolie. Während des Gesprächs wurde der Vater dann von dem Polizeichef in einen anderen Raum gerufen und es wurde ihm befohlen, einen Brief an seine Frau zu schreiben, dass sie ruhig wieder nach Tschaschnikie wieder kommen dürfe und sie wird nicht belangt. Die Mutter hatte dann wieder einen Kontakt mit der Brigade „Dubora“ und hat gefragt, was sie machen solle. Ihr wurde dann befohlen, mit mir bei dem Stab der Brigade zu erscheinen. Und so wurde ich zu einem Partisan und meine Mutter zu einer Partisanin. Das war dann im Oktober 1943 während einer Aktion der Partisanen zur Befreiung von Lepel und Tschaschnikie. Unsere Stadt wurde dabei fast befreit. Die Offiziere und die Polizisten der Kommandantur haben sich dann in der katholischen Kirche versteckt, man konnte sie nicht herausbekommen. Aus Vitebsk ist dann eine Verstärkung für die Deutschen gekommen und die Partisanen mussten sich zurückziehen. Vorher wurde mein Bruder, der im Gefängnis mit den Frauen zusammen war, von den Partisanen befreit. Kurz vor diesem Partisanenangriff wurde mein Vater erschossen. Mein Vater wurde mit drei weiteren Männern an der Brücke am Fluss erschossen. Das habe ich erst nach dem Krieg erfahren. Unter solchen Umständen bin ich also Partisan geworden. Am 27. Juni 1944 wurde Tschaschnikie befreit. So sind dann meine Mutter und ich zurückgekommen. Im Jahre 1945 wurden wir Partisanen und so auch ich ausgezeichnet. Ich habe eine Medaille als Partisan erhalten, eine über den Sieg über Deutschland, habe den Vaterlandsorden erhalten. Eine für die Kampfverdienste und noch andere.

–Lew zeigt uns die verschiedenen Medaillen–

Nach Kriegsende sind wir in dieses Haus zurückgekommen. Hier auf dem Foto seht Ihr alle die, die zu unserer Familie gehörten und die den Krieg überlebt haben, mein Bruder ist auch zurückgekommen. Ich habe hier die 10. Klasse in der Schule beendet und habe mich dann am Pädagogischen Institut immatrikuliert, habe dann an der historischen Fakultät in Mogiliev studiert. Ich bin Lehrer für Geschichte. Auch hier sind die verschiedenen Auszeichnungen. Im Jahre 1954 musste ich zur Armee und da war ich bei den Fallschirmjägern. Drei Jahre musste ich dann bei der Armee sein, war in der Ukraine stationiert und musste dann auch teilnehmen an den Ereignissen 1956 in Ungarn.

In der Partisanenbrigade musste ich vieles machen, wie Feuer anmachen. Dann wurde ich zu einem Hirten, um die Kühe auf den Weiden zu hüten. Später bin ich durch die Dörfer gefahren, um Kleidung und Verpflegung für die Partisanen zu sammeln. Im November 1943, als der Stab der Brigade in einem Dorf Moskauer Berg war, wurden zwei deutsche Offiziere festgenommen. Es war zur Zeit eines Dorffestes. Die beiden wollten das angreifen und dabei sind sie gefasst worden. Dabei forderten wir sie auf, zu sagen „Stalin gut, Hitler kaputt“. Wenn sie das täten, wären sie frei gekommen und am Leben geblieben. Aber sie haben immer gesagt „Stalin Kaputt, Hitler gut“. Und so wurde entschieden, dass die beiden Offiziere erschossen werden sollten. Das war hinter einem Dorf. Und zum ersten mal in meinem Leben musste ich auf Menschen schießen. Aber das waren Faschisten und es wurde mir erlaubt, aus einem Gewehr in einem solchen Abstand, wie wir jetzt voreinander sitzen, auf einen der beiden zu schießen. Ja, ich weiß nicht, vielleicht war er ein guter Mensch; aber ich glaube, aus seiner Dummheit oder Überheblichkeit wurde er erschossen. Er hätte doch sagen können „Hitler kaputt, Stalin gut“. Aber er hat das nicht gesagt und musste so erschossen werden.

Im März – April 1944 hat es einen Versuch der Deutschen gegeben, alle Partisanen in einem Sumpfgebiet zusammenzutreiben um sie zu vernichten. Das war eine schreckliche Hölle. Als wir zu diesem Sumpfgebiet gingen, hatten wir nur die Kleidung, die wie gerade an hatten, nicht mehr, keine Pferde, keine Kühe, denn sie kamen da nicht durch. Zu essen hatten wir nur Sauerkraut. Vor dieser Operation hatte jeder ein Kilo Roggen bekommen und ein Glas Salz. In diesen Sümpfen mussten wir eineinhalb bis zwei Monate bleiben. Gerettet hat uns nur, dass die Operation der sowjetischen Truppen zur Befreiung Weißrussland begonnen hatte. Ich glaube, es ist bis hierhin genug, was ich erzählt habe. Ich kann nur sagen, dass Gott mich gerettet habe, als ich 1956 in Ungarn gegen die Aufständischen teilgenommen habe. Ich wäre beinahe getötet worden, denn, wenn ich ein bisschen schneller gelaufen wäre, hätte mich eine Kugel getroffen.“

Hinrich: „Ich danke Ihnen, dass Sie so ausführlich aus Ihren Erfahrungen des Krieges und aus Ihrer Lebensgeschichte erzählt haben“.

Lew: „Sehr viele Menschen wenden sich an mich, weil ich sehr viel gesehen habe. Die Journalisten schreiben oft so vieles unterschiedlich in den Zeitungen; aber ich weiß, wie es wirklich war. Und ich bereite jetzt zu diesem Thema einen Artikel vor und möchte ihn an eine Zeitung schicken.“

Ludwig: „Sie könnten ein Buch darüber schreiben.“

Lew: „Es ist schwer, dafür einen Verlag zu finden.“

Svetlana: „Dieses Buch hier, was wir auch in Geseke vorgestellt haben, beinhaltet auch solche Themen, die Lew angesprochen hat.“

Lu: „Trotz des ausführlichen Berichtes habe ich noch einige Fragen.“

Lew: „In diesem Jahr ist ein junger Mann zu mir gekommen, ich habe ihm viel berichtet. Ihn hat auch eine junge Frau begleitet. Ich habe ihnen alles gezeigt, sie haben von allem Fotos gemacht. Sie haben mir einige Dollar gegeben und wollten mir sagen, wann das in der Sendung berichtet wird. Aber es wurde nicht mitgeteilt. Sie kamen aus Deutschland.

Aber noch eine Erinnerung. Drei Polizisten sind damals gekommen, um unsere Familie zu verhaften, ich war zu der Zeit bei der Schwester von meinem Vater. Einer stand vor der Tür, der andere vor dem Keller und der dritte stand vor diesen Bildern, die hier noch im Zimmer sind. Derjenige, der vor dem Keller stand, wo sich unsere Mutter versteckt hatte, fragte den Bruder, versteckt ihr hier Juden? Ginrich war aber so erzogen, dass er sagte, dass es hier kein Versteck gäbe. Der andere zeigte zu den Bildern und fragte danach, wer dort alles sei. Als er auf das Bild der Mutter zeigte, sagte Ginrich, dass es seine Tante sei. Darauf hat der Polizist ihn ins Gesicht geschlagen und mein Bruder begann zu weinen. Der andere Polizist forderte den ersten auf, ein Taschenlampe zu holen, damit sie hier im Haus alles überprüfen könnten. In diesem Augenblick konnte meine Mutter das Versteck verlassen und fliehen. Ich glaube, dass so Gott meine Mutter gerettet hat. Und wenn ich das jemanden erzähle, glaubt es niemand. Das war ein Wunder für uns.“

Lu: „Wir haben noch einige Fragen. Können wir noch einmal wiederkommen?“

Lew: „Ja, wenn Sie mir aber die Ergebnisse Ihrer Befragung mir dann auch mitteilen. Ich habe vor einiger Zeit durch ein Buch erfahren, dass Menschen, die Juden gerettet haben, in Jerusalem in einer Gedenkstätten erwähnt werden.“

Hi: „Sie meinen sicher Jad Vaschem.“

Lew: „Ja, und ich will, dass alle Menschen wissen, dass mein Vater (unter Tränen) nicht nur sein Leben für meine Mutter, sondern auch für mich und meinen Bruder gegeben hat.“

Hi: „Ja, daran spüren wir, wie tief die Wunden noch aus dieser Zeit heute sind.“

Lew: „Es wäre schön, wenn es solch eine Möglichkeit gäbe, auch wenn das in einem Buch erscheinen würde. Es gibt bald keine Augenzeugen mehr, ich sterbe bald, mein Bruder auch.“

Lu: „Wir veröffentlichen unsere Ergebnisse und werden Ihnen ein Exemplar davon zukommen lassen.“

-Lew zeigt uns Fotos aus der Familie nach dem Krieg, u.a. von der Mutter und Ginrich. Die Mutter hat noch einmal geheiratet und so gibt es noch einen weiteren Bruder Boris. –

Das verabredete zweite Gespräch im Beisein von Elena Jerzdeva, der Redakteurin vom Deutschlandfunk Köln

(21.07.05)

Ludwig: „Wir danken, dass wir heute noch einmal hier sein können, um nach dem ersten Gespräch noch einige Fragen stellen zu können. Es geht zuerst um das Verhältnis der Weißrussen zu den Juden.“

Lew: „Dazu möchte ich sagen, dass wie Sie wissen, war mein Vater Weißrusse und meine Mutter war eine Jüdin. Sie haben sich hier in Tschaschnikie kennen gelernt, als sie in einer Fabrik „Roter Stern“ arbeiteten. Mein Vater war in einem benachbarten Dorf Paolie, das 12 km von hier entfernt liegt, geboren. Mein Vater kam aus einer Bauernfamilie, sie war kinderreich, außer meinem Vater waren da noch 4 Mädchen. Nach der Revolution, dem Bürger-

krieg kam mein Vater ins Dorf zurück. Das schwere Leben zwang ihn dazu, in der Industrie, der Papierfabrik, tätig zu sein, die 3 km von der Stadtmitte entfernt lag. Dort hat mein künftiger Vater meine Mutter kennen gelernt. Damals war es bei den Juden verboten, dass ein jüdisches Mädchen einen Weißrussen heiratet. Aber die Liebe hat ihre eigene Kraft. Meine Eltern haben geheiratet, aber die Eltern meiner Mutter haben den Schwiegersohn nicht anerkannt. Das Ehepaar hat eine Wohnung gemietet, als meine Mutter schwanger wurde, musste sie ihre Eltern davon unterrichten. Das ist eine erste Antwort auf Ihre Frage aus einer ganz persönlichen Sichtweise und Geschichte, wie das Verhältnis von Weißrussen zu den Juden war und wie sie miteinander gelebt haben. Meine Eltern haben sich auch weiterhin sehr geliebt. Ich kann mich als Kind nicht daran erinnern, dass mein Vater einmal ein lautes Wort zu meiner Mutter sagte. Nach dem Krieg, wenn meine Mutter von dem Vater erzählte, sagte sie, dass er sie stark geliebt hat, dass er das Wasser trinken würde, in dem sie ihre Füße gewaschen hätte. Zweitens, die Rettung der Mutter, von der ich auch bereits erzählte, zu der mein Vater die Voraussetzung geschaffen hatte, ist ein weiteres Beispiel für das gegenseitige Verhältnis von Weißrussen und Juden. Wenn wir uns dann noch eine andere Seite ansieht, wie sie miteinander gelebt haben, kann ich anführen, dass nicht weit von diesem Haus, wo ich jetzt wohne, in der Straße „Goldener Berg“ lebte eine Familie mit dem Namen Kapusta (Kohl), ein paar Häuser weiter lebten russische Familien, hinzu kamen noch einige weißrussische Familien, die alle ein normales Verhältnis zu den hier lebenden Juden hatten. Und damit kann ich bestätigen, dass zumindest hier in Tschaschnikie es keine Unterschiede und Gegensätze wegen der Nationalität gegeben hat. Es gab keine Feindschaft untereinander. Und noch ein Beispiel. Der Krieg – die Deutschen sind gekommen und haben hier ihre neue Ordnung aufgebaut. Die Deutschen hatten, wie sie wissen, ein ganz besonderes Verhältnis zu den Juden, es ging für sie um ihre jüdische Frage, also die Vernichtung der Juden auf dem eroberten Territorium und so auch im Kreis Tschaschnikie. Von dem deutschen Kommandanten wurde beschlossen, dass die jüdische Bevölkerung getrennt von der belarussischen und russischen Bevölkerung leben mussten. Um sie zu unterscheiden, wurde angeordnet, dass an den Häusern, in denen Juden lebten, der Davidstern angebracht sein muss, ebenso musste das auch an der Kleidung zu erkennen sein. Ein Teil der Juden mussten ihre Häuser verlassen, um in einem zum Ghetto erklärten Bereich zu leben. Aber die Freundschaft zwischen den Weißrussen und Juden hat verhindert, dass die Juden ihre Häuser verlassen haben. Beide Nationalitäten hatten immer im Frieden und Wand an Wand gelebt.



- Lew und Elena Jerzdewa -

Noch ein Beispiel über das gute Zusammenleben. Während des Krieges hatte hier in der Partisanenzone Uschatschie die Brigade „Dubarov“ gearbeitet. Sie bestand aus 16 Abteilungen, in jeder waren, 200, 250 oder 300 Partisanen. In diesen Abteilungen gab es Russen, Weißrussen, Georgier, Polen und Juden. Ein Beispiel einer Abteilung, da war der Chef ein Russe, ein Untergebener war ein Ukrainer, der Politoffizier war ein Jude, sein Name war Kwarzoff, was soviel wie Star bedeutet. Hier waren also Vertreter verschiedener Nationalitäten. All das hat die verschiedenen Menschen immer enger zusammen gebracht. Dank auch dieser Tatsache haben wir dann auch den Krieg gewonnen. Das ist meine Meinung zu ihrer Frage, ich, das ehemalige Mitglied der kommunistischen Partei und ehemaliger Partisan, bei dem die Mutter eine Jüdin war und der Vater ein Weißrusse. Ungeachtet dessen, dass mein Vater ein Weißrusse war, vielleicht geht es weiter im Blut und in dem Sinne fühle ich mich der jüdischen Nation näher verbunden. Sie sind mehr aufeinander angewiesen und einander verpflichtet, sie sind ehrlich, sind immer hilfsbereit und ich glaube, sie sind die klügsten Köpfe. Das wäre also meine Antwort auf die Frage. Aber ich muss noch etwas hinzufügen. Nach dem Krieg sind wir wieder in unsere Heimatstadt gekommen. Die Mutter war ohne ihren Mann, und wir Kinder waren ohne Vater. Wir mussten das Leben wieder von vorn beginnen. Und uns hat die Sowjetmacht geholfen. Die Leitung hier im Kreis bestand größtenteils aus Weißrussen. Alle ökonomischen und landwirtschaftlichen Fragen wurden gemeinsam mit der Sowjetmacht geregelt. Meine Mutter wurde Leiterin in einem Geschäft, ich musste lernen und habe 10 Klassen beendet. Ich bin dann an einer Hochschule immatrikuliert worden, zuerst in der medizinische Fakultät. Das Studium dort musste ich aufgeben und ging an ein pädagogisches Institut. All das zeigt, dass das Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten und besonders das zu den Juden oder auch Halbjuden gut war. Ich muss aber auch sagen, dass die sowjetische Regierung antisemitische Verhältnisse zu den Juden ermöglicht und zugelassen hat. Für jüdische Jugendliche, die die Schule beendet hatten, war die Auswahl für die Berufsausbildung eingeschränkt. Für das Studium waren die medizinische und die pädagogischen Institute vorrangig erlaubt. Also, die Politik gegenüber den Juden war nicht richtig und die stand im Gegensatz zu dem Verhältnis, das im Volk untereinander herrschte.“

Lu.: „Hier habe ich einen Artikel über Pogrome, der gewisse Spannungen aufzeigt.“

Lew.: „Nein, solche Pogromwellen gab es hier nicht. Hier in Tschaschnikie gab es einige jüdische Familien, es waren Lehrer oder solche, die ein Geschäft hatten, einer war Feuerwehrhauptmann. Und ich kann mich nicht daran erinnern, dass diese Menschen verfolgt, unterdrückt oder beleidigt wurden. 20 Jahre lang habe ich als Vorsitzender einer Gewerkschaft der Lehrer hier im Kreis gearbeitet. Ich war Augenzeuge von der Absetzung von 5 Leitern der Bildungsabteilung. Das ist auch noch ein Beispiel des Verhältnisses der Weißrussen zu mir. Viele hatten mich für einen Juden gehalten, da sie immer wieder sagten, dass man sich auf mich verlassen könne. Ich war beteiligt an den Vorschlägen für Auszeichnungen von Kollegen. Ein Beispiel von einer Lehrerin an einer Grundschule, Lena Simonarisma. Als in unserem Gremium das besprochen wurde, um dem Kreisvorsitzenden den Vorschlag weiterzugeben, sagte jemand, ich nenne seinen Namen nicht, dass er dagegen sei, weil sie Jüdin sei. Ich habe die Meinung nicht geteilt und dem Kreisvorsitzenden der Partei den Vorschlag für die Auszeichnung unterbreitet. Und sie wurde ausgezeichnet. Das alles zum Verhältnis der Weißrussen hier gegenüber der jüdischen Bevölkerung. Einzelfälle sind nicht die Widerspiegelung des Verhältnisses im Volk. Meine Mutter hatte immer gefragt, wie die Menschen bei uns erfahren, wie die Juden wirklich Leben, um nicht auf die bösen Gerüchte, die immer wieder verbreitet werden, zu hören. Die Menschen, die schon immer in Tschaschnikie lebten, wussten voneinander. Hierher kamen aber Menschen, die uns allen unbekannt waren. Bei ihnen waren solche, die die Gerüchte verbreiteten, also Verräter am eignen Volk. Diese Leute haben das Schlimmste gegen die Juden gemacht. Solche müssten verachtet werden, ich gehe sogar so weit, zu sagen, dass sie vernichtet werden müssten. Meine Mutter hätte mit dem Vater so friedlich weiterleben können, wenn es solche Leute nicht gegeben hätte. Das waren die, die meinen Vater so beneideten, da er so gut gelebt und eine so gute Frau gehabt hat. Eine so vornehme, ehrliche, schöne und interessante Frau. Das wäre alles. - Aber noch einmal zu dem Artikel, hier steht richtig, dass in der Ukraine, in den baltischen Ländern die antisemitischen Tendenzen stärker als bei uns waren. Und das wirkte sich in den Sonderkommandos aus, dort gab es sie als überzeugten Faschisten. In Tschaschnikie

wurden allein um die 3.000 jüdischen Menschen getötet, sie waren größtenteils Bewohner der Stadt, kamen aber auch aus den benachbarten Dörfern. In dem Dorf Tscherijia hatten 800 Juden gewohnt, sie alle wurden erschossen. In Novolukumlj wurden 300 erschossen.

- Gedenkstätte „Kirsche“ für den Kreis Tschaschnikie -



In Krasnaloki waren es auch 300 und in den anderen Orten lebten nicht so viele Juden, auch dort wurde die Mehrheit erschossen. Ein Teil der jüdischen Bevölkerung konnte zu Beginn des Krieges die Stadt verlassen, ein anderer Teil schloss sich der Partisanenbewegung an. Nach Ende des Krieges sind nach Tschaschnikie und in den Kreis diejenigen zurückgekommen, also Weißrussen, Russen und Juden, die hier auch vorher gelebt hatten. Der Krieg hat sehr viele Zerstörungen mit sich gebracht, die Papier-, die Leinen- und die Alkoholfabrik waren zerstört. Es musste von Anfang an alles wieder aufgebaut werden. Die aktivste Teilnahme am Wiederaufbau ging von der hiesigen Bevölkerung aus. Und in dieser Zeit sind dann viele Menschen aus den Dörfern in die Städte gefahren, wie auch nach hier. Bei uns gibt es einen Spruch, der meint, dass die Voraussetzung für ein gutes Leben die Arbeit ist. Und man kann sagen, dass wir diese Arbeit nicht hätten schaffen können, wenn nicht so viele Menschen aus den anderen Republiken gekommen wären, um uns beim Wiederaufbau zu unterstützen, in erster Linie aus Russland. Alle haben mit eigenen Händen daran teilgenommen.“

Hinrich: „... und wie lange hat die Wiederaufbauphase gedauert?“

Lew.: „1944 sind wir hier wieder hergekommen und es hat etwa 5 Jahre gedauert, 1950 waren die Betriebe wieder aufgebaut und funktionierten. Natürlich war das alles sehr schwierig. Ich musste in der Schule lernen, aber es gab keine Bücher, ich musste alles aufschreiben. Aber ich wusste, dass ich es für mich selbst machte. 1950 hatte ich die Schule beendet und wurde dann an einem pädagogischen Institut immatrikuliert. Nach 2 Jahren war ich fertig und kam zurück und wurde in eine Dorfschule geschickt: Nach einem Jahr wurde ich dann zum Militär einberufen. Ich kam zu einer Fallschirmtruppe in der Ukraine. Und nach der Niederschlagung des Ungarischen Aufstandes kam ich 1956 wieder zurück und setzte in den Schulen des Kreises meine Arbeit fort. Als Lehrer war ich auch einmal der Direktor des Pionierhauses. In der Bildungsabteilung im Kreis war ich auch einmal der Vorsitzende, war Vorsitzender der Gewerkschaft, wie ich bereits erwähnte. Und mit 60 Jahren wurde ich Rentner. In diesem Jahr bin ich bereits 75 Jahre alt und ich hoffe, dass ich meinen 100. Geburtstag noch erlebe. Ich glaube, dass das mir meine Mutter und mein Vater befohlen haben.“

Hi.: „Zu dieser Feier würden wir dann gerne kommen...“

Lew.: „... ja, ihr seid herzlich eingeladen.“

Hi.: „Sind hier auch ehemalige Kriegsgefangene zurückgekommen?“

Lew.: „Als die nach Hause kamen, muss ich sagen, war das Verhältnis zu ihnen nicht gut. Das betrifft aber nicht auf das Verhalten des Volkes, der Menschen zu, es betrifft das Verhal-

ten der Regierung, der Macht. Kriegsgefangene wurden nicht geachtet. Es kommt hinzu, dass viele erst einmal zur Verantwortung gezogen wurden. Sie mussten die Gründe benennen, wo und wie sie in Gefangenschaft gerieten und wo und wie sie die verbracht hatten. Sie mussten mit dem Verdacht leben, dass sie die Heimat und die Menschen hier verraten haben. Sie konnten dann nicht in den Berufen arbeiten, in denen sie ausgebildet waren. Zu erwähnen wäre auch noch, dass der Sohn Jakob von Stalin in Gefangenschaft geriet. Die Wehrmacht bot ihm gegen einen General zum Gefangenenaustausch an. Darauf ging Stalin nicht ein und das zeugt davon, dass die Politik Stalins und der Regierung alle Kriegsgefangene für Verräter hielt. Und darauf kann nur Strafe folgen, entsprechend war das Verhalten auch hier im Kreis. Aber dieses Verhalten war nicht richtig. Genau betrachtet, waren wir auf diesen Krieg nicht vorbereitet. Wir haben sehr viele Menschen verloren. Es gibt Historiker, die werfen uns vor, dass wir uns auf einen Krieg mit Deutschland vorbereitet hätten. Aber das ist falsch, wir waren zu arm und zu schwach und von daher hatten wir keine Möglichkeit, einen Krieg gegen Hitler und Deutschland anzufangen.“

Hi.: „Können Sie uns noch etwas zu den seelischen Langzeitfolgen der Kriegsteilnehmer sagen?“

Lew.: „Bei uns gibt es viele Vereine, den Veteranenverein, den Veteranenverein der Blinden, der Verein der Zwangsarbeiter, der Verein des afghanischen Krieges, Tschernobylorganisationen. Ich möchte sagen, dass es bei uns einen ganz anderen Staatsaufbau als bei euch gibt. Und in diesen Vereinen geht es darum, das Leben dieser Menschen zu verbessern. Ihnen wird die Hilfe geleistet, sie haben verschiedene Ermäßigungen, auch, was die Medizin angeht. Und sie werden vom Staat unterstützt. Also, das ganze Volk hilft diesen Menschen, die Folgen des Krieges zu überwinden und sie zu unterstützen. In keinem anderen Staat wie in Weißrussland werden diese Menschen so unterstützt. Also, ich als ehemaliger Partisan, habe 5 % Ermäßigung für Heizung, Elektrizität und Telefon. Zum 60. Jahrestag des Sieges habe ich eine Medaille bekommen, im Jahr zuvor, zum Tag der Befreiung wurden wir alle ausgezeichnet. Uns Veteranen wurde erlaubt, einen Fernseher zu reduziertem Preis zu kaufen und der Präsident hat jedem 100.000 Rubel gegeben. Dazu kamen von der Gebietsverwaltung noch einmal 40.000 Rubel und ein Geschenk des Kreises. Alle unsere Bitten, mündlich oder schriftlich, wurden beantwortet. Es gab und es gibt es noch eine große Unterstützung für die Teilnehmer des Krieges. Dazu kommen die medizinischen Unterstützungen. Wir haben die Möglichkeit, jährlich in ein Sanatorium zu fahren. Und von daher möchte ich sagen, auch für meine Freunde, dass wir mit der Politik unseres Präsidenten zufrieden sind. Im nächsten Jahr finden wieder Wahlen statt und wir finden, dass Lukaschenko doch recht hat, zum drittenmal Präsident zu werden. So empfindet auch die Mehrheit der Bevölkerung Weißrusslands.“

Hi.: „Wir danken Ihnen sehr für das Gespräch und wir würden uns sehr freuen, Sie im nächsten Jahr wieder besuchen zu können und, wie wir am Sonntag bereits andeuteten, sie im kommenden Jahr zu einem Besuch bei uns in Deutschland begrüßen zu können. Wir stehen in Gesprächen mit der Heinrich-Böll-Stiftung in Schleswig-Holstein darüber.“

Gespräch mit jüdischen Gemeindegliedern in Nowolukoml

(Nr. 22, 29.07.05)

Svetlana: „Ich möchte euch wie immer, erst einmal guten Tag sagen und ich bin sehr froh, euch wieder zu sehen. Wir sind hier heute zu eurem Fest dem Schabath und ich habe dafür dieses Brot, Weintrauben und Saft mitgebracht. Wir danken unseren Gott dafür, dass er uns alle hier versammelt hat. Wir denken auch an die, die heute nicht dabei sein können, weil sie nicht gesund sind. Ich danke euch für die Arbeit, die ihr hier nach unserem letzten Treffen gemacht habt. Ich denke, dass Gott euch dafür danken wird, für das, was ihr für ihn gemacht habt. Als eine Art Geschenk habe ich euch heute diese beiden Freunde aus Deutschland mitgebracht. Die Unterhaltung mit euch ist für die beiden sehr wichtig, da es ihnen nicht gleichgültig ist, was mit dem jüdischen Volk während des Krieges geschah, nicht nur bei uns hier in Belarus, sondern weltweit. Die beiden sind gerade auch in dem Wissen um den schrecklichen Krieg zu uns gekommen und von daher danke ich euch, dass ihr zugesagt

habt zu diesem Treffen und auch bereit seid, von diesen schlimmen Ereignissen zu erzählen. Unsere Freunde sind mit einer Gruppe von etwas über 20 Menschen gekommen, um mit und für Tschernobylumsiedler neue Häuser in Lepel zu bauen.“



Lopatina Ludmila Alexejewna: „Wir zeigen euch erst einmal diesen Dokumenten über das alte jüdische Dorf Novolukomll, das im Krieg total vernichtet wurde. Diese zeigen auch, wie es einzelnen Familien ergangen ist, diese hier auf dem Bild, wurde erschossen. Hier ist das Denkmal, dass dort steht, wo die Juden 1941 erschossen wurden. Und hier ein Artikel über einen Juden, der von seiner russischen Frau gerettet wurde. Für diese Frau ist heute ihre Tochter hier, denn sie mochte nicht kommen, weil sie sich vor den Erinnerungen fürchtet. Sie hat auch einige Fotos mitgebracht. Hier ist ein Jude mit Namen Ruthmann, er hat hier den Friedhof gestaltet und wir achten auch heute noch darauf, dass der alte jüdische Friedhof in Ordnung bleibt. Dieser Friedhof liegt etwa 7 km von dem heutigen neuen Novolukoml entfernt. Diese heutige Stadt liegt an einem See und wird von dem großen Kohlekraftwerk bestimmt.

Und nun wollen sich einige von uns euch vorstellen. Es beginnt Koslowskaja Mera Naumowna, sie ist mit 85 Jahren die älteste unter uns. Sie war Leherein und hat den Krieg in der Blockade von Leningrad miterlebt. Sie wird jetzt selber etwas von sich sagen.“

Mera Koslowskaja: „Als der Krieg begann, war ich in Leningrad. Ich studierte an einem Institut. Gleich nach Beginn des Krieges wurden wir außerhalb der Stadt geschickt, um Schützengräber zu bauen. Wir haben diese mit Schaufeln gegraben und haben nachts gearbeitet. Zu dieser Zeit flogen deutsche Flugzeuge und haben unsere Stadt bombardiert. Es war Sommer, es war warm und wenn dann die Flugzeuge in der Nähe waren, mussten wir mit der Arbeit aufhören und uns hinlegen. Waren sie weg, setzten wir unsere Arbeit fort. So haben wir etwa einen Monat lang gearbeitet. Nach den Arbeiten mussten wir dann Leningrad zurückfahren, auf der Herfahrt sind wir 2 Stunden gefahren, aber zurück brauchten wir 12 Stunden, denn viele Orte waren zwischenzeitlich schon von den Deutschen besetzt. An-



schließlich musste ich neben dem Studium noch in einem Militärbetrieb arbeiten. Meine Mutter stammte aus Weißrussland, aus der Stadt Novaschok, an der Memel und diese Stadt war sehr schnell von den Deutschen besetzt und von daher gab es für mich keine Möglichkeit für mich, nach Hause zufahren. So habe ich dann weiter in einem Studentenheim in Leningrad gelebt. Auf unsere Stadt gab es viele Flugzeugangriffe. Die Verpflegung wurde dann für uns über Brotkarten

geregelt, besonders schwer wurde es, als der Winter einbrach. Und gerade der Winter 1941-42 war sehr kalt. Es fuhren keine Straßenbahnen, keine Busse und Autos mehr. Wir lebten aber im Zentrum, in der Nähe vom Newski-Prospekt. Wir alle mussten dann zu Fuß zur Arbeit laufen. Pro Tag bekamen wir damals



- Mera l., Sinaida m., Klara r. –

125 gr. Brot, dazu dann Suppe, dafür mussten wir uns anstellen und das dauerte manchmal den ganzen Tag. Meine Füße waren erfroren, denn ich hatte sehr schlechte Schuhe. Ich konnte aber nicht ins Krankenhaus kommen, da ich kaum noch laufen konnte Leningrad war durch das Bombardement schon sehr stark zerstört, wir hatten keine Warmwasserheizung mehr. Wir Studenten und unsere Lehrer haben im Keller des Instituts gelebt. Dort gab es keine Beleuchtung mehr, wir hatten nur Karbidlampen. In diesen Keller ist einmal eine Gesellschaftskontrolle gekommen und auf diese Weise kam ich dann ins Krankenhaus. Der Weg zu meinem Militärbetrieb war übrigens 5 km lang. Ich habe dann oft gesehen, wie auf Schlitten in weißen Betttüchern die Leichname weggefahren wurden. Ich zählte dann auch, manchmal waren es 30, manchmal 40 Tote. Diese wurden dann zu dem Friedhof gefahren, aber da die Erde sehr gefroren war, wurden die Toten nicht begraben, sondern von den Friedhofsarbeitern verbrannt. Im Spital blieb ich 3 Monate, dieses war früher eine Schule. Ich war im 3. Stock und manchmal sind bei den Bombenangriffen die zerbrochene Scherben auf mein Bett gefallen. Es war sehr schwer, viele waren krank und sind gestorben. Viele hatten Mangel an Vitaminen, diese konnten dann kaum noch laufen, sie konnten dann nur noch an Stöcken gehen. Eine solche Frau hatte Angst vor den Flugzeugangriffen und bei einem solchen warf sie ihre Stöcke fort und ist zum Keller hinuntergekröchen. Ich wurde geheilt, war zwar nicht sofort gesund. Der Arzt sagte mir, dass die einige Zehen amputiert werden müssen. Meine Mutter kam während des Krieges in eine Kolchose nach Stalingrad und so konnte ich im Sommer 1942 Leningrad verlassen. Mit einem Dampfer konnte ich über den Lagodasee fahren, obwohl auch wir dort bombardiert wurden. Aber ich kam zu meiner Mutter und wir sind dann weitergefahren nach Baschkelia, das liegt auch in Russland. Zwei Brüder und eine Schwester meiner Mutter wurden im Krieg getötet, die Brüder an der Front, die Schwester im Dorf.“

Boljuk Klara Chaimowna „Ich bin in Bobrujsk im Gebiet Mogilev geboren. Am 22. Juli begann der Krieg und am 28. sind, ich war damals 11 Jahre alt und meine Schwester 7, wir mit unserer Mutter zu Fuß nach Mogilev gegangen. Wir sind eine Woche gegangen. Von dort sind wir dann sofort in Güterwagons nach Russland gefahren worden und kamen in das Gebiet von Kursk. Ich glaube, wir waren dort 2 Wochen, und dann wurden wir weitergeschickt, denn die Deutschen waren schon nah und die Bombardierungen waren endlos. Wir kamen dann nach Usbekistan in die Stadt Namangan gekommen. Dort haben wir den ganzen Krieg über gelebt bis zur Befreiung Weißrusslands. Wir sind dann zurück nach Bobruiks gekommen, unser Haus war durch die Kämpfe zerstört, wir haben uns dann ein Zimmer gemietet und so wie

alle gelebt. Es war schwer im und auch nach dem Krieg, das betraf alle. Meine Verwandten haben in einem Dorf Labitsche gelebt, ich hatte sehr viele alte und junge. Und alle wurden umgebracht. Das möchte ich in aller Kürze dazu sagen.“

Golod Naum Fraimowitsch: „Ich kann mich noch daran erinnern, dass am 22. Juni 1941 sehr früh am Morgen der Krieg mit den Luftangriffen begann. Ich bin in der Siedlung Asaritschie im Gebiet Gomel geboren. Dort gab es während des Krieges auch ein bekanntes KZ: Der Luftangriff hat auch unsere Siedlung getroffen und wir sind sofort in den Wald geflüchtet. Mein Großvater war ein sehr erfahrener Mensch und fuhr uns dann mit dem Pferdewagen in den Wald. Meine



Schwester war 9 Monate alt, mein Bruder - *Galina u. Isaak von I., Naum zweiter von r.* - 3 Jahre und dazu meine Mutter. Mein Vater war an der Front. Wir hatten mit unseren Großeltern zusammengelebt. Zu erwähnen ist noch, dass mein Großvater 1941 in deutsche Kriegsgefangenschaft kam und von daher verstand er auch gut deutsch, denn er war dort 5 Jahre. Mein Großvater war damals 75 Jahre alt und kerngesund, dagegen war die Großmutter sehr schwach. Sie war sehr fromm. Man nannte ihn auch den Mann des Waldes und er war in den umliegenden Dörfern sehr bekannt. Mein Großvater hat behauptet, dass die Deutschen die Menschen nicht foltern und auch nicht töten könnten. Er habe sie kennen gelernt und bezeichnete sie als ganz zivilisierte Menschen. Mein Großvater war ein sehr erfahrener Mensch und fuhr uns dann mit dem Pferdewagen in den Wald. Der Großvater hat uns also zum Wald geführt und sagte, wartet hier eine kurze Zeit und nach den Bombenangriffen könnt ihr zurückkommen. Dann fuhr er ins Dorf zurück, da sie wegen ihrer schlechten Gesundheit immer Hilfe benötigte. Aber wir konnten dann nicht in unser Dorf zurück, da sich unsere Soldaten zurückzogen. In unserem Dorf gab es viele Kämpfe und den Raketenbeschuss aus der Luft. Unser Großvater kam, obwohl es schon sehr schwierig war, noch einmal zu uns in den Wald zurück, danach haben wir ihn nie wiedergesehen. Uns sagte man, dass es hier zu gefährlich sei und wir mussten dann weitergehen. Wir gingen dann von Dorf zu Dorf, in einem Nowasolk waren wir in einer Scheune. Dort hörten wir, dass man sagte, dass unser Großvater mit den Deutschen spricht. Er war, wie ich bereits sagte, sehr bekannt. Später erfuhren wir, dass nach 3 Monaten alle jüdischen Frauen zusammenkommen mussten und sie wurden dann erschossen. Meine Großmutter ist, da sie sehr schwach war, mit den anderen, die von einer Kugel getroffen wurden, in die Grube gefallen. Später bei der Überprüfung der Grube wurde entdeckt, dass sie noch lebte und wurde dann getötet. Nach weiteren 3 Monaten gab es den Plan, dass alle Männer erschossen werden sollten. Als wir dann nach dem Krieg wieder in unser Dorf zurückkamen, haben wir erfahren, dass unser Großvater zu den Partisanen gegangen ist. Nach einem Jahr wurde er gefangen und gehängt. Noch zurück zu unserer Flucht von Dorf zu Dorf. Gewöhnlich gingen wir nachts und hatten vor den Flugzeugen, die die Bomben abwarfen, schon keine Angst mehr. Angst hatten wir allerdings vor den Tieffliegern, von denen auf die Menschen, die auseinander liefen, mit Maschinengewehren geschossen wurde. Mein grausamster Eindruck vom Krieg, der sich mein ganzes Leben gehalten hat, war die Bombardierung am ersten Kriegstag. Es waren die Körperteile von Menschen, die nach den Explosionen in den Bäumen hingen. Wir sind dann mit unseren sich zurückziehenden Truppen bis in die Ukraine gekommen, zu der Stadt Sta-reaskop. Von dort sind wir als Flüchtlinge in einem Güterwaggon in Richtung Samara in Russland gefahren. Auch bei dieser Fahrt gab es ständig Luftangriffe und wir mussten ständig halten und auseinander laufen und uns verstecken. Und so weiß ich eigentlich gar nicht, wie ich bei diesem ständigen Bombardement am Leben geblieben bin. Einmal mussten wir über einen Fluss, dabei mussten wir abwarten und es kamen wieder Flugzeuge, aus denen



viel geschossen wurde und das Wasser war rot von Blut. Von dort sind wir in den Güterwagons noch sehr weit ins Landesinnere gefahren, das ging bis in den Herbst. Die vielen Episoden, die dann folgten, habe ich nicht behalten, sind auch nicht von Bedeutung. Bei Samara hatten wir dann unser Ziel erreicht, aber es war dort bereits verboten, neue Flüchtlinge hineinzulassen. Von daher sind wir dann nach Kasachstan in das Gebiet von Aktimist. Wir wurden in Gruppen aufgeteilt und kamen dann weiter auf Kamelen in eine Siedlung, wo wie die Zeit des Krieges verbracht haben. Dort wurden wir sehr gastfreundliche empfangen. Die Lebensweise der Kasachen war zuerst für uns sehr eigenartig, sie hat uns manchmal auch schockiert, was die Hygiene betrifft. Aber die Zeit war damals so, dass dieses keine große Rolle spielte. Damals habe ich zum erstenmal die Spamakel, die Spezialität der Kasachen gegessen, das war sehr angenehm. Ich war eingeschlafen und wurde in der Nacht von einem Mädchen geweckt, das hielt dann in der Hand vor mir auf einem Teller dieses Gericht. Wir waren dann in ihren Wohnungen untergebracht, etwa 3 Familien pro Wohnung. Im Winter ist dann, da es dort keine Krankenhäuser gab, meine junge Schwester gestorben. Nach diesen Ereignissen des Krieges und der Trauer um den Verlust der Tochter wurde meine Mutter auch krank und war dann 17 Jahre lang bettlägerig bis zu ihrem Tod. Mein Vater ist schwer verletzt vor Kriegsende zu uns nach Kasachstan zurückgekommen und hat dort ein kleines Geschäft gegründet, wo er die Wintersachen, d.h. Pelze genäht hat und sie zu unseren Soldaten an die Front geschickt hat. Ein Bruder meines Vaters wurde im Minsker Ghetto getötet., zwei weitere fielen an der Front. Ein weiterer ist zurückgekommen, er war auch in dem Kampf um Berlin dabei. Das wäre alles. Man könnte noch vieles mehr erzählen, aber dann würde das Gespräch endlos.“

Golperina Sofja Borisowna: „Ich lebe in Tschaschnikie, und bin mit meiner Tochter und Enkelin gekommen. Ich habe früher in der Ukraine gelebt und habe einen Mann geheiratet und bin mit ihm nach hier gekommen, da hier die Eltern meines Mannes leben. Der erste Tag des Krieges, es war Sonntag. Ich lebte in der Nähe eines großen Eisenbahnknotenpunktes im Gebiet Lenica. Dieses war nach Kiew der zweite Ort, der von den Deutschen aus der Luft angegriffen wurde. Da am ersten Tag sehr viele Flugzeuge flogen, wurde uns verboten, unsere Häuser zu verlassen. Bei uns standen aber auch noch die Sowjettruppen und ich habe gesehen, wie auch die Pferde durch den Bombenhagel getötet wurden. Wir lebten in unserer Familie mit einer Schwester und zwei Brüdern. Am Tag liefen wir in den Wald und nachts kamen wir in unsere Wohnung zurück. Bald nach Anfang des Krieges mussten wir in einem Waggon ins Landesinnere fahren. Meine Oma ist mit einer ihrer Schwiegertöchter zuhause geblieben. Sie wurden mit anderen in einen Keller getrieben und dort wurden fast alle erschossen. Meine Großmutter und ihre Schwiegertochter saßen allerdings in der Ecke und überlebten diese Massenerschießung und konnten später aus dem Haufen der Leichname herauskriechen und nach draußen kommen. Auf diese Weise sind sie und eine Tochter der Schwiegertochter, die auch dabei war, am Leben geblieben. Sie haben dann die Zeit des Krieges in der Stadt überlebt, weil dort die Soldaten der Rumänen stationiert waren. Die rumänischen Soldaten haben die Juden nicht erschossen. Wir sind dann weiter nach Russland gefahren. Es war am Anfang sehr schwer, wir bekamen kein Essen. Wir kamen ins Gebiet von Waronitsch. Dort wurden wir auf die verschiedenen Familien verteilt. Unsere große Familie wurde vom Besitzer des Hauses nicht hineingelassen, zu uns gehörten 4 Kinder, unsere Großmutter und unsere Mutter. Unser Vater war nicht dabei, da er zu einer Sondergruppe gehörte, die hinter der Front immer die zerstörten Eisenbahnanlagen und beschädigten Eisenbahnwagen und Lokomotiven reparieren musste. Unsere jüngste Schwester war 2 Jahre alt, wir anderen 4, 10 und 14



Jahre. Dann kam der Kolchoschef und hat gefordert, dass wir in das vorgesehene Haus kamen. Der Besitzer hatte zuerst gedacht, dass die Juden grausame Menschen sind und deswegen wollte er uns nicht in sein Haus hineinlassen. Als wir dann das Haus verlassen haben, hat die Frau des Besitzers sogar geweint. Unsere Mutter forderte, dass wir, als die Deutschen schon in die Nähe von Waronitsch kamen, weiter ins Innere von Russland fahren. Unterwegs wurden wir auch stark bombardiert, aber der Schaffner verbot uns, die Waggonen zu verlassen. Einmal klopfte jemand an unseren Waggon und die Frauen merkten, dass es sich um 2 Männer handelte, die sich mit Tüchern auf dem Kopf und Rücken umgekleidet hatten. Sie haben davon auf der Station erzählt und es stellte sich heraus, dass es sich um Spione handelte. Wir sind dann bis Samakant in Mittelasien gekommen und haben dort in einem Dorf gelebt. Nach der Befreiung sind wir dann 1944 in unser Dorf in der Ukraine gekommen, das Haus war zerstört, wir haben es notdürftig hergerichtet. Unser Vater ist erst 1946 zurückgekommen, da er immer noch die Schäden bei der Eisenbahn reparieren musste. In der Zwischenzeit hatte man uns auch geholfen, da meine Mutter an das Ministerium für Eisenbahn geschrieben hatte und auf die uns fehlende Unterstützung durch den Vater hingewiesen hatte. Meine jüngste Schwester war allerdings verstorben und ich erinnere mich daran, wie sie mit ausgestreckten Händen um Essen gebeten hatte, aber wir hatten selber nichts zu essen. Sie ist dann im Zug gestorben und in Taschkent haben wir einen Sarg gefertigt und sie dort begraben. Nach dem Krieg wurde unser Leben besser, wir haben gelernt, studiert. Aber dieser Krieg bleibt bei uns in den Köpfen und in der Seele. Unsere Kinder wissen nichts so davon, da sie es nicht miterlebt haben, für unser Leben aber war der Krieg bestimmend.“

Rutman Raissa Jefimowna: „Ich bin die Tochter von dem Mann Ruthman, von dem bereits zu Beginn die Rede war, als die Dokumente vorgestellt wurden. Mein Vater hat also den jüdischen Friedhof aufgebaut. Meine Mutter konnte

nicht kommen, weil sie die Erinnerung an die Geschehnisse sie zu sehr erregen. Ich kann aber nur das erzählen, was meine Eltern mir erzählt haben, von der Errettung meiner Schwester vor der Erschießung. Meine Mutter, die übrigens Weißrussin war, ging in einer Gruppe mit Juden, die erschossen werden sollten. Mit ihr ging auch meine ältere Schwester, die damals ein Kind war. Und als diese Gruppe, in der auch die Schwiegermutter meiner Mutter mit meiner älteren Schwester waren, auf dem Todesweg zur Erschießung waren, riefen die Weißrussen am Straßenrand, warum denn diese Weißrussen in der Gruppe auch erschossen werden sollten. Und meine Großmutter, also die Mutter von meinem Vater stieß dann meine Mutter und Schwester aus der Gruppe und sie konnten sich dann zwischen den Weißrussen, die auf beiden Seiten der Straße standen, verstecken. Sie haben sich dann nicht weit von hier, dem alten Dorf Lukoml, verstecken können. Und wenn noch heute meine Mutter diesen Weg, den Weg zur Erschießung geht, ist es nicht leicht, die Erinnerung zu vergessen. Sie meidet



ihn. Meine Großmutter wurde dann mit den anderen der Gruppe erschossen. Meine Mutter ist später in das Haus ihrer Eltern gekommen und konnte sich dort in einer Grube verstecken. Aber es kamen immer wieder Leute, die nach einer Jüdin gesucht haben, also meiner Schwester, die Tochter eines jüdischen Mannes. Noch einmal, meine Mutter war Weißrussin, mein Vater Jude. In der Nachbarschaft von uns hat eine jüdische Familie gelebt, die Eltern wurden erschossen, und die beiden Kinder blieben am Leben. Der Sohn Sascha ging zu den Partisanen und die Tochter, die jetzt in Vitebsk lebt, wuchs bei uns als Adoptivkind auf. Sie besucht uns noch ständig und betont immer wieder, dass ihr Adoptivvater Phil Rutman war.

Hier auf den Dokumenten seht ihr das Foto vom Denkmal, das mein Vater erricht hat. Darauf steht „Ewiges Andenken für lange Zeit an die Juden, die von den Händen der bösesten Feinde der Menschheit, der faschistisch deutschen Räuber getötet wurden. Oktober 1941“. Auf dem Foto ist mein Vater und meine Schwester zu sehen und auf diesem Foto von 1947 ist meine gerettete Schwester mit meiner Mutter zu sehen. Ich gebe euch diese Artikel mit, ihr könnt das dann zu Hause vertiefen“

Hinrich: „Ich möchte an dieser Stelle einmal kurz etwas sagen. Mir sind die Fakten des Krieges bekannt, mir sind auch die Ziele der deutschen Kriegsführung, Zerstörung und Vernichtung der SU bekannt und auch die Folgen, die alle die Menschen besonders auch unter der Shoah betroffen hat. Und trotzdem gehen mir eure Berichte jetzt so nahe, ihr merkt das vielleicht auch an meiner Stimme, dass ich am jetzt liebsten hätte rauslaufen wollen. Bei den verschiedenen Berichten ist in mir eine tiefe Scham über das, was meine Elterngeneration angereicht hat, aufgetreten. In einem Buch „Deutschstunde“ wurde bei uns vor Jahren gesagt, dass die Söhne für die Taten der Väter haften. Und genauso empfinde ich mich im Augenblick hier. Und in diesem Sinne machen wir auch in unserer Hilfsorganisation, das wurde zu Beginn schon angedeutet, diese historische Aufarbeitung, mit dem Ziel, eine Art, soweit man das überhaupt kann, Wiedergutmachung für das zu leisten, was durch unser Volk dem von Belarus und insbesondere dem der Juden angetan wurde.“

Ludmilla: „Wo wart ihr, als die sowjetischen Truppen schon vor Berlin waren?“

- Wir erzählen, dass wir als Kinder diese Zeit im Bremer Umland und dem Ruhrgebiet nicht bewusst erlebt haben. -



Lopatin Eduard Moissejewwitsch: „Mein Vater war ein sowjetischer Offizier. 1945 war er in Deutschland in der Stadt Zwickau, dort hatte meine eine Wohnung gemietet. Ich war der Älteste der Kinder und bin 1942 geboren, kann mich aber nur an die Zeit in Zwickau erinnern. Ich habe hier einige Fotos, die meisten konnte ich so schnell nicht mitbringen, da sie an anderer Stelle in Russland sind. Ich weis von meinen Eltern, dass die deutsche Frau, bei der wir in Zwickau die Wohnung gemietet hatten, auch sehr unter den Folgen des Krieges gelitten hatte. Sie hatten wenig zu essen und der Sohn dieser Frau musste für den Unterhalt arbeiten. Wenn man sie fragte, warum sie selber nicht esse, antwortete sie, dass, wenn sie essen würde, ihr Sohn vor Schwäche umfallen würde. So hat dann meine Familie dieser deutschen Familie etwas zu essen gegeben. Obwohl die Familie meines Vaters im Kriege umgekommen ist. Ein Bruder

meines Vaters, der in einem ukrainischen Dorf gelebt hat, wurde bestialisch umgebracht. Die Bewohner wurden zuerst mit einer Sichel am Hals getötet und dann in den Brunnen geworfen. Einer der Brüder hat selber das überlebt, er ertrank nicht, lebte aber mit der Narbe am Hals weiter. Nach diesem Krieg haben wir verstanden, dass auch die Deutschen sehr gelitten haben. Es gibt ein russisches Sprichwort, das sagt, wenn die Gutsherren einander schlagen, werden aber bei den einfachen Bauern die Haare rausgerissen. Und es ist so auch im Krieg, es leiden die einfachen Menschen.“

Wulfina Sinajda Jossifowna: „Ich komme aus dem Dorf Karotschin und als der Krieg begann, war ich 5 Jahre alt. Eduard hat von der Hilfe für eine deutsche Familie nach dem Krieg erzählt und ich möchte erzählen, dass bei uns im Haus meiner Großmutter ein deutscher Offizier während des Krieges gelebt hat. Er war Chef einer Kompanie. Wenn die Deutschen in eine Wohnung kamen, haben sie eigentlich immer die Bewohner rausgeschmissen und vertrieben. Aber bei uns war es so, dass dieser Offizier nur ein Zimmer nahm und wir konnten in einem anderen weiterwohnen. Lange Zeit nach dem Krieg hatten wir noch einige Wertsachen dieses Offiziers, der Kurt hieß. Die gingen später verloren. Eines Tages wurden zu dem Offizier zwei Jungen gebracht, der Bürgermeister sagte, dass sie im Walde gelebt haben und dass es Partisanen seien. Der Offizier sagte, dass es auch einen Jungen in diesem Alter zuhause habe und hat die beiden frei gelassen. Wir haben das dann so verstanden, dass auch er den Krieg nicht wollte und eigentlich lieber bei seiner Familie zuhause sein wollte.“

Schiischljaniko Isaak Rumimowitsch und Schischljannikowa Galina Nikolajewna: „(Galina) Ich bin Weißrussin und mein Mann ist Jude. Ich bin 1941 geboren und kann mich eigentlich nur an den Siegestag erinnern. (Isaak) Mein Vater war bei der sowjetischen Luftwaffe, er kam 1942 dabei ums Leben. So kann ich auch nur aus den Erinnerungen der älteren Menschen aus dem Krieg erzählen, denn ich war auch ein kleines Kind während des Krieges. Ich lebte dann mit meiner Familie in Mittelasien und kann nur sagen, dass viele Menschen aus meiner Verwandtschaft verstorben sind, viele vor Hunger, z.B. zwei Opas und Omas und eine Familie wurde insgesamt erschossen. Erinnern kann ich mich nur daran, wie wir von Mittelasien zurück nach Belarus kamen. 1944 kamen wir über Moskau zurück und ich hörte dort die Ehrensalven für die Befreiung. Es gibt keine Bilder, keine Bilder vom Krieg aus der unmittelbaren Zeit. Danach. Wir hatten Weißrussland ohne große Sachen verlassen und sind auch so ohne Mitbringsel zurückgekommen.“



Wulfina Sinajda Jossifowna : „Es ist unvergesslich für mich, wie meine Mutter für mich und meine Schwester aus Stoff Schuhe genäht hat. Und mit diesen Schuhen mussten wir durch den Schnee laufen. Die Juden aus Kalotschen wurden erschossen und wir haben ein paar Tage die Schreie der Menschen gehört, dieses Verbrechen dauerte drei Tage.“

Leiterin der Bücherei: „Wir haben hier zu diesem Treffen eine kleine Ausstellung über den Krieg vorbereitet, sie bezieht sich hier auf den Raum Nowolokoml. Es sind hier auch einzelne Dokumente und Hefte, die es sicher nicht in den öffentlichen Bibliotheken gibt. Unser Problem ist, dass durch die Kriegseinwirkungen viele Dokumente der Jahre 1941 bis 1944-45 verlorengegangen sind und vieles somit lückenhaft bleibt. Dies ist z.B. das letzte Buch, in dem alle bis heute bekannten Ereignisse und Daten aufgezeichnet sind. Es ist aus 2004. Bei diesen neuere Ergebnissen sind auch Schüler, die ihre Großeltern befragen, beteiligt. Es handelt sich Berichte von Augenzeugen, ähnlich wie sie auch arbeiten, wie ich nach einem kurzen Blick in ihre Dokumentation vom letzten Jahr entnehme. Früher habe ich die politische Geschichte studiert, das wird heute nicht mehr unterrichtet. Aber die Tatsachen bleiben immer Tatsachen. Das Problem ist dann die Erklärung mit den dahinter stehenden Erklärungsmustern. Es gibt heute bestimmte Veränderungen in den Erklärungen, welche nun heutzutage die herrschende ist, kann ich nicht sagen.

Hier sind Dokumente von dem ehemaligen Dorf Dalwach, es wurde auch verbrannt und man nennt es die „Schwester von Chatyn“. Diese Dokumente sind aus dem Kreis Tschaschnikie, wo sie ja auch schon Gespräche geführt haben. Dabei handelt es sich um Erinnerungen der Einwohner, das wurde hier im Bezirk Vitebsk an vielen Orten so gemacht. Hier sind Artikel,

die über ehemalige Partisanen berichten. Und hier die Abbildungen von den Denkmälern, an denen die damit zusammenhängenden Daten angebracht sind. Und hier noch einmal die Bilder von den Veranstaltungen, auf denen die Schüler über ihre Ergebnisse im Beisein der Veteranen berichtet haben.“

Im Anschluss an das Gespräch fahren wir noch mit einem Teil unserer Gesprächspartner zu dem Gedenkstein, der an die Erschießung der jüdischen Bevölkerung des alten Dorfes Lukoml erinnert. Darüber berichte die Tochter Raissa. Der Zeitungsausschnitt zeigt den Erbauer mit seiner jüngeren Tochter.



Raissa: „Diese Denkmal ist von meinem Vater errichtet worden und daneben befinden sie zwei Gräber, um gewissermaßen diese Erinnerstelle zu verteidigen. Sonst hätte es auch vom Staat vernichtet werden können. Wenn neben einem Denkmal zwei Menschen begraben sind, kann das Denkmal nicht abgerissen werden. Diese Zeitungsfoto zeigt meinen Vater,



der dieses Denkmal selbst gemacht hat, mit meiner Schwester, die an unserem Treffen wegen ihrer Betroffenheit nicht teilgenommen hat. Dieses Denkmal erinnert an die 300 jüdischen Todesopfer aus unserem alten Dorf Lukoml und an 200 aus dem benachbarten Dorf Scherera.“

Das Foto von einem der vielen Grabsteine ist auf dem ehemaligen Friedhof des alten Dorfes Lukoml aufgenommen. Dieses ehemalige Dorf liegt etwa 7 km vom jetzigen neuen Lukoml entfernt.

Dieses Foto aus einem Zeitungsausschnitt zeigt die Schwester von Raissa nach der Rückkehr 1947 mit ihrer Mutter.



Svetlana: „Unsere Freunde hier kommen seit Jahren zu uns nach Weißrussland, um ökologisch saubere Häuser für die Umsiedler aus der Tschernobylregion zu bauen, damit sie in nichtverstrahlten Regionen leben können. Wenn ihr dazu Fragen habt, könnt ihr unsere deutschen Freunde fragen und wir können auch etwas von uns erzählen. Hinrich und ich haben uns auf der diesjährigen Partnerschaftskonferenz in Geseke kennen gelernt und dabei gemerkt, dass wir uns für die Fragen des Krieges und der Versöhnung interessieren. Als ich Stari Lepel besucht habe, habe ich verstanden, dass diese Frage sehr wichtig für diese Menschen ist, die dort humanitäre Hilfe leisten. Ich habe bisher aus meiner emotionalen Betroffenheit menschliche Kontakte ermöglicht. Das waren Treffen und Gespräche mit Veteranen und Christen, sowie Juden aus Novolokoml und Lepel, sowie Tschaschnikie. Als ich erfuhr, dass die Gruppe heute auch nach Minsk kommen wollte, dachte ich, dass ich auch hier in Minsk einen Kontakt ermöglichen kann. Ich habe den Eindruck, dass unsere deutschen Freunde sehr viel geben, bekommen aber wenig Kontakte mit uns in Weißrussland. Deswegen habe ich euch hier her eingeladen, auch wenn es euch schwer fällt, euch an die Zeit des Krieges zu erinnern. Dafür möchte ich euch auch gleich um Entschuldigung bitten. Ich denke aber, dass es wichtig ist, sich daran zu erinnern und darüber zu sprechen. Das mag zuerst schmerzen, aber das ist doch auch gesund und somit schadet es auch nicht.“



- Gregori r., 1. Frau 2.von r., 2. Frau 3.von r., Ingenieur 4.von rechts-

Gestern habe ich Novolokoml die Emotionen von de einen und auch der anderen Seite gesehen. Und diese sind wichtig. Es waren die deutschen Truppen hier bei uns, später aber auch unsere Truppen in Deutschland. Wir sind hier heute also zu einem Freundschaftstreffen zusammen, damit wir unter Freunden sprechen können, um dem Frieden zu dienen. Und ich hoffe, dass das ein Beispiel für Freundschaft und Frieden in der Welt ist. Wir haben jedenfalls die Möglichkeit dazu, damit anzufangen.“

Gregori, Veteranenverband - *rechts auf dem Foto oben*: „Als der Krieg begann, war ich noch keine 18 Jahre alt. Aber eine kleine Kriegsgeschichte, 1944 hat die Rote Armee unserer Territorium von den deutschen Soldaten befreit. Im Anschluss daran musste ich zur Roten Armee. Ich kam zuerst nicht an die Front. Bevor das geschah, hatte ich mich als Jugendlicher gar nicht mit den deutschen Soldaten unterhalten, ich kannte nur Kontakt zu Offizieren. Ich kann mich noch genau an zwei erinnern, sie waren gute Menschen; einer davon ähnelt einem von Euch hier (*Jorge*). Einer von ihnen erzählte mir, dass er aus Norddeutschland kommt und dort einen Gutshof hatte. Unsere Gespräche waren immer friedlich. Dann aber bei dem Rückzug der deutschen Truppen habe ich diese gar nicht gesehen. Sie hielten nicht an, sondern zogen immer schnell weiter. Sie wurden genauso belastet wie unsere Soldaten, immer weiter, immer weiter. Es war also kein Honiglecken für die Soldaten. Waren sie in den

ersten Jahren noch ordentlich gekleidet, waren es die Landser während des Rückzuges nicht mehr. Während der Okkupation war es uns Jugendlichen befohlen, uns täglich in der Verwaltung zu melden. Wir mussten bekunden, dass wir keine Partisanen sind, sondern von hier kommen und hier wohnen. Wenn z.B. ein Mädchen oder ein Junge nicht zu der Meldestelle gekommen war, wurde dann deren ganze Familie vernichtet, erschossen. Deswegen mussten wir alle immer kommen. Bei uns hat ein Mädchen gelebt, eine Jüdin. Die Mehrzahl der Juden war zu Beginn des Krieges ins Innere von Russland gefahren. Sie blieb hier, weil sie in den Ferien zu den Großeltern gekommen war und der Krieg begonnen hatte. Die Bevölkerung des Dorfes hat dieses Mädchen gerettet, denn keiner hat es verraten. Die Bevölkerung des Dorfes hat ruhig gelebt und auch die deutschen Besatzer. Ich musste dann nach Eintritt in die Armee das Schießen lernen, das hatten wir in der Schule nicht gelernt. Indem wir in der Kriegstechnik erlernten, zogen wir weiter in Richtung der Front im Westen. Dabei wurde ich auf dem polnischen Territorium schwer verletzt. Und so ging dann mein Krieg zu Ende. Sechs Monate kam ich dann in der Nähe von Moskau in ein Lazarett. Dann begann das friedliche Leben, wir mussten Lernen und Studieren und anschließend arbeiten. Ich möchte sagen, dass ich immer für eine Freundschaft mit der deutschen Nation bin. Wir sind hier die gleichen Menschen wie ihr es seid. Es gab keinen Unterschied zwischen unseren und euren Soldaten, es gibt keinen zwischen unseren Nationen und Staaten. Freundschaft und Frieden sowie blühende Entwicklung unserer Länder. Viel Glück euch und Gesundheit, sowohl hier in unserem Land, als auch bei euch zuhause.“

Maja Krapina: „Ich war als Kind im Ghetto. Das Schicksal unserer Familie war sehr schwer. Als der Krieg angefangen hatte, hatten wir eine sehr große Familie. Als die Deutschen in Minsk waren, wurde sehr schnell befohlen, dass alle Juden auf ein bestimmtes Territorium, dem Ghetto umsiedeln und dort leben

mussten. Dieses war dann etwa 1 km mal 1 km groß. Sofort wurde befohlen, dass wir den gelben Stern tragen mussten. Auf einem weißen Stoff wurde aufgeschrieben, in welcher Straße und Hausnummer wir wohnten. Das Ghetto war mit Stacheldraht umgeben und es hatte zwei Tore, eine



zentrales und eins zur Reserve. Unser Ghetto bestand aus zwei Teilen. In dem einen Teil waren die Juden, die aus Europa gekommen waren, aus Köln, aus Hamburg und vielen anderen Städten. Wir haben sie Hamburger Juden genannt. In dem anderen Teil lebten wir aus Minsk und Umgebung. Das schrecklichste im Ghetto waren die Pogrome. Wir hatten sechs große Pogrome. Und so haben wir fast jeden Tag, jede Stunde auf den Tod gewartet. Wir Kinder im Ghetto haben nichts gelernt, die Erwachsenen mussten für die Deutschen arbeiten, es waren dann die schwersten Arbeiten überhaupt in Minsk. Am 7. November 1941 war das erste Pogrom und dabei wurden sehr viele Juden ermordet und nach Tuschinka gebracht und dort begraben. Die Gräueltaten im Ghetto waren sehr grausam. Es gab kein Wasser, kein Licht, keine Geschäfte und es gab nichts zu essen. Nur diejenigen, die zur Arbeit mussten, bekamen Suppe und Brot. Das größte Pogrom hier war, als der Generalkommissar von Weißrussland Kube getötet wurde. Ich verstehe bis heute noch nicht, warum wegen eines Menschen, der bei einem Attentat getötet wurde, so viele Menschen vernichtet wurden. Es wurde hier ein Kinderheim vernichtet. Ich weiß vielleicht, dass es hier in Minsk eine Grube gab, dort wurden die Leichname hingeworfen. Bei diesem Pogrom wurde meine Mutter auch getötet, sie wurde auf dem Jiwelinaplatz erhängt. Ich hatte noch einen Bruder und drei Schwestern. Mein

Bruder war 13 Jahre alt und hat den Menschen im Ghetto den Weg zu den Partisanen gezeigt, das war seine Aufgabe. Diesen Weg zu den Partisanen hatte er selber gefunden. Er hat dadurch vielen Menschen helfen können, aus dem Ghetto heraus in die Partisanenzone zu kommen. Am 23 Oktober 1943 war das letzte Pogrom. Meine Großmutter hatte 11 Kinder und so bestand unsere Familie aus 42 Menschen. Alle, außer mir, wurden vernichtet. Ich bin die einzige, die am Leben geblieben ist. Nach diesem Pogrom ist mein Bruder nach Minsk gekommen, um mich zu den Partisanen zu führen. Ihr wisst, dass es hier in Minsk eine große Untergrundorganisation gab, die in dem Infektionskrankenhaus war. Das war die einzige Stelle, wo die Deutschen Angst hatten, dort hinzugehen. Sie hatten vor den Ansteckungskrankheiten wie Typhus Angst. Ich habe im Ghetto 2 Jahre und 4 Monate gelebt und wie ich schon gesagt habe, gab es dort einen Haupteingang und einen Notausgang. Die Partisanen hatten meinem Bruder gesagt, sie würden ihm Waffen geben, damit er seine Schwester, also mich, und andere aus dem Ghetto in den Wald, wo die Partisanen waren, führt. Ich habe einmal gesehen, wie die Gaswagen in das Ghetto fuhren, denn wir wohnten nicht weit von dem Friedhof. Ich lief dann zum Krankenhaus und lief zu meinem Bruder, der in dem Krankenhaus war und rief zu meinem Bruder „Joschka, die Deutschen da sind.“ Mein Bruder und ich kamen dann aus dem Gebäude, in dem wir aus dem Fenster an einem Regenrohr zum Boden hinabrutschten. Auch alle anderen Juden hatten gesehen, dass die Deutschen da waren und haben sich an verschiedenen Stellen versteckt. In kleine Grüppchen waren sie hinten den Öfen, unter den Fußböden. Da alle Verstecke besetzt waren, konnten wir uns nicht verstecken. So krochen wir dann unter den Stacheldraht der Ghettogrenze hindurch und liefen zum Bahnhof. Dort fanden wir eine Röhre, in der wir uns mit weiteren 20 Jugendlichen versteckten. Ich war die Jüngste, war damals 8 Jahre alt. Wir waren dann 3 Tage in diesem Rohr ohne Essen und Trinken. Das Ghetto war total vernichtet, dort gab es auch nichts mehr und mein Bruder sagte uns, dass er uns retten würde, wenn wir ihm gehorchen. So kamen wir dann in eine Dorf, in dem eine Partisanenabteilung stand. Der Chef dieser Gruppe war ein Jude, Lapidus. Und er wusste nicht, wo er auf einmal so viele Jugendliche unterbringen könne. Aber wir kamen dann in einem großen Haus unter. Dieses Dorf gehörte



- Maja im Buch „An den Kreuzungen von Schicksalen“
also zu der Partisanenzone, hier her kamen sowohl die Partisanen wie auch die Deutschen und so wurden wir anschließend in einem Sumpfgebiet versteckt. Mich hat dann dort eine weißrussische Frau gerettet. Sie gehört somit zu den Heiligen der Welt, d.h. zu den Menschen, die Juden im Zweiten Weltkrieg gerettet haben. Was soll ich jetzt abschließend sagen, es gab eben die Faschisten, aber auch die guten Deutschen. Und z.Zt. habe ich auch sehr gute Freunde in Deutschland, z.B. Professor Manfred Zabel. Er half mir bei meiner erforderlichen Augenoperation. Und jetzt fahre ich für 22 Tage wieder nach Deutschland zu einer Erholung. Dort gibt es in Köln eine Organisation der Kirche, die Maximilian Kolbe gewidmet ist, dem katholischen Priester, der sich für einen anderen in Auschwitz geopfert hat. Dort treffen wir uns immer wieder mit jungen Menschen zu Seminaren und Konferenzen. Wir beschäftigen uns da mit den neueren Büchern, in denen Betroffene über ihren leidvollen Weg während des Zweiten Weltkrieges geschrieben haben.“

Erste Frau (oberes Foto von rechts): „Das einzige, was ich sagen möchte ist das, dass Gott verhindere, dass unsere Kinder und Enkel das erleben, was wir erlebt und gesehen haben. – zustimmendes Händeklatschen - Vor dem Krieg haben wir in Minsk gelebt, hatten ein hölzernes Haus, das gefiel den Deutschen, sie warfen uns raus und nutzten es als Haus für die Vorratslagerung. Wir gingen dann zu den Partisanen. Mein Bruder und auch ich mussten dort hin. Wir hatten dann verschiedene Aufgaben zu erfüllen, so bekamen mein Bruder und

ich ein Pferd und mussten damit und einen Wagen nach Minsk fahren und hier erfüllen, was uns als Auftrag aufgegeben wurde. Auf dem Wagen lag dann umgewickelt unsere Schwester und wir sagten an den Posten, dass sie an Typhus erkrankt sei. Die Posten trieben dann sogar das Pferd an, damit es schnell weiterging. Wir haben dann unsere Aufgaben hier erfüllen können und so kamen wir auch immer gut wieder zurück. Das gelang so bei den Deutschen, wenn wir das aber bei unseren Polizisten versucht hätten, wäre das für uns sicher der Tod gewesen. Wir haben gesehen, wie die armen Juden getötet wurden. Bei Lagoi gibt es einen Berg, wo die Juden vernichtet und begraben wurden. An dieser Stelle hörte man noch ein paar Tage das Stöhnen und Atmen der angeschossenen und lebendig Begrabenen. Ein 14-jähriger jüdischer Junge hatte seine Eltern verloren, sie wurden getötet. Es kam zu den Partisanen und hat auf diese Weise sein Leben aus dem Ghetto heraus gerettet. Ich muss sagen, dass auf jeden Fall die Deutschen besser waren als unsere Polizisten. Man konnte die Deutschen bestechen, – *lachen bei den Deutschen* – man gab ihnen z.B. 10 Eier und man kam durch den Posten hindurch. So machten wir es dann auch immer auf unserem Weg nach Minsk. Wir gaben dem Posten immer ein paar Eier und es trieb dann unser Pferd mit den Worten „schnell, schnell“ an. Er sagte dann immer zu uns, dass wir so kleine Mädchen sind und deshalb auch noch keine Partisanen sein können. Einmal kam ich hier her zum Markt Kamarowka, um Salz für die Partisanen zu kaufen, und auf dem Rückweg hat mich unser Nachbar, der Polizist war, gefangen. Er sagte „Du Kleine wirst jetzt aufgehängt werden.“ Er versuchte, einen anderen Polizisten mit einem Pfiff herbeizuholen, dabei konnte ich mich aus seinen Armen befreien und davonlaufen und habe so mein Leben gerettet. Nach dem Kriege musste ich einmal nach Minsk zu meiner Großmutter gehen. Hier gab es zu der Zeit keine Brücke über den Fluss, es führten einfach einige Bretter auf den Bohlen hinüber. Dabei habe ich dann den Onkel Lonia getroffen, der einer der Polizisten war. Ich habe gedacht, dass er, die wir beide auf den Brettern standen, mich einfach in den Fluss stoßen würde. Aber er hat das nicht gemacht. Was mit ihm dann überhaupt passiert ist, weiß ich nicht. Auf jeden Fall war er nicht mit den sich zurückziehenden Truppen nach Deutschland gegangen. Noch einmal, die Polizisten waren schlimmer als die Deutschen. Mit den Deutschen konnte man handeln, das konnte man mit unseren Polizisten nicht. Wenn es nur sie gegeben hätte, wäre ich sicher aufgehängt worden. Gott gebe uns Frieden auf der Erde, es muss für die Zukunft alles gut sein.“

Zweite Frau (*oberes Foto von rechts*): „Ich möchte etwas aus meiner Kindheit sagen. Ich bin am 31. Oktober 1938 geboren. Meine Schwester ist ein Jahr älter. Wir sind geboren in Leningrad und haben dort gelebt bis zu Beginn des Krieges. Ungefähr 1 Woche vor Kriegsbeginn wurden wir von unserer Mutter zu einer Tante in das Gebiet Vitebsk gebracht. Da wussten wir alle noch nicht, dass der Krieg bevorstand. Wir wurden also von der Stadt aufs Land geschickt. Dann begann der Krieg, daran erinnere ich mich aber nicht, allerdings meine Schwester hat mir erzählt, dass wir uns unter den Zudecken im Bett versteckten, um die Geräusche der Flugzeuge und das Detonieren der Bomben nicht zu hören. Meine Tante war mit einer jüdischen Familie befreundet und nach einiger Zeit waren die Polizisten gekommen, um diese zu verhaften. Aber sie konnte fliehen. Meine Mutter ist vorerst in Leningrad geblieben und hat die Blockade dort überlebt. Ja, es ist einfach ein Wunder, dass sie am Leben geblieben ist. Wir haben die Zeit des Krieges dann bei meiner Tante verbracht. Zu essen gab es nicht immer etwas, aber es ging einigermaßen. Es gab auch Situationen, in denen uns die deutschen Soldaten ernährten. Im Winter bekamen wir von ihnen warme Jacken, die für uns wie Mäntel waren. Ja, die deutschen Soldaten hatten Mitleid mit uns. Während der Blockade Leningrad wurden viele Leningrader in die verschiedenen Gebiete Russlands geschickt. Unsere Mutter wurde dann nach Novosibirsk evakuiert, von dort hat sie nach uns gesucht und uns auch gefunden. Viele Jahre waren vergangen und als wir sie dann wiedersahen, dachten wir, es sei eine fremde Tante. Meine Mutter lebt heute noch, sie ist 89 Jahre alt. Meine Schwester lebt auch noch. Da ich noch ein Kind während des Krieges war, habe ich keinen Unterschied zwischen den Deutschen und uns gesehen. Wir haben von beiden, wenn Not war, immer zu essen gegeben. Gut erinnere ich mich daran, wie ein Deutscher mir einmal einen Bonbon gab und bis zu diesem Tag spüre ich noch das Aroma. Ja, es war damals Krieg. Der Soldat ist gezwungen, den Befehlen zu folgen. Die deutschen Soldaten haben den Befehl bekommen, unser Land anzugreifen und unsere Soldaten bekamen auch den Befehl und

haben Deutschland angegriffen und die Städte bombardiert. Und so spüre ich keinen Hass gegen die Deutschen. Im Gegenteil, ich habe sehr viele Deutsche getroffen und habe da sehr viele positive Eigenschaften erlebt, einfach gute Menschen. Das sind die besten Eigenschaften der Menschheit.“

Svetlana: „Unsere Organisation ROI ist eine deutsch-weißrussische. Die Deutschen helfen über uns, die wir in der Organisation mitarbeiten, den Weißrussen. Wir sind euch sehr dankbar. Wir können schon jetzt nach kurzer Zeit unseres Kennens sagen, dass wir befreundet sind und dass wir Freunde bleiben. Es werden bei uns in den Köpfen keine schlechten Gedanken gegenüber den Deutschen bleiben. Es muss Frieden sein.“

Ingenieur (4. von rechts auf dem ersten Foto): „Der Krieg ist doch der Krieg. Ich habe unterschiedliche Erinnerungen an den Krieg, dazu gehören auch große Verluste bei uns in der Familie. Ich war fast 4 Jahre alt und habe bei den deutschen Soldaten das Weihnachtsfest oder das Tannenbaumfest in Erinnerung. Wir hatten ein großes Haus und darin waren die deutschen Offiziere untergebracht. Unser Haus stand im Zentrum unseres Dorfes. Das erste Kriegsjahr war für die Deutschen noch erfolgreich. Sie hatten das Fest am Ende des Jahres organisiert und ich erinnere mich noch an die viele Geschenke und ich war wie ein Sohn der Deutschen. Unsere Familie bestand aus 6 Personen, meine Großeltern, meine Eltern, meine Schwester und ich. Am Ende des Krieges starb mein Großvater an Typhus, ein Bruder meiner Mutter wurde im Kampf getötet. Meine Schwester starb während der Kriegszeit an einer Lungenentzündung. Wir mussten dann in der Banja neben unserem Wohnhaus leben. Mein Gevatter, also mein Taufpate, ist aus dem Krieg nicht zurückgekommen. Er konnte wegen eines Augenleiden nicht zur Armee, musste sich vor den Deutschen verstecken und ging dann zu den Partisanen. Ich war damals 14 Jahre alt, hatte die 7. Klasse absolviert. Mit meinem Freund hatte ich eine Mine gefunden und dann ins Feuer gelegt, der Zünder fing immer stärker an zu brennen und wir wollten dieses Geschoss aus dem Feuer holen. Mein Freund, der älter war, versuchte mit einem Stock die Mine herauszuholen. Ich sagte ihm, dass er es falsch mache, habe selber den Stock genommen und die Mine hochgehoben, dann hörten wir ein zischendes Geräusch und die Mine explodierte. Mein Freund lief bereits fort, ich wollte es auch, wurde aber von den Splittern in die Beine getroffen, mein Freund bekam Splitter in den Bauch und Magen. Eigentlich wollte ich nicht davon erzählen, aber es hat viele Kinder und Jugendliche nach dem Krieg gegeben, die sich durch Spielen mit Munition selbst getötet haben. Man nahm die Gewehre, legte die Kugeln ins Feuer. Dabei habe ich viele Freunde, sogar meine beiden jüngeren Brüder verloren. So denke ich oft daran, warum Gott mir das Leben gelassen hat. Ich denke es hat Gründe dafür gegeben, die sich in meiner Lebensgeschichte gezeigt haben. So meine ich auch, dass einer der Gründe darin liegt, dass ich heute vor euch darüber berichten kann. Ich bin 67 Jahre alt. Ich bin ein Ingenieur, ich habe Staatspreise bekommen. Ich war Kandidat von den technischen Wissenschaften. Nach meinem beruflichen Ruhestand habe ich ein Studium am theologische Institut absolviert. Und ich überlege mir, warum die Völker eigentlich immer die Kriege zulassen. Meine persönliche Meinung ist, obwohl wie alle die Bibel als Heilige Schrift kennen, folgen wir den Regeln, die daraus abzuleiten sind und den Geboten nicht nach. Wir haben unsere Beziehungen zu Gott, unserem Herrn, gestört. Und gerade auch hier, in dem Land, in dem sogar die Orthodoxe Kirche verboten war. Der Mensch, der für sich das gute Leben aufbauen möchte, es aber ohne Gott tut, so steht in der Bibel, ist verflucht. Und zweitens möchte ich sagen, dass wir uns gegenüber dem jüdischen Volk versündigt haben. Gott hat dem Abraham gesagt „über dich werden alle Völker gesegnet“. Und weiter möchte ich sagen, dass viele Theologen wie Augustinus und Martin Luther große Verachtung gegenüber den Juden ausgedrückt haben. Ich denke, dass Gott uns auf die Probe stellt, Gott möchte uns lehren, gute Beziehungen unter den Menschen herzustellen und zu leben. Und heute können wir sehen, wie wichtig es ist, Freunde zu haben. Wir nehmen es euerem Volk nicht übel, obwohl euer Land der Feind für alle Länder in Europa und viele in der Welt ward. Hier bei uns können wir sehen, dass unser Land viele Veränderungen durchmacht. Der Mensch erhält mehr Freiheiten. Heute sind wir offener geworden. Wir wissen auch, dass euer Volk damals etwas Gutes machen wollte, aber nur mittels Krieg. Deswegen ist es für uns sehr wichtig, dass die ältere Generation und auch die jüngere darüber nachdenkt und ihn als Mittel der Politik ablehnt. Und deswegen bin ich sehr dankbar, dass durch die Vermittlung von Svetlana es zu

diesem Treffen gekommen ist. Wir sind auch dankbar darüber, dass ihr ein kluges und entwickeltes Volk seid. Eure Klugheit, eure Arbeit gebt ihr dazu, um uns zu helfen. Ich danke euch für alles und möchte sagen, dass ich alles aus offenem Herzen erzählt habe, ich war während des Krieges ein Kind und ich kann mich an viele Menschen, wie auch meine Brüder, nicht mehr erinnern. Aber ich möchte wünschen, dass wir Freunde bleiben, dass wir einander besuchen. Und noch etwas möchte ich sagen, dass nur die Menschen schuldig sind, die solche Taten und Fehler begehen. Solche müssen wir korrigieren und nicht wiederholen.“

Repräsentant ROI (*links auf dem zweiten Foto*): „Mit großem Vergnügen möchte ich etwas anderes sagen, dass ihr noch einmal zu uns kommen sollt. Das Treffen mit den guten, den besseren Menschen ist immer gut, aber davon später. Aber erst die Tatsachen, wenn wir von dem Krieg sprechen wollen. Ich war 3 Jahre alt, als der Krieg begann, ich bin am 22. Juni 1939 geboren. Ich habe in einem Dorf in einer Partisanenzone, nicht weit von Mogilev gelebt. Sie ist eine Heldenstadt, anders als Minsk, das nach 2 Tagen besiegt war, hat sich Mogilev noch 18 Tage verteidigen können. In der Partisanenzone war es so, am Tag kamen die Deutschen und lösen ihre Probleme und nachts waren die Partisanen da. Alle wollten von der Bevölkerung die Nahrungsmittel erhalten. Die Partisanen hatten einen Sprengsatz auf dem Weg zum Dorf versteckt. Die Deutschen machten folgendes, sie sammelten die Frauen und Kinder und schickten sie auf den Weg, um zu überprüfen, ob dort noch Sprengsätze liegen. Es gab dann aber keine. Sie wurden in eine große Scheune getrieben um als Rache an den Partisanen verbrannt zu werden. Euch ist das sicher von Chatyn und allen anderen Dörfern bekannt. – *am Vormittag waren wir dort* – Ein weißrussischer Polizist bat die Deutschen darum, die unschuldigen Frauen und Kinder nicht zu verbrennen. Ich war damals 3 Jahre alt, mein Bruder 13, er hielt mich auf den Armen. Wir haben das überlebt. Aber lasse ich jetzt weitere Einzelheiten, weil sie aufs ganze gesehen nicht so interessant sind. Wenn wir und wenn ihr euch an die Lehrstunden der Geschichte erinnern, wenn ihr euch an eure Fehler und auch an unsere, wenn wir uns an unsere und an eure Fehler erinnern, dann sind das gute Voraussetzungen für die Zukunft. Eigene und fremde Fehler müssen einander die Lehren sein. Wir sind hier einfache Menschen und wir müssen die schwarzen Flecken der Geschichte nicht wieder zulassen. Wir haben heute die Gelegenheit, euch hier zu sehen, die, die ihr in unser Land gekommen sind, uns zu helfen. Ihr arbeitet hier und bringt uns insgesamt dadurch etwas Gutes bei. Ihr seid ein Beispiel, ein Vorbild für andere. Uns verbindet eine gemeinsame geistige und seelische Arbeit. Wir als Vertreter der Organisation ROI und ihr als Vertreter der Organisation Heimstatt Tschernobyl. Ich danke euch.“

Ulli: „Wir haben jetzt von euch so viel gehört, einer hat die beiden jüngeren Brüder verloren, eine die gesamte Familie. Es ist unglaublich für uns, wie ihr mit Freundlichkeit und ausgestreckter Hand auf uns zukommt.



Dazu sehen

- Uli, Manfred, Ludwig, Bärbel u. Jörg von links --

wir hier rund herum die vielen jungen Hochzeitspaare, die am Tag ihrer Eheschließung einen Blumenstrauß an dem Denkmal der Schwarzen Frauen auf der Träneninsel niederlegen. Das ist der Erinnerung an den Afghanistankrieges gewidmet. Damit zeigen auch sie, dass sie nicht blind werden vor Gefahren, die vielleicht auch einmal auf sie zukommen könnten. Und

es ist ein Wunsch darin für eine friedliche Zukunft, das in all euren Beiträgen zum Ausdruck kam.“

Maja Krapina: „Ich möchte euch noch sagen, dass es ein einziges Denkmal in einem Dorf in Weißrussland gibt, das Häftlinge errichtet haben als Dank für die weißrussischen Menschen, die den Juden während des Krieges geholfen haben. Das Buch heißt „Mir“ oder „Die Heiligen des Friedens“. Es gab 508 Menschen in Weißrussland, die Juden gerettet haben. Es ist so etwas ähnliches wie Yad Vaschem in Jerusalem.“

Hinrich: „Zum Abschluss unseres Freundschaftstreffen möchte ich mich im Namen unserer Teilnehmer ganz herzlich bedanken. Ich möchte euch einmal das Ergebnis unserer Recherchen vom vergangenen Jahr übergeben. Als weiteres noch ein Foto, das das sowjetische Ehrenmal in Berlin am 8. Mai, dem 60. Jahrestages des Kriegsendes zeigt. Das soll auch unseren starken Wunsch zum Ausdruck bringen, dass Krieg nicht mehr sein darf.“

Svetlana: „Ich freue mich, dass so viele von euch hier aus Minsk hergekommen seid, unseren deutschen Freunden zur Information, ich habe einfach angerufen und sie sind gekommen, euch einiges von ihren Kriegserfahrungen zu erzählen. Das weißrussische Volk erzählt davon mit Schmerzen und Emotionen aber ohne Hass. Gregori leitet hier in einem Bezirk von Minsk die Abteilung des Veteranenverbandes. Sie



- jüngere Teilnehmer von ROI, Svetlana r. -

haben bisher vieles untereinander gemacht. Vielleicht kommt jetzt eine neue Phase hinzu, dass Brücken gebaut werden. Schön ist, dass auch noch Jüngere dazu gekommen sind.. Nur in solchen Begegnungen können wir etwas von dem spüren, was die älteren Kriegsteilnehmer erlebt haben. Sicher kann die Reaktion unterschiedlich sein, hier aber haben wir gespürt, dass die Reaktionen aus offenem Herzen kam. Wir haben uns gegenseitig ein Stück von unserem Herzen geschenkt.“

Gespräche in Vitebsk, in Boaschekowa/Ulla, in Kamen und Uschatschie

AG für intersektorale Zusammenarbeit Vitebsk

Koordinatorin **Ludmilla Balschakowa**

(Nr. 14, 25.07.05)

Der Kontakt zu dieser Gruppe entstand auch im Frühjahr 2005 während des Partnerschaftstreffen in Geseke. Das Treffen findet in den Räumen der Vereins „Forschug“ im Raum der historischen Forschungsgruppe innerhalb eines Schulgebäudes statt.



Ludmilla: „Wir haben dieses Museum gegründet. Es ist eine staatliche Einrichtung, die Kinder und Jugendlichen können nach dem Schulunterricht hier her kommen und sich mit verschiedenen Themen beschäftigen, wie Tourismus, Natur- und Erdkunde. Hier geht es um die Geschichte des Krieges und der Nachkriegszeit. Wir, die pädagogischen Kräfte arbeiten hier zusammen mit den Schülern. Wir organisieren Konferenzen in verschiedene Richtungen und eine davon sind die unbekannten Seiten des Großen Vaterländischen Krieges. Da wir eine staatliche Einrichtung sind, können wir hier im Gebiet Vitebsk mit den Schülern die Kriegsgeschichte aufarbeiten. Wir können dann die Schüler zu uns einladen, wo sie vor einem großen Forum über ihre Ergebnisse der Nachforschungen berichten können. Tamara hat alle diese Ergebnisse in einen PC übertragen und ausgedruckt. Für die besten Arbeiten suchen wir Sponsoren, damit wie diese drucken können. Wir möchten unsere Arbeit fortsetzen, aber unsere finanziellen Mittel sind durch die Stadt eingeschränkt. Und so müssen wir, die wir uns



mit der Geschichte des Krieges beschäftigen, nach eigenen finanziellen Quellen suchen., so liegt unser Problem in der beschränkten Finanzierung. Wir haben mit IBB in Dortmund abgesprochen, dass sie uns bei der Veröffentlichung unterstützen werden. Ich habe mit Kindern und Jugendlichen bereits lange gearbeitet und arbeite mit ihnen weiter, dazu koordiniere ich die

Zusammenarbeit mit anderen. So war ich in Geseke, wo wir uns kennen gelernt haben, auch als Koordinatorin. So dann eure Fragen an Tamara Petrowna.“

Tamara: „Hier seht ich auf den Fotos die Holocaustopfer vom Kreis Benschekowici, dieses sind die schriftlichen Erinnerungen von Augenzeugen. Die Kinder haben an diesen Ergebnissen seit 2000 gearbeitet. Hier Fotos aus dem Städtchen Goradok, 30 km von Vitebsk entfernt, die die Schicksale von „Ostarbeitern“ in Deutschland zeigen. Hier die Operation der Sowjets für die Befreiung von Vitebsk. Die Ergebnisse stehen noch nicht endgültig fest, da es sehr unterschiedliche Informationen darüber gibt. Unser Interesse ist, dass auch die deut-

schen Veteranen, die an dieser Operation teilgenommen haben, uns ihre Dokumente und Erinnerungen zuschicken. Das ist unser Interesse an der deutschen Seite für unsere Dokumentation. Ohne die zweite Seite, ohne die deutschen Sichtweisen und Dokumente der Ereignisse ist das vollständige geschichtliche Bild über den Vorgang hier der nicht eindeutig. Hier z.B. haben wir das Beispiel einer Operation an dem See Loswite, 15 km von Vitebsk entfernt. Und diese Operation ist in keinem Buch über die Kriegsgeschichte eingetragen. Und das aus dem Grund, da hier die sowjetischen Truppen die höchsten Opfer zu beklagen hatten. Das war am 24. September 1943 und wir möchten, da es hier in keinem Buch erwähnt wird, dass ein ehemaliger deutscher Offizier oder Soldat, der daran teilgenommen hat, uns darüber etwas erzählt oder zuschickt. Hier gibt es Erinnerungen von einem sowjetischen General und von Offizieren, aber das ist nicht genug. Solche Beispiele aus der Zeit des Krieges gibt es viele. Und daher ist unser Interesse an deutschen Quellen sehr hoch. Eine Bekannte von uns, die jetzt in Deutschland lebt, hat auf unsere Bitte hin, eine Quelle im Archiv gefunden, in der von dieser Operation berichtet wird. Das hat ein deutscher Offizier unter dem Titel „Angriffe am laufenden Band“ geschrieben. Auf dieser Kriegskarte sehen wir die Linie der deutschen Verteidigungslinie und die Linie der Sowjetarmee eingezeichnet. In der sowjetischen Karte sind die deutschen Verteidigungslinien nicht vermerkt. Die sowjetische Division 144 wurde hier mit 4.000 Soldaten vernichtet und das steht in keinem Buch. Jetzt wissen wir, warum nicht erwähnt wird.. Die sowjetische Aufklärung hat die deutsche Linie nicht auf die Karte eingezeichnet und so liefen die sowjetischen Soldaten direkt auf die deutsche Festungsanlage und Schützengräben zu. Wir arbeiten seit 1999 mit dem Archiv der Sowjetarmee zusammen und haben bis 2004 noch keine Informationen über diesen Kampf gefunden. Wir beschäftigen uns mit der Militärgeschichte und haben hier von 50 Soldaten die sterblichen Überreste gefunden an dieser Stelle, die ihr auf dem Foto seht. Und dazu haben wir jetzt auch Notizbücher von den Rotarmisten gefunden. In einem Komsolmolzenbuch haben wir einen Namen gelesen, Reschewnikow. Jetzt sind wir auf der Suche nach seinen Verwandten, um denen mitzuteilen, dass er nicht vermisst ist sondern getötet wurde. Hier seht ihr die Erkennungszeichen von deutschen Soldaten. Die Informationen darüber haben wir an das Komitee für Versöhnung nach Minsk weitergeschickt. Und so finden wir gerade in unserer Umgebung noch sehr viele Skelette deutsche und sowjetische Soldaten. Das einzige Problem sind der belarussische und deutsche Staat, die diese Arbeit unterlassen. Unser Staat sagt, dass wir schon alle Kriegstoten gefunden hätten und von daher braucht nicht weiter nach Kriegstoten gesucht werden. Der vorletzte Botschafter Deutschlands Dr. Frick hat gesagt, dass es in Deutschland kein Problem mit den Erkennungsmarken gibt. Es ist aber sehr unangenehm für die Angehörigen, wenn sie erfahren, wo ihr Angehöriger hier in Weißrussland gefallen liegt, ohne dass ein Stein oder Zeichen an sie erinnert. Ein Beispiel, eine deutsche Frau war im vorigen Jahr hier bei uns und brachte einen Brief mit, in dem stand, wo ihr Vater begraben war. Darin war von Soldatenfriedhof I und II eingetragen, es musste auf dem zweiten begraben sein, es stand auch genau die Reihe darin. Jetzt wird dieser Platz bebaut. Die Frau nun saß dann einfach in Ruhe und Andacht an der beschriebenen Stelle, nahm dann ein paar Zweige von den Bäumen und Erde mit nach Hause. Wir von unserer Gruppe sind immer bereit, deutschen Nachfahren bei der Suche nach den Gräbern zu unterstützen. Nicht weit von Vitebsk gibt es einen See, Saronowo, dort fand der Kampf statt, bei dem der Vater dieser Frau gefallen ist. Wir haben ihr diesen Ort auch gezeigt. Wenn wir Quellen haben, gerade auch aus Deutschland, sind wir immer bereit, bei der Suche zu helfen.“

Ludmilla: „Herr Frick hatte uns übrigens auch gebeten, ihm bei der Suche des Grabes seines Vaters zu helfen und wir konnten es, allerdings im Gebiet Brest. Unser Verein „Forschug“ gehört zu den republikanischen Organisationen und ist für ganz Belarus zuständig. Das Zentralbüro ist hier in Vitebsk, mit der Vorsitzende Larissa Brujewa. So können wir auch für das gesamte Land arbeiten. Bei uns sind, wie ihr wist, die gesellschaftlichen Vereine mit den staatlichen verbunden. Für uns ist es so, dass wir nach unserer Berufsarbeit dann die gesellschaftliche machen. Der Staat erlaubt uns also, die Jugendlichen zu erziehen in der Tradition ihrer Großeltern, die im Kriege waren. Er selber macht das aber nicht, so machen wir es. Dabei werden wir staatlich nicht unterstützt und machen es auch finanziell allein.“

Tamara: „Ich habe in diesem Zusammenhang bereits 15 Jahre in den Militärarchiven gearbeitet. Aber wir haben neben unserer regulären Arbeit wenig zusätzliche Ressourcen und die Universität Vitebsk ebenso nicht. Allerdings kommen einige Dozenten und fragen nach unseren Ergebnissen. Darauf bauen sie dann ihre wissenschaftliche weitere Arbeit auf. Für unsere Nachforschungen ist das Jahr 1941 sehr wichtig. Aber bei uns finden wir wenig darüber in unseren Archiven, aber wir wissen, dass in deutschen Archiven viel lagert und diese Unterlagen sind für uns wichtig. Wir haben hier viel an Literatur, wir haben Literaturlisten und auch 65 Bücher in deutsch; aber wir benötigen noch mehr, haben aber keine Möglichkeiten, sie zu bekommen. Der Frau, der wir bei der Suche der Grabstätte behilflich waren, haben wir auch um die Bücher gebeten. Das sind allerdings Bücher, die deutsche Teilnehmer am Krieg vor über 40 Jahren geschrieben haben und sie sind sicher in ihrem damaligen Geist geschrieben. Aber hinsichtlich der Fakten, der genauen Angaben wegen, sind sie uns für unsere Nachforschungen wichtig. Wir haben der Frau so dann auch erklärt, dass uns nicht der Geist des Buches wichtig ist, sondern die Tatsachen und die Sichtweise der Augenzeugen. Jetzt bereite ich ein Buch vor, in dem der Alltag der sowjetischen Soldaten dargestellt wird. Für die Zukunft denke ich daran, so ein Buch über die deutschen Soldaten zu schreiben. Ich habe auch eine Ballade von der „Badewanne“ geschrieben, denn den deutschen Offizieren war solche sehr wichtig. Um also über die Soldaten zu schreiben, müssen wir auch Kenntnis von ihrem Alltag haben. Ich habe den Kindern diese Löffel der sowjetischen Soldaten gezeigt und dies sind die von den deutschen. Das sind Bestecke, während die Russen nur einen Löffel hatten. Oder hier, die Deutschen hatten Desinfektionsmittel, die Russen hatten das nicht. Bei uns trug man die Münzen einfach in der Tasche, die Deutschen hatte Portemonnaie. Das sind so die Unterschiede. Für uns war es über 10 Jahre lang verboten, die Kriegsarchäologie zu betreiben. Und erst in diesem Jahr dürfen wir das auch offiziell tun. Als wir die Erlaubnis erhielten, haben wir sofort das intensiviert, was wir bereits wussten und begonnen hatten. Hier auf dieser Liste z.B. stehen die Zahlen, die das bestätigen, was ein deutscher Offizier geschrieben hatte. Wir haben im Frühjahr eine Grabstelle gefunden, wo ein deutscher auf einem russischen Soldaten lag. Wo hier auf dieser deutschen Karte die deutsche Verteidigungslinie eingetragen ist, haben wir begonnen. Und in diesen Schützengräben sind wir gleich auf die sterblichen Überreste gestoßen. Wir haben bereits von der Befreiung gesprochen, die ja hier auch von Vitebsk ausging, aber diese Seite des Themas wird bei uns noch verschwiegen, d.h. es wird nicht darüber geschrieben. Noch wissen wir nicht, warum das so ist. Als ich begann, mich mit diesem Thema zu beschäftigen, wurde gesagt, dass 20 Mio. Menschen der Sowjetunion im Krieg umgebracht wurden; Chruschtschow sagte dann, mehr als 20 Mio., Gorbatschow sprach von 27 Mio. und bis heute sind die genauen Zahlen nicht bekannt. Unsere Aufgabe liegt darin, die genauen Zahlen mit zu ermitteln. Und wie bereits erwähnt, ist für das Jahr 1941 völlig unbekannt, wer wo getötet wurde. Diese Medaillen z.B. von einem Soldaten wurden hier bei Vitebsk gefunden, er musste 1943 gefallen sein, aber die Offiziere haben geschrieben, dass dieser Soldaten 1944 gefallen ist. Damit wollte man der Nachwelt sagen, dass in den Jahren 1942-43 wenige Sowjets gefallen sind. Die Armee 33 gilt als vermisst. Sie bestand aus Straffälligen. In dem Archiv fanden wir wenig über diese Armee bedeutend weniger als über die anderen. Diese Straffälligen aus der 33. Armee trugen keine Erkennungszeichen und so finden wir wenig und werden über diese wohl auch nicht die Wahrheit herausbekommen. Die Soldaten dieser Armee sind hier am See Laoscha bei der Befreiung gefallen. Das war die Operation „Auf dem laufenden Band.““

Ludmilla: „Das Problem in der SU war, dass der Soldat nicht als Mensch galt. Er war einfach Kanonenfutter. Und so steht bei sehr sehr vielen Soldaten, dass sie vermisst sind. Auf der einen Seite das pompöse Fest der Befreiung und auf der anderen Seite ein so schlechtes Verhalten gegenüber dem einfachen Soldaten. Und von daher sind für unsere weitere Arbeit die deutschen Quellen sehr wichtig, um die Wahrheit festzustellen. Vielleicht gib es in Deutschland einen Verein, eine Stiftung, die sich mit solchen Fragen beschäftigt. Wir könnten ihnen unsere Ergebnisse zur Verfügung stellen und die deutsche Seite kann uns unterstützen. Vielleicht könnt ihr für uns einen Kontakt zu solch einer Organisation herstellen. Gleichzeitig versuchen wir, auch Kontakte zwischen jungen Menschen bei euch und bei uns herzustellen und das unter dem Thema von Versöhnung.“

Tamara: „Hier in diesem Regal befinden sich die Arbeiten der Schüler über die Operation der Befreiung 1944 in den Kreisstätten im Gebiet Vitebsk. Darin wird auch erwähnt, welcher großen Anteil die Partisanen dabei hatten. Die Schüler sind zu den Veteranen gegangen, die noch am Leben geblieben sind und die Großeltern haben ihre Erlebnisse der Enkelgeneration erzählt. Sie haben es aufgeschrieben, also Stoff haben wir genug, wie es in Wirklichkeit gewesen ist. Hier z.B. eine Zusammenstellung über die Beteiligung eines Weißrussen an der Befreiung Europas vom Faschismus. Für uns war es wichtig, zu erfahren, was er damals unter Europa verstand, wie er es 1944-45 erlebte und wie sieht er es heute. Dazu haben wir Dokumente mit Fotos von damals und heute hinzugefügt. Wir haben die Aussage des Veteranen mit den historischen Fakten verglichen.“

- *dann werden diese Angaben noch an den Ausstellungsstücken, sowie Karten und den Schriftstücken verdeutlicht –*

Ludmilla: „Wir stehen mit einigen Gruppen in Deutschland in Verbindung, einige kommen zu uns, um Informationen zu erhalten, es gelingt aber nicht, dass wir zusammenarbeiten. Vielleicht stellen wir Fragen, auf die sie nicht antworten können. Insbesondere kommen Gruppen zu uns, die nach den Kriegsgräbern suchen. Zwischenzeitlich hat das IBB Minsk eine Broschüre herausgegeben, in der die Orte aufgezeichnet sind, wo die deutschen Soldaten gefallen sind. Wir verfügen über sehr viele Informationen über die Kampforte und die Friedhöfe. Aber insgesamt gibt es ein Problem, da Belarus den Vertrag über die Kriegsgräberpflege mit Deutschland noch nicht unterzeichnet hat. Nicht weit vom Narotschsee habe ich eine katholische Kirche gesehen und dort ist ein Friedhof mit deutschen Gräbern sehr gepflegt. Unsere Verwaltung hat Angst, die Deutschen zu den deutschen Friedhöfen zu bringen. Es ist für uns peinlich, die Nachfahren zu den Gräbern zu führen, da sie oft als solche nicht mehr zu erkennen sind. Und unsere Veteranenorganisationen sind dagegen, dass die deutschen Gefallenen hier durch eine gepflegte Anlage und Namenschildern geehrt werden. Und das verstehe ich nicht. Den jetzigen Schwarzgräbern ist es egal, welche Gräber sie ausgraben, deutsche oder sowjetische. Sie suchen nach Medaillen und anderen Stücken, um sie zu verkaufen. Eine Schriftstellerin aus Deutschland, Anna Brasila, die bei uns war, hat darum gebeten, ein Treffen mit Augenzeugen des Krieges hier zu organisieren. Sie wollte mit ehemaligen Zwangsarbeitern, Ghettoinsassen und Partisanen sprechen. Für mich ist so etwas leicht, zu organisieren, da ich hier auch mit den Frauenorganisationen zusammenarbeite. Die eine Organisation heißt „Schicksal“, dabei handelt es sich um ehemalige Kinder aus den KZ's. Die Schriftstellerin hatte darum gebeten, dass die Teilnehmer nicht später als 1928 geboren sein sollten. Es gab trotz des Alters und Krankheit kein Problem, die Menschen zusammenzubringen. Es wurde dann ein ruhiges Treffen, die Veteranen hatten der Schriftstellerin ihr Erleben des Krieges und der Gräueltaten der Faschisten erzählt. Und ich denke, dass die Enkelkinder besser mit der Geschichte umgehen können, sie werden dem Abkommen über die Errichtung und Pflege der Kriegsgräber zustimmen und somit zum Frieden. Im Rahmen des Staates geht die Frage nicht weiter. Vielleicht muss die Kompetenz für die Kriegsgräber auf die Bezirke oder Kreise übertragen werden. Dort kann es dann besser bearbeitet werden. Ich denke, der Fehler der deutschen Organisation ist die, dass sie sofort zur Gebietsverwaltung hier in Vitebsk geht, denn keiner der Gebietschef wird sich über den Standpunkt des Staates hinwegsetzen, und Erlaubnisse bei bekannten Gräberstellen für die Errichtung und Pflege erteilen. Nach unserer Einschätzung ist es besser, das auf ganz kleiner Ebene zu organisieren, wir können dann mit den Sowjetchefs, den Kirchen und den Großmüttern in den Dörfern darüber sprechen um alles zu organisieren.“

Tamara: „In Deutschland haben wir keinen Zugang zu den Archiven. Wir haben beim IBB in Dortmund nach einer Liste mit Vereinen gefragt, die sich mit der Geschichte des Krieges beschäftigt., aber sie konnten uns nicht helfen. Nun haben wir aber einen Kontakt zu einem Menschen in Freiburg aufnehmen können. Der Grund dafür liegt darin, dass ich 2004 gelesen haben, dass hier über Vitebsk zwei deutsche Flugzeuge am 16. und 28 April 1942 abgeschossen wurden und es wurde auch berichtet, dass die Deutschen die Flieger hier beerdigt hatten. Der Mensch aus Freiburg konnte mit dann nach Einsicht in das Archiv bestätigen, dass am 28. April hier ein Flugzeug abgeschossen wurde.“



Larissa: „Wir beschäftigen uns also mit großen und ernsten Fragen. Bei euch beschäftigt sich der Staat und vor allem Professoren an den Universitäten damit. Bei uns allerdings beschäftigen sich nur die gesellschaftlichen Organisationen damit und die Jugendlichen, die bei uns mitarbeiten. Deswegen wird es so sein, dass wir in Deutschland als unseriös gelten, wenn z.B. ein Professor einen Brief von einem Jugendlichen von uns erhält. Vielleicht könnt ihr ja durch eure Berichte dazu beitragen, dass wir als erstzunehmende Organisation zur Kenntnis genommen werden.“

- Ludmilla und Larissa -

Tamara: „Hier ein weiteres Beispiel. Es geht um den Verlust eines Flugzeuges der Deutschen im Juni 1944 im Kreis Braslav während der Befreiung. Es war eine Focke-Wulf, der Ort des Abschusses und die Kompanie, die abgeschossen hat, stehen fest. Das alles haben wir bei der Bevölkerung erfahren. Hier auch ein paar Dokumente dazu. Insgesamt habe ich neben Braslav in weiteren 4 Kreisen gearbeitet. Solche Angaben habt ihr nicht. Die Informationen, die wir zwischenzeitlich aus der Bevölkerung haben, betreffen zu 80 % den Krieg. Wir suchen auch Informationen in deutschen Zeitschriften und Zeitungen. Dazu gehören auch „Alte Kameraden“, die ihr sicher nicht schätzt. Aber die Information über die Operation „Am laufenden Band“ ist aus dieser Zeitschrift.“

Ludwig: „... diese Zeitschrift liest bei uns kein seriöser Deutscher.“

Larissa: „Wir bekommen jetzt aber auch Informationen aus dem russischen Archiv in Podolsk., von dem ihr ja auch Informationen habt. Wir überprüfen die Angaben, indem wir versuchen, mit sowjetischen Veteranen darüber zu sprechen. Sinnvoll wäre es zusätzlich, wenn wir auch mit ehemaligen deutschen Soldaten darüber sprechen können, um der historischen Wahrheit näher zu kommen. Für euch sind die Erinnerungen der Partisanen wichtig und für uns – und das ist vielleicht merkwürdig – sind wichtig die Erinnerungen der deutschen Soldaten.“

Ludwig: „Bei uns spricht man immer wieder von der sauberen Wehrmacht, ...“

Tamara: „Diese Frage interessiert uns auch. Die Schüler schreiben Aufsätze darüber und es steht oft darin, dass der deutsche Soldat nicht grausam war, und als gut beschrieben wurde. Sicher sind auch Beispiele bekannt, in denen es ganz anders war. Es ist auch bekannt, dass ein grausamer Soldat, die anderen in Angst gehalten hat. So hing das oft vom Offizier und seinem Vertreter ab, sie hielten die Mannschaften unter Druck und Angst und wenn sie fort waren, verhielten sich die Soldaten wie verwandelt.“

Hinrich: „Habt ihr auch Aussagen von sowjetischen Soldaten?“

Tamara: „Ja, wir haben viele sehr interessante Erinnerungen von denen. Darin wird auch der große Vaterländische Krieg angesprochen. In dem kommt die Notwendigkeit zum Ausdruck, dass das Volk auftreten musste gerade gegen unsere Polizisten, die viel grausamer waren als die Deutschen. Der Vaterländische Krieg richtete sich also auch gegen die, die als Kollaborateure den Deutschen gedient haben. Eine Frau z.B. hat 2 Jahre im Sumpf gelebt, sie wurde zuvor von einem Deutschen vor der Deportation nach Deutschland gerettet. Neben diesen sehr ernsten und nachdenklichen Erinnerungen gibt es aber auch recht lustige. In dem Dorf meiner Eltern gab es einen kleinen Fluss, die deutschen Soldaten zogen sich nackt aus, um darin zu schwimmen. Das galt bei uns als unanständig und so hatte meine Urgroßmutter Brennesseln genommen und die Soldaten damit auf die Rücken geschlagen, die

haben darüber sehr gelacht. Dann kam mein Großvater und hat seine Mutter zurückgezogen mit den Worten, dass das doch gefährlich sei und sie Soldaten sie doch erschießen könnten. *In einem anderen Kreis im Norden lebte ein bekannter Schriftsteller Alexej Tolstoi, der hatte ein kurzen Text verfasst unter dem Titel „Tragödie von Aswehi“. Die Deutschen hatten in diesem Kreis in drei Vernichtungsoperationen alle Dörfer verbrannt. Der Grund lag darin, dass aus den Dörfern die Partisanen mit Lebensmittel versorgt wurden. Die Deutschen hatten die Aktion angesagt und so sind die Dorfbewohner in die Sümpfe gegangen. Im Winter haben sie dann auf den kleinen Inseln des Sumpfgebietes gelebt. Hier waren sie vor den Deutschen sicher, weil sie nicht in solch für sie unbekanntes Gebiete vorwagten. Meine Mutter, die dabei war, hat dort keinen Deutschen gesehen. Aber sie schossen in die Bäume über sie hinweg, wenn dadurch dann die Äste auf sie fielen, war es gefährlich. Aus anderen Berichten geht hervor, wie die Bevölkerung während des Krieges gelebt hat. Einer berichtet, wie schön es abends bei den Partisanen am Feuer war, wenn man dabei Kartoffeln gebacken und Lieder gesungen hat. Mein Vater war bei den Partisanen und der sagte, dass es kein Krieg zwischen den Völkern war, sondern ein Krieg zwischen zwei Wesen, die schreckliche Teufel waren, ein Krieg zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus.“*

Andre: „Auf den Flugblättern und Plakaten können wir die Ähnlichkeit beider vergleichen, nur die Gesichter unterscheiden sich. Jeder hat mit dem Feindbild vom Gegner gearbeitet.“

Tamara: „Ich setze jetzt auch unsere Nachforschungen in die Partisanenarchive fort und so kommen wir auch auf genauere Angaben. In dem wir auf kleinen überschaubaren Bereichen nachforschen, so können wir auch im Gesamtzusammenhang verantwortlich mitreden.“

Ludmilla: „Wir haben euch unsere Arbeiten und die der Jugendlichen gezeigt, wir haben gute Kontakte mit den staatlichen Partisanenmuseen und versuchen somit, unsere Arbeit auf ein wissenschaftlichen Niveau zu bringen. Dazu haben wir die Kontakte zu denen, die den Krieg erlebt haben und noch am Leben sind. Auf dieser Grundlage möchten wir auch mit euch in Kontakt kommen auf der Basis eurer Erarbeitungen, genauso wie es auch mit der Schriftstellerin lief. D.h. also, wir können vermitteln, dass bei einem nächsten Treffen je zwei Zwangsarbeiter, Partisanen, Ghettoinsassen oder Kriegsgefangene als Gesprächspartner zur Verfügung stehen.“

Hinrich: „... bei den Kriegsgefangenen auch solche, die noch in die stalinistischen kamen?“

Ludmilla: „Ja, es sind auch solche dabei, die mindestens 10 Jahre in diesen Lagern waren.“

Tamara: „Hier sind Listen vom NKWD, in denen sie erwähnt sind und erst in der Zeit von Chruschtschow wurden sie rehabilitiert. Und diese Listen wurden uns erst seit 2000 bekannt, d.h., sie waren so lange unter Verschluss. Seit dem können wir damit arbeiten. Uns interessiert von daher besonders, zu erfahren, wer von denen noch lebt, um mit ihnen zu sprechen.“

Hinrich: „Ich habe bereits auf das Buch der Sächsischen Stiftung Gedenkstätten über die sowjetischen Kriegsgefangenen hingewiesen,“

Ludmilla: „Es wäre schön, wenn ihr uns das zusenden könnt.“

Hinrich: „Das IBB hat eine Broschüre über deutsche Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte herausgegeben....“

Tamara: „Ja, die ganze Stadt Vitebsk wurde mit den deutschen Kriegsgefangenen nach dem Krieg wieder aufgebaut. Ich kenne eine Familie, die sehr viele Bilder von einem deutschen Kriegsgefangenen, der gemalt hat, aufbewahrt. Und diese Familie fragt, ob sie in Deutschland die Angehörigen dieses Mannes finden kann.“

Larissa: „Im nächsten Jahr wird die Übergabe der Unterlagen aus den KGB-Archiven beendet sein.. Und wir wissen, dass die Mehrzahl der Betroffenen bereits verstorben sind. Es handelt sich um Menschen, die aus dem deutschen KZ oder aus deutscher Kriegsgefangenschaft in ein hiesiges Lager gekommen waren. Seit 1985 fahre ich in das Archiv CAMO von Podolsk in Russland. Die Eintragungen, die ich dort mache, werden überprüft. Verboten ist aber, die Namen der deutschen Kriegsgefangenen einzutragen. Sogar bis heute. Aber es sind dort viele deutsche Namen eingetragen. Vielleicht hilft uns für die nächste Zeit eine Vollmacht aus Deutschland, die uns das erlauben würde. Von daher könnte ich euch, wenn

ihr konkrete Nachfragen habt, dort gezielt nachforschen. Vielleicht hilft uns ein Schreiben der sächsischen Stiftung. Dort fanden wir auch die Angaben von 570 Flugzeugen, die hier abgeschossen wurden, darunter auch die deutschen Flugzeuge. Und die deutschen Flieger gelten als vermisst obwohl sie auch in die Gefangenschaft hätten kommen können. Also auch hier wären wir in der Lage, die Namen festzustellen. Aber um tätig zu werden, gebrauchen wir einen konkreten Antrag dafür. Wir haben viele Erkennungszeichen gefunden, haben in Berlin während eines Besuches in Deutschland 15 davon übergeben. Es gibt heute bei uns ein Problem mit den Erkennungszeichen. Wir kennen aus den Gesprächen mit den älteren Bürgern Stellen, wo deutsche Soldaten begraben sind, die aber keinen anderen bekannt sind. Wir machen sie nicht bekannt und stellen auch noch keinen Gedenkstein auf, denn, wenn die Gräber bekannt werden, kommen die Schwarzgräber oder Grabräuber, um dort zu räubern. Deshalb haben wir vorgeschlagen, hier ein Krematorium zu bauen, um die sterblichen Überreste zu verbrennen und die Asche in einer Urne in einem Gedenkstein einzumauern. Diesen Vorschlag haben wir auch der republikanischen Stiftung für Versöhnung in Minsk unterbreitet. Wir möchten, dass sie diese Information auch nach Deutschland weitergeben. Leider haben wir bisher von alles noch keine Antwort bekommen. Wir können auch die Gegenstände, die wir noch in den Gräbern finden, aufbewahren, um sie später den Angehörigen übergeben zu können. Die Gefahr ist heute, dass alles auf illegalem Weg ausgegraben und beräubert wird. Ein weiteres Problem ist, dass viele Straßen und Stadtteile auf ehemaligen Soldatengräbern gebaut wurden, und es bestehen heute noch weitere solche Pläne. Dabei wird die Ehrung der Toten vergessen. Nicht weit von hier an dem Fluss Luschossa gab es auch ein Lager, in dem sowjetische Offiziere und politische Gefangene waren. Dort ist jetzt eine Sportanlage errichtet worden. Nicht weit von Vitebsk gab es einen sehr großen Soldatenfriedhof, ein Hochschullehrer hat diesen Platz mit seinen Studenten in Ordnung gebracht. Anschließend bat er die Gebietsverwaltung, diese Stelle unter Schutz zu stellen. Dem wurde nicht entsprochen und die Folge ist, dass die Grabräuber dort ständig graben.“

Hinrich: „Wir suchen Auskunft über einen Dr. Ernst Rietsch, der die Ghettos in Lepel und Vitebsk aufgebaut und liquidiert haben soll. Sagt euch der Name etwas?“

Tamara: „Den Namen habe ich bisher noch nicht gehört, er ist hier nicht bekannt.“

Hinrich: „Wir haben unsere Gesprächspartner nach den seelischen Langzeitfolgen des Krieges befragt. Untersuchungen bei uns ergaben, dass vieles bis heute unbearbeitet blieb und nach dem Krieg habe sich Gewalt in den Familien fortgesetzt. Könnt ihr dazu etwas sagen?“

Ludmilla: „Wir können bezüglich der Diagnose unserer Eltern sagen, dass sie „Kinder des Krieges“ sind. Es sind eigentlich kranke Menschen, denn es ist sehr schwer, einen Krieg auszuhalten, das ist sehr schwer.“

Larissa: „Ich habe die Erinnerung von einer Frau, die bei der sowjetischen Luftabwehr war, gelesen. Sie schrieb über die Frauen, die im Krieg waren. Und nachdem die Frauen von der Front zurückkamen, war es so, dass kein Mann sie heiraten wollten. Die ehemaligen Soldaten wollten keine Frau heiraten, die mit ihnen an der Front gekämpft hatten. Sie suchten sich lieber bedeutend jüngere Frauen aus, die nicht in der Armee waren. Die Frauen des Krieges hatten viel erlebt, überlebt und waren dadurch auch gestört. Die Gesundheit und gerade auch die psychische war nicht so gut. Wir können sagen, dass die seelischen Folgen bei den weißrussischen Soldaten über den Kopf eine Art Entlastung läuft. Sie laden also ihre Erlebnisse ständig ab, wenn sie in den Versammlungen der Veteranen zusammen kommen oder in den Schulen vor den Schülern vom Krieg erzählen. Dadurch werden sie ihre belastende Erinnerungen los. Und die Kinder und Enkel sind sehr stolz auf ihre Großeltern. Die Schüler hier, schreiben, wie wir schon erzählten, Aufsätze über das Thema „Der Krieg im Leben meiner Familie“, denn fast jede Familie hat diesen Krieg miterlebt und Opfer zu beklagen. Heute können wir aber nicht mehr von psychischen Problemen für die Familien sprechen. In der ersten Zeit nach dem Kriege gab es sie, aber heute nicht mehr.“

Andre: „Ich möchte noch zu dieser Diagnose sagen. Euer Landsmann Erich Maria Remarque hat bereits nach dem Ersten Weltkrieg gesagt, dass die Menschen, die durch den Krieg gingen, eine verlorene Generation sind.“

Larissa: „Zu erwähnen sei noch, dass unsere Soldaten, bevor sie in die Schlacht zogen, vorher ständig trinken mussten, das wurde zur Norm. Und mit dieser Norm ist man aus dem Krieg zurückgekommen, was bedeutete, dass alle Menschen während und nach der Arbeit

ein bisschen getrunken haben. Das ist ein Problem für uns bis zum heutigen Tag geblieben und im Sinne eurer Frage, womöglich eine Langzeitfolge. Mein Vater nahm am Krieg gegen Finnland teil. Ich kann nicht sagen, dass mein Vater getrunken oder geschlagen hat. Er war immer gut zu den anderen Menschen. Ich kann also nicht von Grausamkeiten oder Gewalttaten bei uns als Folge des Krieges sprechen. Das hängt ausschließlich vom Charakter des Menschen ab.“

Tamara: „Ich kann auch nicht von Gewalttaten unserer Elterngeneration sprechen. Hin und wieder, wenn man sehr betrunken war, hat es untereinander Schlägereien gegeben.“

Larissa: „Noch einmal zur Generation der Kinder des Krieges, es blieb doch immer eine Art Angst und Stress. Meine Mutter z.B. , erinnere ich mich, hatte Angst vor Sumpf und Wald. Sie sagte immer, dass sie sich auf dem Feld, auf offener Fläche sehr wohl fühlt. Im Wald das tat ihr immer etwas weh. Aber ich weiß von meinen Besuchen in Deutschland, dass diesbezüglich dort auch noch Angst vorhanden ist. Von einer Frau weiß ich, dass ihre Mutter immer Angst vor den sowjetischen Soldaten hatte und sie deshalb nie zu ihnen ging, um etwas zu essen zu holen. Sie befürchtete, mit ihnen schlafen zu müssen. Wir können sagen, dass alle Menschen, sowohl hier in der SU als auch in Deutschland Angst hatten. Hinzu kam bei uns noch die Angst der Menschen vor den Bedrohungen durch die stalinistischen Maßnahmen. Und heute sind wir dabei, freundschaftliche Bedingungen zu schaffen, dass so etwas nicht wieder passieren kann.“

Ludmilla: „Vor einiger Zeit waren 15 Jugendliche aus Berlin hier und sie waren mit unseren Jugendlichen sehr befreundet. Das sind also die einfachen Formen der Zusammenarbeit, wie auch Konferenzen zu bestimmten Themen. Das kann auch im Rahmen von Tourismus geschehen und dabei gemeinsame Nachforschungen zu den Kriegseignissen unternehmen, denn es ist oft schwer, sich nur mit dem Thema des Krieges allein zu befassen. Interessant wäre auch eine Verbindung mit Fragen der Frühgeschichte, der Kunst und der Ökologie sowie Dorf- und Stadtentwicklung. Dabei ist natürlich auch die benachbarte Stadt Polosk interessant. Hier und dort begegnen uns die Bedeutung von Peter d.Gr. oder Iwan der Schreckliche sowie die Zeit der Schweden hier.“

Larissa: „Bei Polosk gibt es auch einen Soldatenfriedhof für deutsche Offiziere, die in der Schlacht um Moskau fielen, aber dann dort auf dem Gelände des Kloster Jefrasina begraben wurden.“

Ludwig: „Bei all unserer Spurensuche dürfen wir nicht vergessen, dass der Zweite Weltkrieg von Deutschland ausging und so die Verantwortung dafür nicht wegschieben dürfen. Wir müssen die Täter auch beim Namen nennen.“

Larissa: „Der Nationalsozialismus und die deutschen Hauptkriegsverbrecher wurden in Nürnberg verurteilt. Und die Frage ist offen, ob die Verantwortlichen für den Stalinismus verurteilt wurden. Aber für uns sind diese Fragen einer moralischen Beurteilung im Augenblick nicht wichtig. Uns interessieren mehr die Fakten, da sie uns viele Jahre verborgen blieben.“

Ludwig: „Na ja, wenn man sich darauf beschränkt.“

Tamara: „Dazu ein Beispiel. Hier ist ein Denkmal für den Ruhm der sowjetischen Soldaten. Und daneben befindet sich ein deutscher Soldatenfriedhof. Die Tochter eines gefallenen deutschen Soldaten fragte bei ihrer Suche, für wen das Denkmal sei. Das war schwer zu beantworten und trägt so weiterhin zu Missverständnissen bei.“

Ludmilla: „Wir werden im Anschluss an unser Gespräch uns noch einiges in Vitebsk, das mit dem Krieg zusammenhängt, ansehen. Für unsere weitere Zusammenarbeit können wir uns auf ein Treffen im kommenden Jahr verständigen, wo wir eines der von euch angesprochenen Themen genauer besprechen können. Z.B. die Teilnahme von deutschen Kriegsgefangenen an dem Wiederaufbau unseres Landes nach dem Krieg oder die Schicksale von sowjetischen Kriegsgefangenen oder das Thema der seelischen Langzeitfolgen. Wir würden dann die Fragen in die verschiedenen Dörfer weitergeben, die Schüler versuchen dann, mit überlebenden Zeitzeugen die Fragen anzusprechen. Wir gehen dabei auch in die Archive. Diese Ergebnisse würden wir dann während unseres Treffens vorstellen.“

Larissa: „Dazu würden natürlich auch die Ghettos gehören, die es hier im Gebiet Vitebsk gab. Dazu die Gefängnisse und Straflager für Zivilisten und Soldaten. Unsere Informationen beziehen sich aber auf ganz Belarus.“

Andre: „Und dass wir uns seit dem letzten Jahr mit den Kriegsgräbern beschäftigen dürfen, zeigt die Schwierigkeit in unserem Land damit, über 10 Jahre war es verboten. Dabei waren wir schon lange, wie am Fluss Luschossa beteiligt. Wir wissen, wo viele Friedhöfe sind, das ist aber den meisten nicht bekannt. Wir wollen und sollen das aber noch nicht bekannt machen oder kennzeichnen, weil sonst gleich die Schwarzräuber kommen würden und darin räubern würden.“

Ludmilla: „Unsere Kenntnisse verdanken wir den älteren Bürgern mit Hilfe unserer Schüler. Es ist immer noch schwierig, aus den Archiven die notwendigen Informationen, die da sind, zu bekommen. Das bezieht sich nach unseren Nachfragen auf alle Regionen unseres Landes. So können wir die Geschichte des Genozid hier auch noch gar nicht schreiben. Von Zeit zu Zeit erfahren wir dann auch über Zeitungsartikel aus den einzelnen Orten über die uns interessierenden Themen. Ich wollte einmal eine Arbeit über die Gräueltaten der Faschisten schreiben, bekam aber in dem Gebietsarchiv der Kommunistischen Partei nur wenige Angaben. Das ist eigentlich merkwürdig, denn ich dachte, dass die KP über die entsprechenden Informationen verfügen, aber es handelt sich da nur um z.T. zusammenhanglose einzelne Berichte.“

Tamara: „Nach dem Krieg gab es sehr viele Gräber von Soldaten, diese wurden später umgebettet, aber die Grabsteine mit den Namen wurden dabei nicht mitgenommen. Und es ist nur ein Drittel der Namen aufgeschrieben, die anderen sind nicht bekannt. Die Politik war so, dass nicht einmal erwähnt wurde, dass hier unbekannte Soldaten liegen. Noch einmal zur Operation Loswite am 24. September 1943 als Anfang der Befreiung in unserem Raum. Die Augenzeugen berichten, dass an einem Tag um die 8.000 Menschen getötet wurden. Das steht in keinem Buch. Ein Soldat, der dabei getötet wurde, Kolozowski, den ihr hier auf dem Bild seht, haben wir nur durch eine Medaille identifizieren können. Das Foto haben wir von seiner Familie erhalten. Und das Problem bleibt. Viele Angehörige von Gefallenen wissen bis heute nicht, ob und wo sie gefallen sind. Und da unsere Arbeit bekannt wird, erhalten wir immer mehr Anfragen mit der Bitte um Hilfe bei der Suche nach den verschollenen Verwandten. Und das nicht nur aus unserem und den benachbarten russischen Ländern, sondern auch aus Deutschland. Bei den Anfragen werden die bekannten Daten, wie Armeeeeinheit, Zeitpunkt und der den Angehörigen bekannte letzte Kampfort angegeben. Und mit diesen Angaben machen wir uns auf die Suche.“

Ludmilla: „Alleine nach Belarus zu kommen und zu suchen, hat für die Angehörigen keinen Sinn. Informationen von der Wehrmachtsauskunftsstelle sind nützlich, wie eben auch die Angaben über die Orte, von wo die letzten Briefe herkamen. Vor einiger Zeit war ein Mann aus Russland hier, der das Grab seines Vaters suchte. Er fand es nicht, man sagte ihm, dass er sich an uns wenden sollte. Innerhalb eines Tages konnten wir ihm alle Informationen geben und er kam dann zum Grab seines Vaters. So können wir auch bei Anfragen aus Deutschland helfen. Aber wichtig noch neben dem Namen des Dorfes auch der des Gebietes, denn den Dorfnamen kann es bis zu fünfmal bei uns geben. Gemäß unseres Namens „Suche“ versuchen wir, die Gräber für die Angehörigen zu finden. Dabei sind uns natürlich auch militärische Fakten wichtig, wie z.B. die Frontlinie von einem zum anderen Tag verändert hat. Und dabei hat es immer Gefallene gegeben.“

Larissa: „Diese Angaben erhalten wir insbesondere auch im Archiv Podolsk in Russland. Das kostet natürlich Geld und da liegt ein Problem für uns. Alle verstehen, dass unsere Arbeit wichtig und notwendig ist, vor einiger Zeit brauchten wir einen neuen PC. Ich habe bei Bekannten im Parlament, in Unternehmen, in der Gebietsverwaltung, ja selbst in Minsk gefragt, jeder versteht unser Anliegen, kann aber nicht helfen.“

Ludmilla: „Trotzdem sind unsere Ergebnisse nicht schlecht. 15 Jahren fahren wir bereits als Koordinatoren unserer Stiftung nach Poldosk und haben dort entscheidende Informationen bekommen. Unsere Ergebnisse und Arbeiten, die bis zum 30. Juni geschrieben sind, werden bald herausgegeben. Das Land, in dem wir mit den meisten Gruppen zusammenarbeiten, ist Deutschland. Eine davon seid ihr, ich will sagen, fast beispielhaft. Ihr kommt nach Lepel und baut für Tschernobylumsiedler Häuser und beschäftigt euch zugleich mit der Geschichte. Das gefällt uns. Und hier in Vitebsk steht man zwischenzeitlich auch der Zusammenarbeit humanitärer Gruppen mit Deutschland sehr positiv gegenüber. 2,2 Mio. € sind auf diese Weise aus Deutschland über die Partnerschaftsgruppen von euch zu uns gekommen. Wir müs-

sen jedes Jahr bis zum Herbst unsere Anträge für die Unterstützung unserer Vorhaben für das kommende Jahr vorlegen. Z.B. über ein Treffen zur Geschichte des Krieges oder Faschismus und Stalinismus. Bedingung bei uns ist die intersektorale Zusammenarbeit als eine der gesellschaftlichen Organisationen. Nach dem Verständnis unseres Staates gelten wir auch als eine staatliche Einrichtung. Und da wir sehr gut mit dem staatlichen Partisanenmuseum zusammenarbeiten, erleichtert uns das die Anerkennung, die uns auch von der belarussischen und deutschen Regierung gegeben wurde. Seit 10 Jahren haben wir unsere Anerkennung. Und deshalb sind wir an einer Kooperation mit euch interessiert, da uns das hier im Land zugleich unsere Arbeit erleichtert. Bei euch müsst ihr klären, wie die deutschen Jugendlichen die Reise zu uns und den Aufenthalt für ein Treffen finanzieren. Hoffen wir, dass der entsprechende zwischenstaatliche Vertrag, was die humanitäre Zusammenarbeit betrifft, unsere mögliche Zusammenarbeit begünstigt. Es gibt nach meiner Kenntnis verschiedene Möglichkeiten, das müssen wir dann im einzelnen klären. Unsere Gebietsabteilung unterstützt auch den Dorftourismus, d.h., so wäre über das von euch errichtete neue Dorf Stari Lepel eine Zusammenarbeit möglich. Wir arbeiten seit kurzem mit dem Ministerium Sport und Tourismus zusammen und sie sind sehr interessiert, an Ökoproyekten, also Ökotourismus. Vielleicht wäre es dann sehr interessant, dass in einem Seminar von euch über Heimstatt Tschernobyl und Ökodom berichtet wird. Diese Seminare werden von der deutschen Seite des deutsch-belarussischen Projekts bezahlt. Daran wäre bei uns auch das Ministerium für Energiesparen interessiert. Ökodom und Heimstatt könnten auch einen Antrag an die deutsche Regierung mit der Bitte um Unterstützung für ökologische Häuser und den Dorftourismus stellen.“

Tamara: „Konkret wieder, eine Schülergruppe aus dem Braslovkreis möchte die Verteidigungslinie der Deutschen aus dem Ersten Weltkrieg wieder aufbauen, es gibt bei uns aus dieser Zeit noch viele Schützengräben. Unsere Veteranengruppen besuchen auch diese Stellen sehr viel, sie können auch sehr viel darüber erzählen. Und wenn wir die Möglichkeit schaffen, dass auch ehemalige deutsche Soldaten dazukommen, könnte es zu einem guten Austausch kommen, da ich denke, dass sie auch nur auf Befehl in diesen Krieg gezogen sind. Ich denke, dass das der Versöhnung dient.“

Ludwig: „Könnt ihr uns auch etwas über die Kollaborateure sagen?“

Tamara: „Einer der Nachbarn meiner Eltern war ein Polizist, ein weiterer gehörte zur sogenannten russischen Befreiungsarmee Wlassow; beide waren nach dem Krieg 20 Jahre in Straflagern. Dann sind sie wieder zurückgekommen und das Verhältnis zu den Dorfbewohnern wurde dann wieder normal. Als Kinder haben wir manchmal zu ihnen „Faschist, Faschist“ gesagt und sie versuchten uns dann mit Brennesseln wegzujagen. Aber das Leben geht bekanntlich weiter, diese beiden kamen zurück, haben dann geheiratet und Kinder bekommen. Und ich denke, für uns, die wir nachgeboren sind, war der Krieg wie ein Buch, einfach gelesen und dann zugemacht. Wir haben keine Vorurteile gegen die deutsche Nation und sogar auch nicht gegen die Soldaten, die hier im Krieg gewesen waren. Wir empfangen diese Menschen immer wieder gerne.“

Ludwig: „Leben noch orthodoxe Priester aus der Zeit des Krieges?“

Tamara: „Ich glaube nicht, dass wir noch solche Menschen finden werden. Sie müssten heute weit über 80 Jahre alt sein.“

Hinrich: „Nach welchen historischen Fakten wird in der Schule unterrichtet?“

Ludmilla: „Ich habe noch nach 1990 in den ersten 4 Klassen die Erdkunde der SU unterrichtet bekommen und erst in der 5. Klasse habe ich über Weißrussland gelernt, was die Historiker und die Kriegsarchäologen über den Krieg geschrieben haben. Aber in dem Unterrichtsmaterial gab es keine Bilder, keine Fotos, nur ein Heft, es waren schreckliche Bücher, die galten noch bis in die 6. Klasse. Erst danach gab es dann die neuen. Das Problem der Kriegsgeschichte ist nur eine Episode und so eines der Probleme Weißrusslands. Die Geschichte ist für uns noch nicht klar. Es ist auch ein ethnopsychisches Problem, d.h. es ist die Frage, ob wir als Weißrussland existieren oder ob es uns als Nation überhaupt nicht gibt, das betrifft auch die weißrussische Sprache. Für uns Lehrkräfte gibt es keine Stellen, an denen wir unseren Schülern deutlich machen können, das ist unsere Geschichte. Hier in Vittebsk können wir zwischenzeitlich ein paar Stellen zeigen, wo wir etwas aus unserer Geschichte deutlich machen können. Das betrifft die Urgeschichte und z.B. eine ehemalige

Bunkeranlage aus dem Zweiten Weltkrieg. Und auf der Straße nach Lepel, die wir nachher zurückfahren, können wir den Verlauf des Krieges und der Gegenoffensive zeigen. Unsere Lehrer wussten nicht die uns zwischenzeitlich bekannten Fakten und konnten uns nichts zeigen.“

Andre: „Meine Tochter bekam von dem Lehrer als Aufgabe die historischen Stätten der Stadt Vitebsk. Ich habe ihr dann eine Stelle aus der prähistorischen Zeit gezeigt und auch noch andere. Sie hat das dann in der Stunde vorgetragen, der Lehrer bekam große Augen, obwohl diese Stelle 500 m von der Schule entfernt war. Er wusste also nichts von der Geschichte, die er unterrichtet.“

Larissa: „Es ist eigentlich nicht gut, wenn Lehrer nicht die Geschichte ihres Landes kennen. Denken wir z.B. an Rzeczpospolita, der großen polnisch-litauischen-weißrussischen Adelsdemokratie des 16. Jahrhunderts und kaum einer weiß, dass der erste große König Jagello kein Pole war, sondern aus Vitebsk kam.“

Igor: „Das war zur damaligen Zeit die größte Dynastie Europas. Molodeschna, Minsk, Vitebsk gehörten dazu. So auch kleine Dörfer wie um Novolukomlf, wo wir in ein paar Tagen sind, herum. Sie alle gehörten im 15. und 16. Jh. zur Litwa oder Lituwa. Das heutige Litauen hieß damals Smus. Und das damalige Weißrussland umfasste damals die Gebiete um Polosk und Vitebsk und weiter nach Nowgorod. Das schwarze Russland war das Gebiet um Grodno. Das Kleinrussland war die Ukraine. Und die heutigen Gebiete um Minsk waren die eigentlichen Russen, d.h. wir Weißrussen hießen früher die Russen. Und die heutigen Russen waren die Moskowiten, das Moskawische Reich. Und Franziska Rinna hat die Bibel in die russische Sprache übersetzt und das war keine moskawiter Sprache, sondern die, die hier in Polosk und dem heutigen Weißrussland gesprochen wurde. Wir haben ja auch die Bilder vom Ersten Weltkrieg bei Ludmilla in Drushnaja gesehen mit dem litauischen Bauern, was bedeutet, das Litwa eigentlich dem heutigen Weißrussen entspricht. Nur damals gab es die Bezeichnung Weißrusse noch nicht. Und den Begriff Weißruthenien, den die Nazis benutzen, kennt man von hier gar nicht, er kommt aus dem Latein. Und der Begriff „Ruth“ kommt wahrscheinlich aus dem Keltischen und bedeutet bei uns wie in Polen so etwas wie „gerostet“. Von Weißruthenien spricht man als eine Art Fremdbezeichnung. Nur der heutige Teil Weißrussland hat also seine frühere Bezeichnung behalten, der größte Teil war damals Litauen und die Menschen, die auf dem heutigen Territorium von Litauen lebten, waren die Lizimime oder Lininime-Belarus. Heute Litauer, die in Weißrussland gelebt hatten.“

- im Anschluss daran erklärten und Ludmilla und Tamara auf einer Fahrt durch die Stadt einiges an Historischem und Spuren des Zweiten Weltkrieges –
- den Vitebskaufenthalt schlossen wir mit einem Besuch einer ehemaligen deutschen Verteidigungsanlage ab:



Tamara: „Hier sind wir oberhalb des Flusses Luschossa, südlich von Vitebsk, der dort in die Düna fließt. Hier stehen noch zwei Bunker, den die Deutschen zur Verteidigung der Stadt durch sowjetische Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge, die hier in unmittelbarer Nähe inhaftiert waren, haben bauen lassen. Hier war ein strategisch wichtiger Punkt, es gab hier damals keine Bäume und von daher konnte die Stadt gut überwacht werden. Aber das betraf ja nur gut 4 Jahre. Denn wir befinden uns hier auf prähistorischem Gebiet. Hier haben die Balten – und von daher sprechen wir auch von der baltischen Kultur – bereits im 7. – 5. Jh. vor unserer Zeitgeschichte eine Siedlung gebaut. Allein hier in Vitebsk im Schutze der Düna gab es 3 solche Siedlungen, die auch so etwas wie Fluchtorte waren. Aber für unsere Arbeitsgruppe sind vorrangig die Fragen des Stalinismus und des Krieges von Bedeutung. Der Faschismus war hier nur 4 Jahre und der Stalinismus eine sehr lange Zeit und wirkt leider auch noch weiter. Am schlimmsten waren für unser Volk wohl das Jahr 1937 mit den großen Säuberungen. Dabei wurde mein Großvater mütterlicherseits erschossen, ebenso der Vater meines Mannes. Ihr müsst verstehen, dass es für uns sehr wichtig ist, diese Tatsachen und Zusammenhänge herauszubekommen. Wir haben aber keine Angst bei dieser Arbeit und im Hinblick auf euer Volk verspüren wir keinen Hass.“

Ludmilla: „Ein Onkel von mir ist bei einem Fallschirmangriff erschossen worden, das weiß ich nur durch Bekannte, offiziell heißt es, er sei verschollen. Er war in einer Truppe wie alle Fallschirmgruppen, die dem KGB untergeordnet waren. Ein weiterer Bekannter meiner Familie war bei den Partisanen und war auch bei dem legendären Durchbruch in Uschatschie beteiligt und mein Vater war außerhalb der Einkesselung. Es hat sehr lange gedauert, bis mein Vater mir darüber etwas erzählte. So erfuhr ich, dass in der Partisanenabteilung eine Frau mit Kindern eines KGB-Majors war, der war hier geboren und hat seinem Hauptmann befohlen, die Abteilung aus der Partisanenzone Richtung Osten zu führen. So ist davon auszugehen, dass der Major bereits Informationen über die bevorstehende Einkesselung der Partisanenzone wusste. So ist zu vermuten, dass der KGB und die Partisanenführung um das Bevorstehende wussten, aber dieses Wissen nicht an alle weitergegeben haben. Und diese Gruppe konnte von der bevorstehenden Frontlinie fliehen. Wir haben jetzt auch erfahren, dass vor der Schlacht am Durchbruch fast alle Kommandeure, Kommissare herausgebracht wurden, nur wenige haben darauf verzichtet und sind bei ihrer Abteilung geblieben. Bei dem Durchbruch selber soll dann auch noch die Wlassow-Armee geholfen haben.“

Hinrich: „Wem haben die geholfen?“

Ludmilla: „Ja, den Partisanen, diese russische Befreiungsarmee hat ihnen geholfen, dass Partisanen und die Bevölkerung aus der Einkesselung herauskamen. Das weiß fast keiner. Darüber gibt es im Museum Uschatschie gar keine Informationen. Nach dem Durchbruch war dann eine Parade der überlebenden Partisanen, dort standen dann auch die Befehlshaber, d.h., die ehemaligen; aber sie wurden von der kämpfenden Truppe nicht begrüßt und somit nicht geehrt. Nach der Befreiung war es überall üblich, dass die Partisanen ein paar Monate zur Erholung frei bekamen. Diese aber, die den Gruß der Befehlshaber verweigert hatte, kamen dann in eine Strafabteilung.“

Hinrich: „Welche Rolle spielte denn dabei der überall geehrte Labanock?“

Ludmilla: „Er hatte, wie ihr wisst, später in der Regierung in Minsk eine größere Bedeutung. Und einer der Kommissare, die bei der Gruppe in Uschatschie geblieben war und später auch in die Strafabteilung kam, hatte gesagt, dass er den Labanock töten wolle. Und nach dem Krieg hat sich Labanock nie mit den Partisanen getroffen, da er vor ihnen Angst hatte.“

Tamara: „Etwa 20-30 Jahre nach dem Krieg kamen die Partisanen in dem Grenz-dreieck von Lettland, Russland und Belarus zusammen, auf dem Hügel der Freundschaft. Dazu hatte man dann auch Labanock eingeladen, der brachte dann ein paar Kisten Cognac mit. Der Kommissar ist aber nicht dort hingefahren, weil er sich sagte, warum soll ich meine Drohung wahr machen. Die anderen Partisanen aber sagten nach dem 2. oder 3. Glas zu Labanock, dass er für sie ein Schurke sei. Er verließ

dann als Mitglied der Regierung die Feier. All dieses steht nirgendwo geschrieben. Und ich befürchte, dass es noch lange dauern wird, ehe es für alle bekannt wird.“
 Ludmilla: „Ebenso steht in keinem Buch, dass hier, wo wir uns befinden, ein KZ für kriegsgefangene Offiziere und Militär-Politarbeiter bestand. Diese Militärs galten gleich nach dem Krieg als Verräter, sie wurden zu Nichtpersonen, man erinnerte sich nicht an sie, fielen aus dem öffentlichen Bewusstsein heraus. Unser Verein und insbesondere Tamara haben nachweisen können, dass hier sich das KZ befand. Und die Verwaltung von Vitebsk hat an einem Gebäude auf dem Weg hierher eine Tafel angebracht, auf der jetzt darauf hingewiesen wird.“ Tamara: „Diese Tafel wurde bereits 1998 angebracht; aber in den Geschichtsbüchern gibt es keinen Hinweis darauf, obwohl die anderen erwähnt werden. Das bedeutet also, dass der Befehl von Stalin, dass die Kriegsgefangenen Verräter seien, hat bis heute Wirkung.“

- wir bedanken und verabschieden uns mit der Absicht, die Kontakte fortzuführen
- auf der Rückfahrt von Vitebsk bis Lepel verdeutlicht Ludmilla uns an verschiedenen Orten und Stellen Stätten der Kriege und der Gegenoffensive
- im neuen Dorf Stari-Lepel zeigt sie sich sehr angetan von der Entwicklung und fragt in Richtung einer Beteiligung der Dorfbewohner hinsichtlich der Entwicklung eines Dorftourismus

Michail Petroschenko, Boaschekowa

(Nr. 21, 29.07.05)

Hinrich: „Wir freuen uns, sie zusammen mit ihrer Frau heute anzutreffen. Sie haben uns im vergangenen Jahr wichtige Informationen gegeben und sind neugierig auf weitere. Sie hatten auch von ihren Deutschkenntnissen gesprochen.“

Michail: „Ich habe damals an der Hochschule studiert, aber deutsch war natürlich nicht gefragt, man wollte das wegen des Krieges nicht. Ich konnte zwar etwas mit einem Wörterbuch lesen, aber das habe ich schon alles wieder vergessen. Ich hatte auch keine Gelegenheit, Deutsch zu sprechen und ohne Praxis geht es nicht.“

Hi.: „Wie sie wissen, fragen wir viel nach den Erinnerungen an den Krieg. Es wäre also schön, wenn sie uns aus ihren Erinnerungen an den Krieg erzählen könnten.“

Mi.: „Ich bin 78 Jahre alt, war nicht Teilnehmer des Krieges. Ich lebte damals als Evakuierter in Sibirien im Gebiet Thombsk und habe auch dort gearbeitet. Nach meinem Gesundheitszustand konnte ich nicht zur Armee gehen. Alle meine Verwandten aber waren im Krieg. Mein Vater, mein Schwiegervater, der Bruder meiner Frau wurde im Krieg getötet. Meine Schwester war zuerst bei den Partisanen und kam dann später mit den sowjetischen Truppen bis nach Berlin. Der Mann meiner Schwester war von 1941 – 45 im Krieg und wurde mehrmals verletzt, er war bei der Flugabwehr. Mein Vater war beteiligt an der Verteidigung der Leningrader Blockade. 1944 kam er dann wegen seines Gesundheitszustandes wieder nach Hause. Was möchtet ihr noch wissen?“



Hi.: „Wir fragen ja nach den Kriegsfolgen. Was hat der Krieg an Folgen für sie und ihre Familie gehabt?“

Mi.: „Darauf muss ich so antworten. Im Februar 1943 gab es im Kreis Roszonie eine Partisanenzone, das ist im Norden Weißrusslands. Da ist meine Heimat. In einem Dorf wurden alle meine Verwandten erschossen. Zuerst hatten sie sich vor der Blockade im Wald versteckt. Einer von den Einwohnern, der keine Verbindung zu den Partisanen hatte, wurde von den Deutschen in den Wald geschickt. Und sagte denen, die sich dort versteckt hielten, dass sie keine Angst zu haben brauchten, ihnen würde nichts geschehen. So sind dann alle zurück ins Dorf gekommen. Und alle wurden dann erschossen. Meine Verwandten aus einem anderen Dorf haben dann die Leichnahme in Särge gelegt und auf dem Friedhof begraben. Eine Frau ist am Leben geblieben. Die Kugel ging durch das Kinn ins Auge, sie starb in den 70er Jahren. In meinem Dorf wurden alle Einwohner in ein Haus getrieben. Die Jugendlichen liefen auseinander und in den Wald. Der Offizier begann von einer Liste alle Namen vorzulesen, er rief alle nach der Liste auf. Diese Liste war vorbereitet und er wollte wissen, welche Familie mit den Partisanen verbunden ist. Dann wurde eine Person hervorgerufen und in einem Garten erschossen. Eine Frau mit 3 Kindern wurde aufgerufen, dabei stieß dann 2 ihrer Kinder zur Seite in die Gruppe und die Dreijährige hielt sie auf dem Arm. Weitere zwei Frauen mit gleichem Namen mussten zum Offizier kommen, eine davon hatte ihren Mann an der Front, von der anderen Frau war der Mann bei den Partisanen. Die Frau mit dem Kind auf dem Arm sagte dann, dass sie die Frau des Partisanen sei. Und so wurde diese Frau mit dem Kind auch im Garten erschossen. Das war im Februar 1943 und die Dorfbewohner haben dann gesehen, wie ein Polizist sich die Winterstiefel des Kindes mitnahm. Ein 17-jähriger wurde von einem Deutschen mit dem Finger herausgewinkt worden, dabei trat dann auch seine Mutter hervor. Diese wurden nicht mit den Partisanen in Verbindung gebracht; aber der Junge wurde dann einfach so vor allen erschossen. Allen anderen wurde dann befohlen, dass sie in ihren Häusern bleiben sollten. Dann fuhren die Deutschen schnell weg, da die Partisanen in der Nähe waren. Im 3. Dorf an der Grenze zu Russland, wo auch meine Verwandten lebten, es war früh am Morgen, kamen die Deutschen mit LKW's. Es war ein großes Dorf und die Deutschen kesselten es ein. Es lebten viele Menschen dort und deswegen wurden sie in 2 Scheunen getrieben. Alle wurden erschossen, die Scheunen wurden angezündet und wer dann noch versuchte, durch die Tür nach draußen zu kommen, wurde erschossen. Aus diesem Dorf hat das nur ein alter Mann überlebt. Bis heute steht dort kein einziges Haus. In Chatyn steht auf einer Tafel auch der Name dieses ausgelöschten Dorfes. Meine Frau wohnte auch in dieser besetzten Zone nicht weit von meinem Dorf. Ihr Vater und ihr Bruder haben zusammen mit den Partisanen den Kampf geführt. -

Jetzt möchte ich euch etwas anderes erzählen und zwar von den Gutsleuten Radziwil hier aus Boscheikowa. Hier auf diesem Foto könnt ihr sie sehen sowie die Tafel, die an der Kirche angebracht ist. Ich zeigte euch das im letzten Jahr. Der letzte Graf, der in London lebte, hatte gebeten, dass er im Keller unter der Kirche begraben wird, denn dort liegen in der Familiengruft viele der Vorfahren. Alle diese Kopien von Fotos und Dokumenten hat er mir bei seinem letzten Besuch vor seinem Tode geschenkt. Hier ein Faksimile von einer Chronik dieses Geschlechts aus dem Jahre 1905.“

Frau: „Im Jahre 1943 mussten wir uns während der Blockade aus unserem Dorf zurückziehen. Wir fuhren mit dem Schlitten zu zweit mit meiner Mutter. Es gab ein Mädchen, das Vollweise war und ich bat darum, dass wir sie mit in unsere Familie nehmen. Vor dem Krieg waren wir aus der Ukraine nach Weißrussland gekommen, denn hier war die Heimat meiner Eltern. Und so waren unsere Möbel noch unterwegs. Unsere Mutter fragte, was wir mit dem Mädchen tun sollten, denn wir hatten ja selber nichts. Da wir doch etwas hatten, und da unsere Polizisten viel schlimmer als die Deutschen waren, waren wir unsicher. Der deutsche Soldat sagte dann, dass wir unsere Sachen verstecken sollten, da sie sonst von den Polizisten geraubt würden. Der deutsche Offizier hatte mich gesehen und ich habe ihn wohl gut gefallen und die gesamte Jugend wurde ja nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert. Da ich noch zu jung war, sagte der Soldat, dass ich mich unter den Sachen auf dem Schlitten verstecken solle und meine Mutter lief dann nebenher und hat geweint. Sammelpunkt für uns war die Schule und auf unserem Schlitten saß ein alter Kutscher, ein Deutscher. An der Schule mussten wir warten. Dieser alte Mann sagte zu meiner Mutter „Madka, das ist nicht

gut“ und zeigte uns ein Loch im Zaun. Und so sind wir dann in den Wald gelaufen und waren gerettet. Aber ich weiß nicht, was sonst hätte mit uns passieren können. Solange ich leben werde, werde ich für diesen Deutschen beten, der uns gerettet hat. Das zeigt, dass es unter den Deutschen auch Gute gab.“

Mi.: „Ja, es gab verschiedene Deutsche. Mein Onkel lebte im russischen Wald, ein deutscher Soldat hatte sich dort mit dem Auto verfahren und kam zu dem Haus meines Onkels. Mein Onkel zeigte ihm dann den Weg zu seinen Truppen.“

Frau: „Ja es gab auf beiden Seiten verschiedene Menschen. Ich ziehe mich jetzt etwas zurück, da ich für euch frische Kartoffeln kochen will.“

Hi.: „Kann ich vorher noch etwas fragen, zumal wir hier so unangemeldet hereinkommen und sie einfach nach ihren Kriegserfahrungen zu fragen. Was denken und was empfinden sie heute, wenn sie darüber sprechen?“

Frau: „Die Gefühle sind schwer, denn die Erinnerungen an den Krieg sind auch schwer. Ich hatte einen Bruder und den Vater bei den Partisanen. Und als die Polizisten in unser Dorf kamen, wurde meine Mutter mit der Peitsche geschlagen.“

Mi.: „Z.Zt. ist das Verhältnis zwischen uns Weißrussen und den Deutschen sehr gut. Die Mehrheit der Bevölkerung schätzt die Hilfe der Deutschen und die Freundschaft zueinander.“

Frau: „Nicht alles hängt von dem Menschen ab, z.B. der Krieg. Das hängt von denen ab, die oben in den Regierungen sitzen.“

Hi.: „Bei uns in Deutschland gibt es eine Untersuchung darüber, wie Kriegsteilnehmer vielfach ihre aktive Beteiligung am Krieg mit den Gewalthandlungen nicht bearbeitet haben und dabei ihre Schuld auch nicht anerkennen. Wie sehen sie diese Menschen, die ihre Schuld am Krieg nicht anerkennen?“

Mi.: „Ich will sagen, dass diese Menschen kein Recht dazu haben, ihre Schuld zu leugnen. Ohne Zweifel war natürlich Hitler der Hauptschuldige an dem Krieg, er und sein Militär. Im Jahre 1941 waren hier alle Menschen bei uns friedlich eingestellt und keiner hat mit einem Krieg gerechnet.“

Frau: „Die schrecklichsten Leute, vor denen man mehr Angst als vor den Deutschen hatte, war die Wlassow-Armee, das waren die grausamsten.“

Mi.: „Ich lebte 1941 nicht weit von Viborg entfernt. Es gab da keine Anzeichen, dass unsere Truppen gegen Finnland



aufzutreten werden. Wir hatten hier im Kreis Roszoni gelebt. Mein Vater kam dann mit der Familie nach Karelien im Norden Russlands. Und deshalb musste er dann während des Krieges Leningrad gegen die Deutschen verteidigen. Wir fuhren dann in das Gebiet von Vitebsk zurück, unsere Mutter mit den 3 Kindern. Von hier sind wir dann in das Gebiet von Thombsk evakuiert worden. Noch einmal, es gab keine Merkmale, dass wir den Krieg gegen Finnland führen würden, aber, dass er kommt, haben wir geahnt. Ein Finne kam über die Grenze zu uns und sagte, dass sei sein Haus und wir sollten dort nicht vernichten und verbrennen. Denn er käme bald zurück, da der Krieg beginnen würde. Es gelang uns dann, mit dem Schlitten von Viborg nach Leningrad zu fahren. Dort wurden wir bombardiert und wir fuhren weiter, wie ich schon erzählt habe.“

Lu.: „Wir haben gestern einen Veteranen gefragt, wie er seine Kriegserlebnisse verarbeitet hat. Der sagte, dass er, wenn er darüber spricht, anschließend schlecht schlafen kann...“

Mi.: „Ich kann sagen, dass es bei uns mit den Erinnerungen absolut normal ist. Es ist schon eine lange Zeit vergangen und die Menschen haben auch schon viel vergessen. Und was mir auch sehr gut gefallen hat, ist, dass der ehemalige deutsche Botschafter einen Brief geschrieben hat, in dem er von der Schönheit Weißrusslands und unseren Menschen schreibt. Und ich kann sagen, dass unser Verhältnis gegenüber dem deutschen Volk sehr gut ist. Ich habe mich viel mit der Geschichte und Landeskunde beschäftigt.“

Hi.: „Noch eine Frage dazu, die deutschen Kriegsteilnehmer haben ihre Gewalterfahrungen nach dem Krieg z.T. in ihren Familien weitergelebt. Gab es so etwas auch hier?“

Mi.: „Mir sind solche Beispiele nicht bekannt, ich kenne keine solchen Angaben. Zwei Nachbarn von mir waren während des Krieges als Zwangsarbeiter in Deutschland. Ein befreundeter Offizier war in Kriegsgefangenschaft in Deutschland, er arbeitete nach dem Krieg hier als Lehrer. Ich kenne auch Frauen, die als Zwangsarbeiterinnen in Deutschland gearbeitet haben. Von all denen ist mir nicht bekannt, dass sie nach dem Krieg ihre Gewalterfahrungen weitergegeben haben. Bekannt ist mir allerdings, dass 2 Menschen damit Schwierigkeiten haben. Einer, der als Kind im KZ war, will bis heute überhaupt nicht darüber sprechen. Bei einem anderen war es so, dass seine Mutter und 3 Brüder ebenfalls nach Deutschland ins KZ kamen, weil der älteste Bruder bei den Partisanen war. Er kann auch nur schwer darüber sprechen, seine Brüder sind aus dem KZ zurück und leben bei uns im Dorf. Ich bin Historiker und beschäftige mich mit Landeskunde.“

Lu.: Was wir hier über die Taten der Deutschen hören, ist viel schlimmer, als wir uns das vorstellen konnten. Das war alles nicht willkürlich, sondern stand alles im Zusammenhang mit dem Partisanenkampf.“

Mi.: „Es gab aber auch Fälle, bei denen es von dem Charakter des deutschen Soldaten abhing. Noch einmal, es gab gute und es gab schlechte. Zwei Soldaten trafen eine schwangere Frau. Sie hatte keine Verbindung zu den Partisanen. Beide haben dann miteinander gewettet, ob ein Junge oder ein Mädchen von dieser Frau geboren wird. Sie haben sie getötet, haben den Bauch aufgeschnitten und erfuhren so, wer Gewinner dieses grausamen Geschehens war. Dieser gewann eine Mundharmonika!. Was hier im Dorf im Dorf alles geschah, weiß ich bis in alle Einzelheiten. Es gab negative wie auch positive Fakten. Z.B. der Kommandant Neumann, der Deutsche aus dem Sudetenland. Er war immer gut zu der russischen Bevölkerung. Er brachte hierher Werkzeuge für die Landwirtschaft und verschaffte den Menschen die verschiedenen Samen für die Saat. Er leitete sie bei der Arbeit an. Er verbot seinen Soldaten, von den Feldern der Dorfbewohner zu ernten. Als er nach dem Krieg wieder in dieses Dorf gebracht wurde, hat niemand ein schlechtes Wort gegenüber ihm gesagt. Ein anderes Beispiel, ein Deutscher kam in eine Wohnung und hat den Mann rausgeworfen und dann mit der Frau geschlafen. Aus dieser Vergewaltigung ist dann später ein Mädchen geboren. Jetzt lebt diese Frau in Nowolukoml. Ein weiteres Beispiel, ein Kommandeur, der die unterste Abteilung einer sowjetischen Einheit geleitet hat, wurde im Juli 1941 im Kampf verletzt. Eine Frau nahm ihn in ihrer Familie auf. Sie bekamen zwei Kinder. Die Deutschen haben diesen Soldaten nicht angetastet. Im Juni 1944 ging dann dieser Soldat mit den vorrückenden Sowjettruppen wieder an die Front. Nach dem Krieg fuhr er nach Russland in seine Heimat. Zwei seiner Kinder leben heute noch in dem Dorf und sind z.Zt. Rentner. Am 4. Juli 1941 gab es hier bei Boaschekowa einen Kampf. Rechts an einem Schützengraben saß eine Abteilung unter dem Leutnant Wunderow und links davon stand eine Kanone. Die Deutschen kamen von der Seite von Lepel ohne eine Aufklärungsmaßnahme. Als sie sich dem Schützengraben näherten, machten die Artilleristen Feuer frei. Links und rechts gab es einen Sumpf. Die deutschen Panzer gaben auch Feuer frei. 3 Artilleristen wurden getötet. Der Sergeant der Kanone rief einen Dorfbewohner herbei. Nachdem bereits alle Granaten verschossen waren, mit denen sie 17 LKW's zerschossen hatten, brachte der Sergeant die Kanone auf die andere Seite des Flusses. Die deutschen Panzer kamen schon zur Brücke über den Fluss Ulla. Aber diese war gesprengt und die Panzer mussten stehen bleiben. Aus dem Gebüsch war ein Soldat eine Flasche als Molotowcocktail und ein Panzer wurde vernichtet. Er wurde dann von den anderen zur Seite geschoben und stand dann noch lange am Rande des Dorfes. Bei diesem Kampf wurde dann auch ein Teil des Palastes des Gutes hier

zerstört. Später wurde er von den Bewohnern, die auf der Suche nach Ziegeln waren, ganz abgebaut. Hier auf dem Gelände des Gutshofes gab es eine Art Farm mit Pferden und Kühen. Selbst einen Stier gab es hier, der sehr wichtig für die hiesigen Bewohner war. 1943 haben dann die Partisanen eine Offensive nach Boaschekowa gemacht. Das Zentrum des Dorfes wurde befreit. Aber den Bunker, nicht weit von der Brücke, konnten sie nicht erobern. Ebenso auch nicht die Kommandantur, die meinem Haus gegenüber steht. Diese wurde gut verteidigt und viele Partisanen wurden dabei getötet. Gleich zu Beginn der Besetzung hatten die Deutschen die Eichen des Parks abgesägt und damit ihre Kommandantur befestigt. Noch etwas zum Krieg und der Landwirtschaftstätigkeit. Wie wurde z.B. das Gewicht von Erbsen bestimmt? Zuerst kamen sie in ein Sieb, dort gewaschen und kamen dann in ein Glas und wurden abgewogen, und dann in bereitstehende Säcke geschüttet. Durch die Anzahl der ausgeschütteten Gläser hatte man dann das Gewicht. Von dem Kommandanten Neumann hatte ich ja schon erzählt. Er lud dann die Dorfbewohner ein, um ihnen zu zeigen, wie das jetzt hier alles auf dem Gut funktioniert. Hier an der Kreuzung stand eine Maschine, die Steine zerkleinerte. Einwohner von hier und den Nachbardörfern wurden aufgefordert, jeden Tag zu dieser Maschine zu kommen, um die Steine für die Straßen zu zerkleinern, denn die waren damals sehr schlecht. Die Partisanen haben das auch beobachtet und haben unter eine ausgebesserte Straße Minen gelegt, so dass einmal ein LKW mit 10 Deutschen vernichtet wurde. Einer der Soldaten wurde durch die Wucht der Explosion auf den Draht der Stromleitung geschleudert und blieb dort zuerst hängen, fiel dann aber runter und blieb am Leben. Erinnert ihr euch noch an das Geschehen mit den 21 Soldaten, die auf dem Friedhof hier begraben sein? Auf dem Weg von hier nach Beschenkowitschie hatten sich die Partisanen versteckt, das war im Sommer 1943. Als die Deutschen den Weg nach Minen untersuchten, begannen die Partisanen aus ihrem Versteck in dem Sumpfgebiet zu schießen. Die Deutschen flüchteten sich in den Graben. Einer der Partisanen lief dann mit einem Handfeuerge-
wehr über die Straße und tötete die 21 Soldaten. Das ist übrigens ein KGB-Offizier gewesen, der nach dem Krieg in Westweißrussland die Waldbrüder gefangen hat. Das war eine Organisation, die nach dem Krieg gegen die Sowjetmacht gekämpft hat. Dieser Mann lebt jetzt noch. Von ihm gibt es noch mehrere Episode. Einmal kamen sie, auch nach dem Krieg, in ein Haus, dort gab es keine Banditen mehr, aber einer der Gruppe hat bemerkt, dass der Teppich nicht richtig lag. Darunter gab es eine Klappe zum Keller. Diese haben sie geöffnet und dabei wurde eine Granate sichtbar, einer von der Gruppe stieß diese dann mit dem Fuß in den Keller und sie explodierte dort. Später wurde er dann Oberoffizier des KGB in Vitebsk. Zurück noch zu den 21 getöteten deutschen Soldaten. Sie wurden hier auf dem deutschen Soldatenfriedhof begraben. Dort wurde später ein Denkmal mit dem Hakenkreuz errichtet. Dieses hat dann im Juli 1944 ein T-34-Panzer zerstört. Ein Eisenstück erinnert jetzt noch daran. Am 9. Juli 1941 ist hier der deutsche Friedhof mit einem Gottesdienst errichtet worden. Wir denken, dass auch hier jemand von den Befehlshabern begraben ist. Man vermutet, dass es sich um einen General handelt, der in der Schlacht bei Borowka gefallen ist. Dort steht auf einer Tafel an einem Denkmal, dass dort ein Partisanenkampf stattfand und dass dort dieser General getötet wurde. Den Namen kenne ich nicht und diese Angaben sind auch nicht überprüft. Den Friedhof habe ich euch ja im vergangenen Jahr erklärt, ebenso das Denkmal, dass 1944 zerstört wurde. Im Verlaufe des Krieges haben dann die Deutschen ihre Gefallenen beerdigt. – es folgen dann einige Erklärungen zur Gestaltung – Hier beim Dorf lagen verschiedene deutsche Truppenteile. Im Frühjahr 1944 griff eine kleine Gruppe von 20 Partisanen aus der Zone Uschatschie ein Nachbardorf an, sie und ein Mädchen kamen dabei ums Leben. Sie sind wahrscheinlich in dem Dorf von Bewohnern verraten worden. Sie wurden dann im Juli 1944 nach hier gebracht und bestattet. Ende Juni – Anfang Juli 44 kamen dann auch schon die sowjetischen Truppen in die Nähe unseres Dorfes. Auf einem Hügel hier in der Nähe stand ein deutsches Maschinengewehr, auf einem LKW fuhr ein sowjetischer Hauptmann, der wurde dann mit seinem Fahrer getötet. Von der Seite aus Tschaschnikie kam ein deutsches Flugzeug, auf der Straße standen etwa 20 Autos und die Soldaten suchten nach einem Weg über den Fluss. Eine Fliegerbombe tötete dabei 20 Soldaten. Im benachbarten Wald fuhr ein Panzer und suchte der Weg über den Fluss, auch diesen fand das deutsche Flugzeug und warf eine Bombe ab und der Panzer brannte aus. Zwischenzeitlich hatte man eine provisorische Brücke errichtet und die Panzer konnten Rich-

tung Lepel hinüberfahren. Hier nicht weit von meinem Garten stand früher eine Luftabwehrkanone, zuerst eine deutsche und dann eine russische. Bei dem Rückzug der Deutschen haben dann sowjetische Flugzeuge die deutschen Truppen beschossen. Hier in Boaschekowa, dem wichtigen Übergang an der Ulla sind viele Soldaten auf beiden Seiten gefallen. Sie wurden auch hier begraben. Am 27. Juni 1944 fand hier vom Ufer eine große Offensive, unterstützt von der linken Seite statt. Auch dabei fielen viele deutsche Soldaten. Auf dem sowjetischen Friedhof auf der anderen Seite sind über 100 sowjetischen Soldaten und Offiziere begraben. Bei den deutschen Soldaten handelte es sich um viele, die sich aus Vitebsk zurückgezogen hatten. Die genaue Zahl der Gefallenen ist unbekannt. Eine solche Gruppe aus Vitebsk hat in einem benachbarten Dorf einen sowjetischen Soldaten getötet, der gerade mit einem Traktor fuhr. Sie wollten auch über die Ulla, das Wasser war hoch. Dabei sind dann einige ertrunken. Deren Leichname wurden dann von den Bewohnern der Orte in unmittelbarer Nähe der Ulla begraben. In einem anderen Fall stand eine deutsche Gruppe vor dem Fluss und sie hatten Angst, ihn zu überqueren. Ein Leutnant einer sowjetischen Gruppe schlug ihr vor, sich zu ergeben. Einer von den Deutschen hat dann aus dem Hinterhalt den Leutnant erschossen. Daraufhin forderte die sowjetische Gruppe die Deutschen auf, den Schützen auszuliefern, ansonsten würden alle getötet. Das geschah dann nach kurzer Zeit, er wurde übergeben und sofort erschossen. Die anderen der deutschen Gruppe ergaben sich, kamen in unser Dorf und mussten in einem hölzernen Gebäude übernachten. Es wurde dann noch überprüft, ob sie bei ihrem Rückzug auch noch in anderen Dörfern getötet hatten. Ihr weiterer Verlauf ist nicht ganz geklärt, entweder kamen sie dann in ein Gefangenlager oder sie wurden an anderer Stelle erschossen, denn es gab nicht ganz weit von hier einen Gedenkstein, der über den Tod einer deutschen Gruppe informierte. Eine weitere sich zurückziehende deutsche Gruppe fiel hier in der Nähe von Boaschekowa im Kampf. Unter ihnen waren mehrere Offiziere und auch ein General. Das alles mag in kurzen Zügen zeigen, wie dramatisch und verlustreich der deutsche Rückzug in dieser Gegend war.“ - „Ich habe aber noch etwas vergessen, zu erwähnen. Wie ich bereits sagte, habe ich mich sehr lange Zeit mit diesen Fragen beschäftigt. Und in dieser Zeit war ich auch Repressalien der hiesigen Behörden ausgesetzt. Ich wurde als Vertreter der Bourgeoisie gebrandmarkt, denn ich lebte besser als die Vertreter der Partei. Ich war der zweite hier im Kreis, der ein Auto hatte. Man hat mich beneidet und war böse auf mich.



- im Verlaufe des Gespräches wurden wir zum Mittagessen eingeladen und unternahmen noch einen kurzen Rundgang über den Friedhof und an der Ulla –

Mit diesem Auto habe ich in den 70er Jahren auch viel unternehmen können. Und dieses Auto habe ich jetzt noch, da ich mir wegen meines Gesundheitszustandes kein neues gekauft habe. Im vergangenen Jahr war, wie ich beim letzten mal schon erwähnte, ein Bruder eines hier Gefallenen aus Bremen hier. Leider habe ich von ihm nichts mehr gehört.“

Lu.: „War dieser Krieg sinnvoll und zu verantworten, wenn er so viele Opfer gefordert hat?“

Mi.: „Das ist eine schwierige Frage. Es lohnte sich sicher nicht, diesen Krieg zu führen. Wir mussten natürlich die deutschen Eroberer und Besatzer auf jede Weise bekämpfen, um unser Land wieder zu befreien. Aber wie sehen das die heutigen Jugendlichen? Im Bus z.B. fahren 2 Veteranen. Hinten sitzt ein junger Mann, die Veteranen sprechen über den Krieg. Der junge Mann sagt zu ihnen, hättet ihr nicht gekämpft, könnte ich hier heute bayrisches Bier trinken. So gibt es also verschiedene Meinungen über den Krieg. Die deutsche Panzerarmee war bei Vitebsk. Bei der Einkesselung von Ushatschie haben sich einige Partisangruppen ergeben. Während in der ersten Zeit der Partisanenkämpfe alle Gefangenen erschossen wurden, war das jetzt zum Ende des Krieges nicht immer mehr der Fall. Sie kamen jetzt auch manchmal in die Kriegsgefangenschaft. Als dann die erste Welle der Gegenoffensive von Vitebsk ausging, waren die Kämpfe sehr grausam. Die überrannten deutschen Truppen haben sich nicht den sowjetischen Soldaten ergeben, sondern den nachfolgenden Vertretern des KGB. Die Deutschen hatten sich in den Wäldern versteckt. Ein guter Bekannter von mir, von dem ich schon erzählt habe, war beim KGB, also der Staatssicherheit. Von ihm sind mir viele Einzelheiten bekannt. So auch die Tatsache, dass die schuldigen Verbrecher in diesem Krieg auch die hiesigen Verräter waren. Also die Wlassow-Armisten, die Polizisten und die Banditen. Gerade wenn diese über unser Territorium gingen, gab es für keine Regeln, die sie der Bevölkerung gegenüber einhielten, sie verhielten sich wie Metzger.“

Hi.: „Hat es hier auch jüdische Bevölkerung gegeben?“

Mi.: „Ja, hier lebten nach Kriegsbeginn noch etwa 10 Familien, die es nicht mehr rechtzeitig geschafft hatten, ins Landesinnere zu ziehen. Einige blieben hier im Dorf, andere zu ihren Verwandten in Benschekowitschie. Im Frühjahr 1942 wurden sie dann alle auf einen LKW verladen, alle einschließlich Frauen und Kinder und wurden nach Lepel gefahren. Und dort wurden sie erschossen. Bei Lepel gibt es ein Denkmal, in Tschernoroutschie, das an die erschossenen Juden erinnert. Dasselbe gab es auch in Benschekowitschie. Dort grub man einen großen Graben, darüber führte ein Brett. Der jüdische Rabbi hat dann gebetet, dass alle sich mit der bevorstehenden Erschießung abfinden. So gingen dann alle über das Brett, wurden erschossen und fielen in den Graben. Alle, alle wurden erschossen. An dieser Stelle steht heute ein Denkmal.“

Lu.: „Was geschah mit den Polizisten und Kollaborateuren?“

Mi.: „Wer sich an den Gräueltaten beteiligt hatte, wurde zu 25 Jahre Zwangsarbeit in den Lagern verurteilt. Nach dem Tode Stalins kamen sie dann zurück und sind auch zurück in unser Dorf gekommen. Zu erwähnen ist auch noch, dass einer von den Polizisten zum Ende des Krieges noch zu den Partisanen ging. Aber nach dem Krieg wurde er auch zu 25 Jahre verurteilt. Er ist zurückgekommen und lebt z.Zt. noch hier. Er gilt heute auch als Veteran, früher haben die Menschen viel auf ihn und ähnliche Leute geschimpft, aber heute haben sie das vergessen. Und er bekommt heute auch eine gute Rente.“

Frau.: „Also, die Weißrussen erinnern sich nicht gern an das Böse.“

Mi.: „Ich war vor Jahren mit einer Gruppe von Schülern in Chatyn. Zur selben Zeit war auch Labanok mit Zarbut, einem der Kommandeure der Partisanen dort. Wir baten dann Labanok um eine Gruppenfoto, das machte er gern und zog dann auch noch Zarbut mit ins Bild. Dieses Bild schickten wir ihm anschließend, er dankte uns mit einem Buch über sich und in einem Telegramm. In unser Dorf kam an einem Wochenende der Leiter unserer Gebietspartei, dabei lud er mich zum Gespräch ein. Auch der frühere Parteichef Peter Mascherow war auch einmal hier, er war nur in Begleitung eines Polizisten. Später 1980 kam er ja bei nie aufgeklärten Umständen bei einem Autounfall ums Leben. Aber zu euren Fragen noch einmal zurück, durch Zusammenarbeit mit Freunden und Kollegen könnte ich euch sehr viele Einzelschicksale aus der Kriegszeit benennen, viele auch, die bis heute nicht endgültig aufgeklärt sind. Viele Zeitzeugen machen unterschiedliche und auch gegensätzliche Angaben. Und wenn ihr weiterhin auch noch danach sucht, wo deutsche Soldaten gefallen und begraben sind, können am besten dabei auch noch die alten Dorfbewohner unterstützen. Die wissen noch viele Einzelheiten, meine Kenntnisse habe ich auch von ihnen. Die Soldaten wurden zuerst da begraben, wo sie gefallen sind, später hat man sie zu Gemeinschaftsgräbern umgebettet. Das betrifft ganz besonders auch hier den Bereich beiderseits der Ulla. An mehreren Gedenktafeln wird auf die Kampfhandlungen während der Gegenoffensive auch hin-

gewiesen. Ich muss auch sagen, dass viele Plätze bis heute nicht gekennzeichnet sind. All diese Fragen können z.Zt. nicht offiziell geklärt werden, da über unseren Präsidenten der Vertrag mit Deutschland noch nicht in Kraft getreten ist. Aber ich denke, irgendwann in der Zukunft wird diese Frage entschieden sein. Die Bevölkerung ist jedenfalls dafür.“

- das Gespräch wurde mit einem Rundgang am Ufer der Ulla abgeschlossen -

Ageenko Wladimir Petrowitsch, Kamen

(Nr. 17, 26.07.05)

Ludwig: „Wie freuen uns, sie wieder anzutreffen und wie sie wissen, haben wir immer einige Fragen. Wie ist es Ihnen nach unserem Besuch im vergangenen Jahr ergangen?“

Wladimir: „Mit erscheint es so, dass sich das Leben bei uns verbessert hat.“

Lu.: „Dann haben sie ja recht gehabt, denn im letzten Jahr sagten sie, dass man etwas in der Republik mache.“

Wl.: „Ja, ihr habt sicher auch hier in Kamen gesehen, dass alles renoviert wird. Da wir wissen, dass das immer vor dem Besuch des Präsidenten gemacht wird, dachten wir schon, dass er unseren Ort im Sommer besuchen würde. Aber es ist eigentlich auch nicht schlecht, wenn die Behörden vor dem Mann an der Spitze des Staates Angst haben und von daher sich bemühen, etwas zu verbessern. Hier sind für neue Familien wie auch in vielen anderen Dörfern Häuser gebaut worden, damit Menschen aus den Städten hier Arbeit finden. Hinzu kommt, dass bei uns die Renten pünktlich gezahlt werden. Und das ist gut so, denn wir werden ja auch immer älter. Wir können z.Zt. alles kaufen, was wir gebrauchen. Es wird zwar nicht alles auf einmal besser gemacht, es geschieht allmählich Schritt für Schritt. Zwar gibt es, wie in jedem anderen Land, auch hier Menschen neben denen, die zufrieden sind, auch solche, denen es hier nicht gefällt. Und so kann ich auch sagen, dass die Mehrheit in unserem Land unseren Präsidenten Lukaschenko unterstützt. Ich höre mir immer die Radiosendung „Svoboda“, also „Freiheit“ als Tschechien an, darin wird morgens immer nur eine Frage behandelt. Diese Sendung wird von der Opposition unterstützt. Zuletzt ging es um die Frage, ob die polnischstämmige Bevölkerung in unserem Land unterdrückt wird. Aber das ist doch nicht wahr. Wir stellen bei der Opposition keine Einheit, nur ein Durcheinander fest.“

Lu.: „Sie unterstützen also weiterhin Lukaschenko?“

Wl.: „Ja, denn es gibt bei uns keinen anderen, der besser als er ist, zu ihm gibt es keine Alternative.“

Lu.: „... und zur wirtschaftliche Lage?“



Wl.: „Wir haben in unserem Land keine Ressourcen, wir haben weder Gas noch Erdöl. So sind wir diesbezüglich auf Absprachen mit den anderen benachbarten Ländern angewiesen. Zur Landwirtschaft kann ich nicht sagen, dass früher alles besser organisiert wurde. Der Plan für die Ernährung wird aber heute erfüllt. Der Nachteil bei den Kolchosen ist, dass es wenig Arbeitskräfte dort gibt. Die Alten werden älter und die Jugend fällt aus. Hinzu kommt, dass die Kolchosen auch wenig Geld haben. Man muss z.B. 10 Liter Milch verkaufen, um ein Liter Benzin zu bekommen. Das führt zu schwierigen Situationen.“

Ulli: „Und wie sieht es in der Kolchose hier aus?“

Wl.: „Unsere Kolchose hat 1,5 Tausend Kühe und dazu wird viel Getreide angebaut. Es ist eine große Kolchose. Viele hier im Dorf bearbeiten dazu auch

viel in eigener Verantwortung. Dazu können sie so viel Land zur Verfügung haben, wie sie selber bearbeiten können. Es wurde aber nicht reprivatisiert. Jeder behält das Grundstück nur für die Zeit, in der er es auch bearbeiten kann.“

Hinrich: „Es wird also nicht weiter vererbt.“

Wl.: „Ja, das stimmt. Ich habe 1 ha und das reicht für mich, mehr kann ich nicht schaffen. Ich pflanze Roggen an, habe ein Stück Land Gras für Futter für die Tiere, eine Ziege und eine Kuh, sowie ein Pferd, und dazu ein bisschen Gemüse und viel Kartoffeln. Dafür kann ich meine Familie einschließlich Schwiegertochter und Enkelin versorgen. Wenn man nicht arbeitet, wird man sich nicht ernähren können. Meine Kinder haben z.B. 2 ha bearbeitet und haben dadurch ihren Kindern ein Hochschulstudium ermöglicht.“

Tochter: „Ja, wer besser leben will, muss auch arbeiten. So ist es auch bei uns in Russland, ich lebe jetzt in der Nähe von St. Petersburg.“

– sie war hier zu Besuch, da vor kurzer Zeit ihr Bruder, also der Sohn von Wladimir und Frau gestorben war; Wladimir versuchte, ein Gespräch darüber, das seine Frau immer wieder anstieß, nicht zuzulassen –

Hi.: „Wir fragen ja immer wieder nach den jüdischen Spuren hier.“

Wl.: „Die Frage danach weist natürlich bei uns immer noch auf ein Problem des Miteinanders hin. Gewiss gehen hin und wieder Menschen zu dem euch bekannten Gedenkstein für die ermordeten Juden hin. Hin und wieder kommen auch noch einmal Enkel und Urenkel aus dem Ausland zu uns, dem Dorf ihrer Vorfahren. Seit einiger Zeit wird aber der Gedenkstein von Schülern unserer Schule gepflegt und am 17. September, dem Tag der Ermordung der 177 Juden, eine Gedenkstunde gehalten.“

Hi.: „Wir fragen in diesem Jahr nach den seelischen Langzeitfolgen aus dem Krieg.“

Wl.: „Obwohl ich damals noch ein Kind war, behalte ich die Erinnerungen immer noch in meinem Kopf. Träume aus dieser Zeit habe ich nicht mehr; aber eben die Erinnerungen. Es war so schrecklich, die Schande mit den Polizisten, dazu das Gegeneinander unter der Bevölkerung. Woher wussten die Deutschen z.B., wer und was ich war? Nur die Nachbarn kannten mich und konnten ihnen etwas über mich erzählen.“

Hi.: „Haben hier denn einige mit den Deutschen zusammengearbeitet?“

Wl.: „Ja, das gab es. Sie wurden nach dem Krieg von der Sowjetmacht verurteilt, sie kamen dann nach einigen Jahren wieder zurück. Sie lebten dann hier ganz normal weiter, es gab mit der Bevölkerung keine weiteren Konflikte, denn jeder dachte, sie seien für ihr Verhalten bereits vom Staat bestraft worden und der Staat hat sie wieder freigelassen. Das war doch menschlich. Genau so ging es mit dem Gedenkstein zu. Als das Denkmal nach dem Krieg gebaut wurde, hatte es auch einen Davidstern, da es um die Ermordung der jüdischen Bevölkerung ging. Dann kam aus dem Kreis der 1. Sekretär der Partei und fragte, ob es sich hier um die Bürger eines anderen Staates handle. Und so entstand aus dem Davidstern der Sowjetstern und wahrscheinlich wurde dann aus der Inschrift das Wort „jüdische“ herausgemeißelt.“

Tochter: „Das war so Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre, ich ging damals noch zur Schule. Man sagte, es handelt sich hier nicht um den israelischen Staat, sondern um unseren. Und unsere Dorfverwaltung hat dann auch nichts gegen die Umgestaltung unternommen.“

Igor: „Hier gibt es eine gemischte Sprache, die man Kasianka nennt, das ist eine Mischung aus Russisch und Weißrussisch. Im westlichen Teil ist es eine Mischung zwischen Polnisch und Weißrussisch und auch etwas Russisch. In südlichen Teilen kommt dazu auch noch etwas aus dem Ukrainischen. Rein Weißrussisch gibt es aber kaum. Ich habe aber am Narotschsee wahrgenommen, dass gerade die alten Frauen ein sehr gutes Weißrussisch sprechen. So wie es die Literatursprache ist. Hier merkt man, dass einige weißrussische Wörter nicht gebraucht werden, die ich aber gebrauche. Da ich auch ein Kasianka spreche, ein Gemisch aus Weißrussisch und Russisch, wird man mich hier aber verstehen. Das sagte mir übrigens auch Ekatarina, dass bestimmte Wörter, die ich verwende, hier nicht gesprochen werden.“

Wl.: „Als ich zur Schule ging, habe ich mehr Russisch als Belarussisch gelernt. Wie es jetzt ist, kann ich nicht sagen, aber insgesamt ist es üblich, dass auf den Dörfern mehr Weißrussisch unterrichtet wird.“

Ul.: „Wo lebt es sich denn in Russland besser zu leben. Aber das Leben in Weißrussland hat sich ach verbessert. In unserer Gegend kommen auch einige Artikel wie Elektrogeräte und Schuhe aus Belarus. Bei uns arbeiten viele Betriebe und so haben wir Arbeitsstellen. 1972 habe ich die Schule beendet und die Situation war damals so, dass man die Heimat verlassen musste und so bin ich vor gut 30 Jahren in die Richtung von Leningrad gezogen. Und jetzt, wenn man älter wird, kommt ich immer gerne wieder nach hier zurück.“besser?“

Tochter: „Vielleicht ist es

Nikolaj Kirpitsch, Direktor Museum Uschatschie

(Nr. 16, 26.07.05)

Hinrich: „Wir freuen uns, sie wieder zu treffen. Zuerst möchten wir ihnen unsere Dokumentation vom vergangenen Jahr überreichen und haben, wie sie sich denken können, wieder einige Fragen. Die erste bezieht sich auf die sowjetischen Kriegsgefangenen. Darüber hat eine deutsche Stiftung in Zusammenarbeit mit russischen und belarussischen Archiven ein Buch herausgegeben, das wir ihnen auch übergeben möchten. Finden wir heute noch ehemalige Kriegsgefangene als Gesprächspartner?“

Kirpitsch: „Ich möchte folgendes dazu sagen. Diese Fragen konnte man noch vor 15 Jahren klären, heute nicht mehr, dann viele von ihnen leben heute nicht mehr. Sie wären auch weit über 80 Jahre gewesen. Aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, waren 2 in deutscher Gefangenschaft. Von deren Schicksal kann ich euch erzählen. Einer von denen war mein Großvater. Beide hatte nach ihrer Rückkehr aus Deutschland mit dem NKWD keine Probleme. In Brest kamen sie zuerst in ein Filtrationslager und von dort dann gleich nach Hause. Beide leben leider nicht mehr. Mein Großvater arbeitete bei einem Bauern. Er machte auch gegenüber den Deutschen bezüglich der Gefangenschaft keine Vorwürfe. Dort wurde er nicht geprügelt, im Gegenteil, denn er wollte sogar am Sonntag arbeiten und das wurde ihm untersagt. Ein bisschen anders war das Schicksal des anderen aus meinem Dorf. Er kam hier in der Nähe bei Polosk in Gefangenschaft. Er arbeitete dann in Deutschland als Kriegsgefangener in einem Betrieb. Und er erzählte, dass es ihm sehr sehr schlecht ergangen ist. Die Arbeit war sehr schwer, dazu schlechtes Essen. Er kam dann, wie gesagt, auch nach Hause zurück. Ich weiß von dem Schicksal dieser beiden, mit denen ich mich auch viel unterhalten habe. Und hier in meiner Arbeit hatte ich auch mit der Befreiung der russischen nationalen Befreiungsarmee zu tun. Die Faschisten hatten nämlich aus russischen Kriegsgefangenen eine Militärabteilung unter Rodionow gebildet und zwar in der Stadt Zulocki in Polen. Im August 1943 kam diese Abteilung zu den Partisanen. Ist euch das eigentlich bekannt, mit der Abteilung von Rodionow?“

Hi.: „Nein, wir wissen nur von der Wussow-Division..“

Kir.: „Ja, das ist fast dasselbe. Es sind aber 2 verschiedene Einheiten. Rodionow war ein Pseudonym, er war Weißrusse, sein Familienname war Gil und stammt aus dem Minsker Gebiet. Zuvor war er eine höherer Offizier der Roten Armee gewesen, er war Chef eines Stabes gewesen. Während der Gefangenschaft hat er dann diese Einheit gebildet.



- von rechts Kirpitsch., Igor, Hinrich und Ludwig -

Im August 43 kam diese Abteilung dann auf die Seite der Partisanen, obwohl gerade diese Abteilung von den Deutschen für die Kampf gegen die Partisanen gebildet war. Sie haben dann sehr viele Heldentaten gegen die deutschen Besatzer vollbracht. Und fast alle wurden getötet bei dem Kampf des Durchbruchs aus der Blockade. Und diejenigen, die das überlebt haben, wurden dann vom NKWD repressiert. Sie bekamen dann 10 – 20 Jahre Haft in einem der damaligen Lager. Allerdings nicht die, die aus den verschiedenen Partisanenabteilungen in diese Abteilung geschickt wurden. Das sind Fälle, die ich kenne und von denen ich genau erzählen kann.“

Hi.: *„Noch eine Zusatzfrage. Wir wissen, dass nach dem Befehl Nr. 270 vom 16.8.41 von Stalin Kriegsgefangene und Deserteure als Kriegsgefangene galten. Wie lange hat sich diese Bezeichnung für die zurückgekommenen Kriegsgefangenen gehalten?“*

Kir.: „Auf diese Frage kann ich nicht antworten, das ist sehr schwierig.“

Hi.: *„In diesem Buch, das auf Unterlagen aus CAMO Poldolks basiert, wird an Einzelschicksalen erwähnt, dass die Rehabilitation erst sehr spät, bis in die 80er Jahre erfolgte.“*

Kir.: „Ja, das liegt genau auf der Linie, wie es mit Rehabilitation der Repressierten der großen Säuberungsaktionen der 30er Jahre des Jahres 1937 geschehen ist. Das gehört zur Zeit des 20. Jh., aber die Rehabilitation begann erst unter Gorbatschow Ende der 80er Jahre.“

Hi.: *„Haben in dieser Region nach dem Krieg auch deutsche Kriegsgefangene und Deportierte beim Wiederaufbau mitgearbeitet?“*

Kir.: „In dieser Region haben in der Nachkriegszeit keine Deutschen gearbeitet. Mir sind nur die Fälle bekannt, als die deutschen Deserteure dann gemeinsam mit den Partisanen gegen die deutschen Faschisten während des Krieges gekämpft haben. Das war in der Partisanenbrigade von Alexew.“

Hi.: *„Noch einmal zum Umgang mit den Kriegsgefangenen.“*

Kir.: „Von den Sowjettruppen kann ich nichts dazu sagen, ob sie die deutschen Kriegsgefangenen bestraft haben. Bei den Partisanen war das aber so, die Deutschen wurden erschossen. Z.B. Major Timsk, der Kommandant aus Kublische, wurde von den Partisanen festgenommen und erschossen. Das entschied das Partisanengericht: Gefangen – erschossen.“

Hi.: *„Wir fragen überall nach einem Dr. Ernst Rietsch, der verantwortlich für die Errichtung und Liquidierung der Ghettos in Lepel und Vitebsk verantwortlich war, ...“*

Kir.: „Der Name ist mir gar nicht bekannt. Ich kenne sogar nicht einmal den Namen dessen, der hier für das Ghetto in Uschatschie die Verantwortung trug. Es ist auch der Name desjenigen unbekannt geblieben, der hier für die Erschießung von 925 Juden verantwortlich war.“ Ludwig. „Gibt es keine Unterlagen?“

Kir.: *„Wir haben nichts gefunden. In einigen Unterlagen steht einfach, dass das eine Abteilung war, die extra wegen dieser Aktion aus Polosk gekommen war. Den Namen der Verantwortlichen oder Beteiligten kenne wir nicht.“*

Hi.: *„Ausgehend von einem neuen Buch über die seelischen Landzeitfolgen von Kriegsbeteiligten bei uns in Deutschland fragen wir auch nach solchen hier in Belarus.“*

Kir.: „Ich möchte darauf von meiner Familie erzählen. Ich bin im Jahre 1950 geboren, also 5 Jahre nach Ende des Krieges. Der Mann meiner Tante war Kriegsinvalide der zweiten Gruppe. Mit ihm unterhielt ich mich immer und ich habe bei ihm keine psychischen Störungen bemerkt. Beide haben 2 Töchter erzogen. Sicher habe ich bei ihm beobachtet, dass er manchmal etwas mehr trank. Aber sonst habe ich nichts Auffälliges bei ihm bemerkt. Er hat sehr gut gearbeitet und ich kann nicht sagen, dass seine Seele irgendwie gebrochen war, keine Spur davon. Das ist aus meinem persönlichen Leben und was mir recht nah war. Was die anderen Menschen betrifft, darüber kann ich nichts sagen. Und auch hier, die Mehrheit dieser Personen ist bereits gestorben. Es leben nur noch wenige.“

Hi.: *„Vielleicht liegt es auch daran, dass es Unterschiede gibt, wir Deutschen waren die Aggressoren und die Sowjets die Angegriffenen.“*

Kir.: „Ja, das kann sein, dass die Menschen bei uns nicht so sehr der Last der Verantwortung tragen.“

Lu.: *„Ich habe noch ein paar andere Fragen, zuerst zur Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Kommunismus.“*

Kir.: „Meiner Meinung nach bleibt Diktatur immer Diktatur. Und sie kann sich nicht von einer anderen unterscheiden. Das wurde vor einiger Zeit auch in einer Dokumentarfilmreihe aus

Russland angesprochen. Die einzelnen Teile, die über einen längeren Zeitraum gesendet wurden, waren immer einem bestimmten Thema gewidmet. Und auch dazu kann ich nur aus meiner privaten Einschätzung etwas sagen. Um das aber dann auch sehr konkret zu sagen, muss man den Menschen, dem man das sagt, gut kennen. Aus diesen russischen Dokumentarfilmen habe ich vor kurzem erst erfahren, dass die Oktoberrevolution auch aus deutschen Quellen gestützt wurde. Ich denke, dass ist auch euch bekannt. Lenin war in der Schweiz ..“

Lu.: „Lenin ist mit Wissen der deutschen Regierung durch Deutschland gefahren und konnte über eine große Menge Geld verfügen, die für seine Arbeit in Russland vorgesehen war. Die Absicht der deutschen war wohl eher, mit dieser Unterstützung den Zarismus in Russland zu schwächen.“

Kir.: „Und über Karenski und Lenin gibt es eine Folge politisch Verantwortlicher bis zu Stalin. Für sie war einerseits die Frage, wie können die Menschen besser und gut leben und zum anderen, wie kann ein Staat unter Beteiligung aller das finanzieren. Das alles wurde dann unter Stalin zu einer Diktatur. Und unter ihm gab es, um das System zu stützen, den Begriff „Feind des Volkes“. Das war zwar auch ein propagandistischer Begriff, aber nicht nur allein, ihm folgten ja unter Stalinismus sehr viel schlimme Taten, wie auch im Umgang mit den zurückkehrenden Kriegsgefangenen, von denen wir bereits sprachen. Nach dem Motto „gesagt – getan“ haben die Menschen sehr gelitten.“

Lu.: „Das ist alles für uns schwer verständlich und ich frage mich, welche Motive dahinter steckten.“

Kir.: „Ich glaube, es hat damals in der Welt niemand überhaupt gewusst, was hier passierte. Heute ist das im Zeitalter der Massenmedien ganz anders, so etwas, was damals geschah, blieb nicht lange verborgen. Und was z.B. die Repressierten in den 30er Jahren angeht, oder die Rache an den sowjetischen Soldaten, die 1941 gleich beim Überfall auf unser Land in Gefangenschaft gerieten, ist bei uns noch nicht endgültig aufgearbeitet. Die Fakten werden langsam bekannt, eindeutige Deutungen gibt es offiziell noch nicht.“

Lu.: „Sie sprachen im letzten Jahr davon, dass in den 80er Jahren sie SU von innen zerstört wurde.“

Kir.: „Ja, noch einmal zum Kriegsverlauf. Im Jahre 1941 war es unsere Truppen sehr schwierig, sich dem Angriff der Deutschen zu erwehren. Aber im Verlaufe des Krieges haben die sehr gut ausgerüsteten deutschen Truppen es nicht geschafft, unser Land endgültig zu zerstören. Wir haben es selber geschafft, uns zu erwehren. Und deswegen kann ich es nicht verstehen, dass unser Land durch politische Entscheidungen in den 80er Jahren zerstört wurde. Mit den 3 Männern meinte ich die 3 Repräsentanten von Russland, der Ukraine und unserem Land, Jelzin, Kraftschok und Schuschekwitsch, die die Einheit der GUS gefährdet haben.“

Lu.: „Müssten aus all dem die Museen hier nicht Friedensmuseen sein?“

Kir.: „Anfang der 90er Jahre hatten wir noch Kontakte zu den Kollegen z.B. von dem Museum der Seelover Höhen in Deutschland. Das dortige Team hatte sich dann in 2 gegensätzliche Gruppen zerstritten. Es herrschten dort dann unterschiedliche Einschätzungen von dem Krieg vor. Wir haben damit gerechnet, dass dieses Thema die Meinungen in Deutschland spaltet. Die Deutschen müssen ihre Rolle im Krieg nach der Wende erneut überprüfen. So ist dann unser Kontakt abgebrochen und ich bin auch sicher, dass damalige Mitarbeiter und vor allem der ehemalige Direktor dort nicht mehr arbeitet. Es ist eigentlich schade, dass unser Kontakt abgebrochen ist, es ist schon eine lange Zeit so.“

Lu.: „Wie können trotzdem einmal versuchen, Kontakte an vielleicht auch unterschiedlichen Stellen herzustellen.“

Hi.: „Abschließend möchte ich das schon erwähnte Buch über die Kriegsgefangenen überreichen und damit den Dank für unsere Kontakte ausdrücken.“

Kir.: „Ich habe schon davon gehört, dass dieses Buch herausgegeben wurde und dachte, dass unser Museum es wohl nicht erhält. Deshalb danke ich euch, dass ich es jetzt durch euch habe. Und ich schlage vor, dass wir noch einmal durch unser Museum gehen. Dazu gibt es jetzt noch eine Bilderausstellung „Andenken und Trauer“, die den Opfern des Krieges gewidmet ist. Diese Ausstellung wird in Deutschland durch die Stiftung „Verständigung und Versöhnung“ unterstützt und die Ausstellung wird im November auch nach Hannover kommen.“

Der Besuch geht auf unsere Übermittlung der Grabfunde aus dem Jahr 2004 an die deutsche Botschaft in Minsk zurück. Diese leitete sie weiter an das Büro des VDK in Minsk. Herr Winterfeldt koordiniert die Arbeit des VDK in Zusammenarbeit mit belarussischen Dienststellen, insbesondere auch denen des Militärs. Es gibt dort eine Gruppe mit einem Offizier an der Spitze, die ihm als Partner zugeordnet ist. Dazu gehört noch ein Sergeant und 4 – 6 Soldaten. Zusammen mit dieser Gruppe suchen sie die Stellen auf, die ihnen benannt wurden, wo also gefallene Wehrmachtsangehörige begraben sind. Im Bezirk Brest und Mogilew ist die Zusammenarbeit gut, weil vieles auch bereits geordnet ist. Allerdings in dem Raum Vitebsk noch nicht. Also der Bereich, in dem auch wir tätig sind und der Bereich, in dem bedingt durch den Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Zusammenhang der sowjetischen Gegenoffensive nahezu 350.000 Wehrmachtsangehörige gefallen sind. Viele sind noch nicht identifiziert. Vieles ist den örtlichen Stellen bekannt, gerade auch noch durch örtliche Zeitzeugen, die immer noch sagen können, wo Tote begraben wurden. Detailinfos gibt es also von vielen, wie wir es in Vitebsk und auch in Boaschekowa erfuhren. Im westlichen Teil Belarus ist die Suche nach den Gräbern und Gräberfeldern leichter, da dort der Rückzug der Wehrmacht geordneter verlief, als hier in dem Raum Vitebsk, wo die ganze Wucht der Gegenoffensive die deutschen Truppen zerschlug. Einige Beispiele von Winterfeldt. Wenn einige Einheiten sich aus dem Kessel von Vitebsk befreien konnten, ließen sie bei ihren Rückzugskämpfen alle schweren Waffen liegen, kamen aber in Gefechte hinein. Und dann musste eine solche Einheit – im militärischen Sprachgebrauch – mittels eines Sturmangriffes den Rückzug wagen mit dem Risiko, dass z.B. bei 800 Soldaten mit einem Verlust, also Gefallenen von 200 gerechnet werden musste. Und dann war es auch oft so, wie er es von einer Zeitzeugin erfuhr, die das als 20-jährige miterlebte, dass die Gefallenen dort mehrere Tage lagen. Sie mussten aber begraben werden, zumal auch die Seuchengefahr bestand. Da man davor auch Angst hatte und die Toten auch nicht mehr berührt wurden, kamen sie alle in Massengräber und man nahm so auch gar nicht mehr die Erkennungszeichen ab. Zuvor hatte man den Gefallenen auch noch die brauchbaren Mäntel und Stiefel abgenommen, das unterließ man aber bezüglich der aufkommenden Seuchengefahr. Herr Winterfeldt erzählte, dass er über seine Arbeit Tagebuchaufzeichnungen gemacht hat, hatte in den verschiedenen Dörfern viele Einzelbeispiele erfahren, wie wir auch. So wurden z.B. die Gefallenen auf Leitern geschoben dann in die Massengräber geworfen. Interessant auch seine Erwähnung über die Grabräuberei. Seine Dienststelle arbeitet z.B. in einer Woche an einer Stelle, dort müssen sie behutsam Schicht um Schicht abtragen, um die dort vermuteten Toten zu exhumieren. Sie werden, und das wissen sie, von den Grabräubern beobachtet. Sind sie zum Wochenende nicht da, erleben sie, dass in der Zwischenzeit diese dann unachtsam nach für sie wichtigen Dingen gesucht haben und dabei zugleich vieles zerstörten. Er benannte eben auch als ehemaliger Militär (Offizier der NVA) das gesamte grauenvolle Dilemma eines Krieges.

Wir konnten Herrn Winterfeldt unsere Ergebnisse von Lepel benennen und zeigen, wie den Platz des ehemaligen Soldatenfriedhofes, auf dem jetzt das Kaufhaus steht. Da wird aus der Sicht des VDK nicht weiter zu verfolgen sein, wie auch an allen anderen Stellen bei zwischenzeitlich bebauten Plätzen nichts weiter verfolgt wird. Anders ist es mit dem ehemaligen Friedhof neben dem Friedhof an der Ulla. Nach Rücksprache mit Sergej Burtue, dem wir 2004 unsere Funde zu verdanken hatten, machte er sich an Ort und Stelle Aufzeichnungen für eine spätere Exhumierung mit dem Ziel der Errichtung eines Soldatenfriedhofes.

Wir gaben ihm dann auch die Adresse aus Boaschekowa und aus Vitebsk. Wir hatten den Eindruck, dass unsere Infos für seine weitere Arbeit hilfreich waren.

Freundschaftsgespräche in Lepel

Chonjak Anatoly Semjonowitsch und Frau, Lepel

(Nr. 5, 18.07.05)

Wir beginnen das Gespräch mit Rückfragen zu dem Besuch der Hamburger Schüler vor einigen Tagen hier in Lepel und Anatoly sagte, dass sie mit ihnen sehr lange gesprochen haben, dabei haben sie einige Besuche gemacht, z.B. im Kindersanatorium und haben die ganze Zeit sehr interessant verbracht. Es war eine angenehme Begegnung.

Ludwig: „Wie haben von dieser Begegnung bereits erfahren und dass die Schüler hier ganz anderes erfahren hatten, als sie aus dem Unterricht kannten.“

Anatoly: „Ja, das habe ich auch gemerkt. Aber es gab einen Veteranen aus Minsk, der die Gruppe begleitet hat und dieser Mann hat unsere Unterhaltungen eigentlich immer gestört. Ich hatte ein großes Interesse, mit der Gruppe zu sprechen, aber dieser Mann störte das Gespräch. Ich vermute, dass er nicht immer das übersetzt hat, was wir gesagt und auch gefragt haben. Er war ein ehemaliger Zwangsarbeiter, war 6 Jahre in Deutschland, und hat die Gespräche immer in diese Richtung seiner Erfahrungen geführt. Es kommt aus dem Belarussischen Republikanischen Verein der Veteranen, er sah nur sein Problem und hat nur seinen Fragen die Aufmerksamkeit geschenkt.

(Das wurde uns später auch von Svetlana Schakura, die die Lepeler Schülergruppe begleitet hat, bestätigt)

Organisiert hat das eine Schule in Deutschland im Zusammenhang mit dem belarussischen Verein. Jetzt ist eine Gegenbesuch von unserer Schule in Lepel nach Hamburg in Vorbereitung“

Ludwig: „Wir freuen uns, wieder bei Ihnen sein zu können und fragen, ob sich seit unserem letzten Besuch einiges verändert hat?“

Anatoly: „Ich kann sagen, dass Lepel frischer geworden ist, viel ist neu gestrichen worden, alles ist sauberer. Das hängt mit dem 60. Jahrestag des Sieges über den Faschismus zusammen. Dieser Tag war sehr gut, es gab viele Ausstellungen dazu.“

Frau A.: „Ob sich das Leben verändert hat, können wir nicht sagen, sagen können wir aber, dass sich das Leben vervollkommen hat“

Anatoly: „Man kann nicht sagen, dass man reifer wurde, aber das Leben wird besser. Die Renten sind gut. Die Versorgung mit Lebensmittel ist auch gut. Das gilt übrigens für die gesamte Republik. Habt Ihr schon unseren Stadtpark besucht? Er ist jetzt neu gestaltet worden. Wenn wir Zeit haben, können wir ihn nachher noch besuchen. Es gibt einen schönen Strand dort und eine Brücke über den Fluss Ulla. Ihr könnt da auch schöne Fotos machen. Vor dem Krieg wohnten in diesem Bereich vornehmlich die Juden. Natürlich wohnten sie auch über die Stadt verstreut. Weil sie aber hier kompakt wohnten, wurde dann das geschlossene Ghetto hier errichtet. Von hier aus wurden sie dann auch nach Tschernobitsch gefahren und dort getötet. Während des Krieges wurde dieser Bereich stark zerstört, aber er ist jetzt gut wieder aufgebaut.“

Ludwig: „Gibt es außenpolitische Veränderungen?“

Anatoly: „Was die innere Politik angeht, so will unsere Regierung unsere Dörfer stärken, es wird dort mehr investiert, es werden Häuser in den Dörfern gebaut, um Menschen dadurch aufs Land zu holen. Dazu gehört, dass mehr landwirtschaftliche Maschinen produziert werden. Lukaschenko hat gesagt, dass die Menschen in der Dörfern dasselbe haben müssen, was die Bewohner einer Stadt bereits haben. So werden sehr viele Staatsgelder dafür ausgegeben. Dieser Plan gilt bis 2010.“

Ludwig: „Das ist ja ein altes russisches Problem, die starken Unterschiede zwischen Stadt und Land; aber das ist ja überall auf der Welt zu beobachten, die Landflucht.“

Anatoly: „Es gibt viele Menschen bei uns, die bei uns umgekehrt aus den Städten aufs Land ziehen. Bereits z.Zt. der Perestroika gab es solche Bewegung – Flucht aus der Stadt in die Dörfer. D.h., wenn es die Perestroika nicht gegeben hätte, hätten wir heute vielleicht eine ganz andere Situation, denn durch sie sind wir etwa 10 Jahre zurückgeworfen worden.“

Frau A.: „Man wollte Demokratie schaffen und so auch die Sowjetmacht vernichten, obwohl zu der Zeit der Staat sehr stark und gut entwickelt war.“

Anatoly: „Es gibt auch eine Verschärfung des Kampfes der baltischen Republiken gegen Weißrussland. Das hängt insbesondere auch mit der Osterweiterung der NATO zusammen. In den Ländern Litauen, Lettland und Estland werden die dortigen Minderheiten verfolgt, die Bildung vollzieht sich nur auf der Ebene der Nationalsprache.“

Hinrich: „Und wie schätzen Sie die Entwicklung in der Ukraine ein?“

Anatoly: „Sehr schlecht, denn es ist ein Schritt der Ukraine in die NATO. Das bedeutet die Zerstörung der Freundschaftsbeziehung zwischen Belarus und der Ukraine, es entsteht eine Notlage, in der sich das ukrainische Volk entwickelt. Viele Betriebe werden geschlossen, die Preise steigen und die Löhne werden nicht ständig gezahlt. All das macht uns sehr große Sorgen.“



Verantwortlich für diese Entwicklung sind nur die USA. Sie haben die Ereignisse der „gelben Revolution“ finanziert, haben das mit organisiert. Z.Zt. werden auf dem Territorium der Ukraine solche Kräfte vorbereitet, die den Machtwechsel bei uns in Weißrussland machen sollen. Das sind Jugendliche, die werden mit falschen Informationen belogen und werden auch noch finanziert. In Weißrussland gibt es keine organisierten Kräfte, die gegen die Regierung auftreten. Deswegen bereitet man solche Kräfte außerhalb Weißrussland vor, damit sie dann in unserer Republik einen Umsturz vorbereiten können. Ihr Ziel ist hier ein Machtwechsel.“

Frau A.: „Die Welt hat Angst vor der Integration von Russland und Weißrussland und der Westen hat auch Angst davor, dass sich die Ukraine wieder dieser Allianz anschließt. Dadurch würde dann wieder ein starker Staat gegründet sein.“

Anatoly: „Die Regierung der USA und die dahinter stehenden Kräfte wollen ihre Macht über die gesamte Welt ausdehnen. Aber dass schaffen sie nicht allein, sondern nur mit den Kräften anderer Länder. Und sie bereiten dann diese Kräfte vor wie im Irak, in Afghanistan, und so ist auch die Tendenz gegenüber den Weißrussen und Weißrussland. Das alles verstehen die progressiven Kräfte in der gesamten Welt und sie treten als Antiglobalisten überall in der Welt auf.“

Ludwig: „Befürchtet man in Belarus Bedrohungen über die USA?“

Anatoly: „Es gibt keine konkreten Bedrohungen; aber es gibt doch die Ängste davor. Ich meine, dass die USA vor unserem Militär und den engen Beziehungen zu Russland Respekt hat. Selbst die Bevölkerung in westlichen Ländern wie England und der USA, sowie Frankreich und Deutschland unterstützen nicht alle ihre Staatspolitik: In England waren es nicht Terroristen aus Asien oder Afrika, sondern Bürger aus dem eigenen Land. Und Amerika möchte auch die Region der Länder von Südostasien stören, dass sie sich nicht zusammenschließen.“

Ludwig: „Hält Belarus den ökonomischen Druck, den sie vom Westen ausgesetzt ist, standhalten?“

Anatoly: „Die Autorität unserer Republik wird immer größer in der Welt. In der UNO sollte unser Land durch eine Resolution der USA verurteilt werden; aber das wurde von den anderen Ländern nicht unterstützt. Russland und vor allem der asiatische Teil Russlands gibt uns sehr viel Kraft, wie auch die Chinesen. Amerika hat Angst vor Russland, China und Indien. Der Hintergrund für die USA ist sehr schwach, es gibt viele Revolutionen gerade in Mittel- und Südamerika. Ich kann nur sagen, dass sich unser Volk sehr einig ist, bei den letzten Wahlen war es so, dass keiner von der Opposition in das Parlament gelangt ist. Was brauchen wir noch mehr an Demokratie? Es ist nur ein Märchen im westlichen Ausland davon, dass wir keine Demokratie haben. Es wird eine falsche Vorstellung von Weißrussland dargestellt. Bezüglich der inneren wirtschaftlichen Entwicklung gibt es zur Verhinderung von Korruption schon durch Lukaschenko eine Art Diktatur. Hier soll es keine Chancen für Wirtschaftskriminelle; solche Menschen haben natürlich Lukaschenko nicht gern. Wenn man solchen Wirtschaftskräften die Freiheiten geben würde, würde das ganze Land darunter leiden. Alfred Nobel hat einmal gesagt, wir müssen nicht die ganze Demokratie bekommen, denn das führt zur Diktatur von Schurken. Ohne Macht gibt es keinen Staat, unsere Industrie funktioniert. Wir exportieren 80 % all unserer erzeugten Produkte. Die Landwirtschaft ist stabil, wir versorgen uns selber mit unseren Lebensmitteln und obendrein exportieren wir auch davon. Was brauchen wir mehr? Unsere Kultur ist hoch, das Gesundheitswesen ist fast kostenlos. Die Bildung steht unter der Kontrolle der Regierung. In der Wissenschaft sind die Menschen, die gute Ideen haben. All das gilt für uns als eine Demokratie.“

Ludwig: „Trotzdem gibt es hier eine Opposition.“

Anatoly: „Ja, sie haben auch ihre Zeitungen und vertreten ihre Meinungen, aber die Menschen hier glauben ihnen nicht. Unsere Opposition sucht keinen Ausgleich, keinen Kompromiss. Sie verurteilt alles. Sie hätten Möglichkeiten zum Mitgestalten, aber sie nutzen diese Möglichkeit nicht und deshalb wird im Westen gesagt, dass sie unterdrückt werden, was nicht stimmt. Hier in Lepel gibt es auch eine kleine Gruppe, ihre Ideen wurden nicht angenommen, sie wurden nicht verhaftet, sie haben sich selber aufgelöst. Abschließend kann ich sagen, dass wir die Unterstützung der Länder wie Russland und China z.B. spüren; zur Ukraine ist es im Augenblick wegen der neuen Regierung noch nicht auszumachen. Alle einfachen Menschen überall in der Welt verstehen uns.“

Hinrich: „Nach diesen politischen Erwägungen haben wir noch einige konkrete Fragen zu unseren Recherchen zum Zweiten Weltkrieg. Da geht es einmal um den Namen Dr. Ernst Rietsch, der von 1941-1942 hier in Lepel und in Vitebsk für die Errichtung und Liquidierung des Ghettos zuständig gewesen sein soll. Ist Ihnen der Name bekannt?“

Anatoly: „Ich höre diesen Namen zum erstenmal. Man muss in einem Archiv in Vitebsk nachschauen, hier in Lepel gibt es ein solches nicht.“

Hinrich: „Die zweite Frage bezieht sich auf zwei Fotos aus einem Lepeler Gefangenenlager und Tagebuchnotizen eines Angehörigen einer Propagandakompanie vom 21. Juli 1941. Wo könnten die beiden Fotos aufgenommen worden sein?“

Anatoly: „Ich war zu dieser Zeit an der Front, von daher kann ich nichts Bestimmtes sagen. Ich vermute, die Fotos sind nicht weit von dem Bahnhof gemacht worden. Augenzeugen werden wir hier in Lepel aber nicht mehr finden, es ist zu lange her. Ich werde die Fotos aber noch mit ins Heimatmuseum mitnehmen, vielleicht kann dort etwas genaueres gesagt werden.“

Hinrich: „Wir haben durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten ein Buch über die Aufklärung der Schicksale von sowjetischen Kriegsgefangenen. Sie arbeiten mit verschiedenen Zentralarchiven, wie CAMO in Russland und Zentralarchiv für Staatssicherheit in Belarus zusammen. Wir wissen, dass gerade die Kriegsgefangenen schlimme Schicksale erleiden mussten. Wie es heißt, wurden sie oft Opfer zweiter Diktaturen. Werden wir hier in Lepel noch ehemalige Kriegsgefangene als Gesprächspartner finden?“

Anatoly: „Wie sie wissen, sprechen sie gerade mit einem. Ich gehörte zu den jüngsten und ich bin schon 86 Jahre alt. Ich glaube, dass Sie kaum noch mit ehemaligen Kriegsgefangenen werden sprechen können, sie leben nicht mehr. Es ist lange her.“

Hinrich: „Darf ich Ihnen dieses Buch der Stiftung über Kriegsgefangenenschicksale überreichen. Es enthält viele Dokumente und ist in deutscher und russischer Sprache verfasst.“

Hinrich: „Eine letzte Frage bezieht sich auf die seelischen Langzeitfolgen für die Betroffenen im Zweiten Weltkrieg. Darüber ist jetzt in Deutschland ein Buch herausgegeben worden, in dem das an den Tätern und Opfern und deren Nachfahren dargestellt wird. Insbesondere wird dabei festgestellt, dass gerade Soldaten, die an Gewalttaten im Krieg beteiligt waren, sie auch im Anschluss an den Krieg in der eigenen Familie weiter verübt haben, sie haben also ihre Gewalt weitergelebt. Zum anderen haben die Kriegsbeteiligten erst nie über ihre Erfahrungen sprechen können, so dass es oft erst jetzt im hohen Alter zur qualvollen Aufarbeitung kommt. Gibt es hier im Land der Opfer des Krieges ähnliche Erfahrungen? D.h., wie sind bei ihnen die Soldaten und Partisanen, die an Kampfhandlungen beteiligt waren, seelisch damit fertig geworden?“

Anatoly: „Meiner Meinung nach gab es bei uns solche Probleme nicht. Zumindest kann ich darüber nicht sagen. Vielleicht gibt es da Einzelfälle, von denen wir nicht gewusst haben. Mit dem Ende des Krieges herrschte die gemeinsame Freude und das Streben nach dem Wiederaufbau des Landes. Insbesondere in Weißrussland waren fast alle Dörfer verbrannt. All diese mussten wir wieder aufbauen. Zuerst lebte man in solchen Erdhütten, als man dann später wieder Geld hatte, wurden die Häuser wieder aufgebaut. Ein Großteil derer, die das alles erlebt haben, leben nicht mehr und die jüngeren Menschen kennen das alles nur aus der Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern. Ein Jahr nach dem Krieg kam ich mit unseren Truppen nach Eilenburg in die Nähe von Leipzig. Unsere sowjetischen Soldaten haben Gefühle von Rache an den Deutschen nicht ausgeübt, weil sie selber die Opfer des Nationalsozialismus waren. Im Gegenteil, unsere Soldaten haben den Deutschen bei der Versorgung geholfen, insbesondere auch den Kriegerwitwen. In dieser Zeit haben wir verschiedene gemeinsame Veranstaltungen unternommen, wie z.B. auch Tanzabende.“

Ludwig: „In Deutschland hat es immer noch eine große Bedeutung, dass russische Soldaten bei Einmarsch deutsche Frauen vergewaltigt haben...“

Anatoly: „Was soll ich Ihnen darauf antworten?“

Ludwig: „Nein, nichts, ich wollte nur sagen, dass es bei uns noch in vielen Köpfen vorhanden ist.“

Anatoly: „Ich kann sagen, dass es zwischen unseren Soldaten und deutschen Frauen Liebesbeziehungen gab. Einige haben dann auch geheiratet. Aber von den groben Sachen wie Vergewaltigungen kann ich nichts sagen. Ein Fall ist mir bekannt von einem betrunkenen Soldaten, der wurde dann streng bestraft.“

Ludwig: „Ich will keinen Vorwurf erheben, aber solche Fälle sind immer beim Eindringen in die Gebiete geschehen und später auch dokumentiert worden.“

Anatoly: „Ein Vergleich, ich war Partisan. Bei uns war es verboten, die Zivilbevölkerung zu berauben. Einzelfälle gab es aber doch. Diese wurden sofort verurteilt und erschossen.“

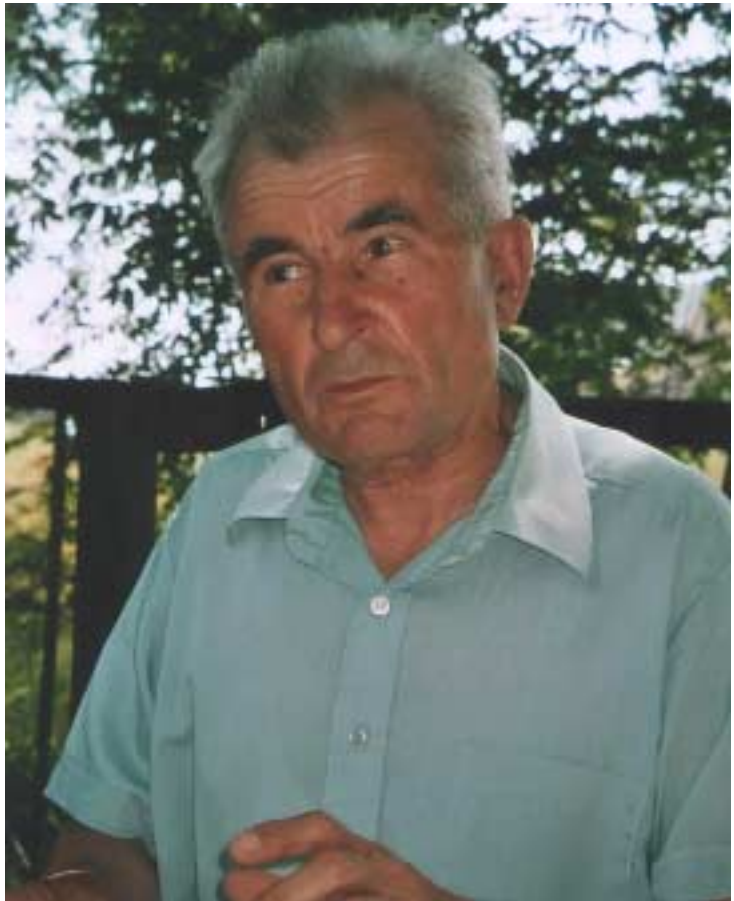
- *Der Besuch schloss wieder mit einem gemeinsamen Essen ab, beide fragten uns nach unserer Vorstellungen von Vitebsk und Chagall, sowie zur Integration der neuen Bundesländer. Es ging erneut um Fragen der Weltpolitik; aber auch um ganz persönliche, so z.B. erneut um den schmerzhaften Verlust für Frau A. durch den Tod ihres Sohnes vor 40 Jahren. Daran leidet sie noch immer. Interessant auch die Wahrnehmung, dass in dem Wohnzimmer alle unsere Fotos sowie Kalender noch hingen. Es war schon beeindruckend, welche Bedeutung für sie der Kontakt zu uns hat. Das zeigte sich auch bei der Verabschiedung. Sie bezeichneten uns als Freunde und auch bereits als Teile von Lepel und sind jederzeit herzlich willkommen. Das alles zeigt die Bedeutung unserer „Freundschaftsbesuche“ auf. -*

Wir begannen mit gezielten Fragen nach noch lebenden ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen, dazu konnte Sigizmund uns keine Angaben machen.

Auf unsere Frage nach den seelischen Langzeitfolgen antwortete er, dass sie nach dem Ende des Krieges an solche Zusammenhänge gar nicht gedacht haben. Sie waren jahrelang vor die Notwendigkeit gestellt, dass zerstörte Land wieder aufzubauen. Das hat viel Kraft gekostet. Es selber habe heute diesbezüglich keine Probleme und er wisse auch nicht von anderen, dass sie heute noch an den Kriegsfolgen leiden.

Zur Erinnerung, er war als Kind Zwangsarbeiter in Deutschland und später Lehrer.

Sigizmund: „Ich erzähle euch einige Geschichten des Krieges. Ein sowjetischer Soldat, ein Flieger war sehr schwer verletzt und eine 17-jähriges Mädchen, eine Krankenschwester, hat ihn gerettet. Sie hat ihn von dem Schlachtfeld in ein Krankenhaus geschleppt und ihn auch geheilt. In diesem Krankenhaus ist dann während einer Kampfhandlung eine Kugel von der Wand abprallend in die Wirbelsäule des Mädchens gedrungen. Darauf hin war sie gelähmt. Dieser Soldat hat dann an seine Frau und Mutter geschrieben mit der Bitte, allen zu sagen, dass er tot sei, denn dieses Mädchen hat mir das Leben gerettet und ich kann sie nicht verlassen.. Eine weitere interessante Tatsache. Ich war in einem Krankenhaus in Vitebsk und mit mir zusammen war dort ein älterer Mann mit dem Namen Geroi, das heißt Held. Er war ein Augenzeuge davon, dass eine Frau ein Schreiben bekommen hat, mit dem Inhalt, dass ihr Mann getötet wurde. Nach dem



Krieg hat sie einen anderen Mann geheiratet und hat mit ihm sehr gut zusammengelebt. Aber der Mann, der scheinbar tot war, ist wieder zurück gekommen. Und die Frau wusste nun nicht, was sie machen sollte, denn ihr Ehemann war gut und der ehemalige auch. Es wurde dann so entschieden, die eine Woche lebte sie mit dem einen und die andere Woche mit dem anderen Mann. Ich möchte nun fragen, warum lebt man in solchen Feindschaften, hier die Russen, da die Deutschen. Das wurde mir besonders deutlich, nachdem die Schülergruppe aus Hamburg wieder zurückgefahren war, ich hatte richtig Sehnsucht nach ihnen. Seit 17 Jahren bin ich Rentner, aber die Mehrzahl der Menschen hier sagen mir, ich sei noch nicht so alt. Ihr sitzt mir hier so gegenüber, aber war habt ihr mir schlechtes gemacht? Es gibt keinen Anlass für Böses.“

Ludwig: „Die einfachen Menschen wollen keinen Krieg. Aber wie haben denn die deutschen Schüler die Berichte aufgenommen?“

Sig.: „Ich habe z.B. von dem NKWD erzählt. Diese sind immer nachts gekommen und am Morgen waren sie und einige Bürger fort. Niemand hat gesehen, wer diese Menschen waren. So hatten die Menschen in der Dörfern Angst, schlafen zu gehen. Eines Tages sind wir aufgestanden und man sagte uns, Vanderewitsch ist weg und bis heute wissen wir nicht, wo er ist. Ich habe ein Buch von zwei Mitgliedern der Regierung gelesen. Sie waren vor dem Krieg verurteilt und in ein Lager geschickt, haben das überlebt und sind zurückgekommen. In diesem Buch haben sie auch etwas über Lepel geschrieben. Sie schrieben von denen, die immer geschwiegen hatten, wenn von der Regierung jemand gekommen ist. Dieses Schweigen

war eine Art Protest gegen die sowjetische Regierung. Diese Beispiele findet man heute in den einzelnen Büchern der Heimatmuseen. Man hat all diese Unterlagen, da während des Krieges sie aus jeder Stadt kommend in Moskau gesammelt wurden auf der Ebene des KGB's. Wenn z.B. meine Hühner in dem Gemüsegarten meines Nachbarn waren und diesen ruiniert hatten konnte ich sagen, dass mein Nachbar polnische Zigaretten rauche und somit konnte er zugleich ein Spion für Polen sein. Also, man war nicht geschützt, es konnte jeden Menschen treffen. Es gab eine Art von Gericht, drei Männer aus dem NKWD, die auch sofort die Betroffenen erschießen konnten. Sie kamen ohne Begründung aus. Ein Beispiel, drei Männer sitzen zusammen, zwei rauchen und bieten dem dritten auch eine Zigarette mit der Begründung an, dass Stalin auch rauche. Der sagt, diesbezüglich ist Stalin für mich keine Autorität. Das wurde weitergegeben, man sah diesen Mann nicht wieder. Noch einmal, ohne irgendwelche Begründungen sie die Menschen einfach erschossen worden. Heute schreibt man nun viel darüber, es gibt viele Debatten darüber, wer Stalin wirklich war und auch über die Männer, die in seiner Nähe waren. Ich habe auch gelesen, als Stalin gestorben war, wurde jemand bestimmt, eine Inventur von den Sachen zu machen, die Stalin gehörten. Und das waren nur seine Kleidungsstücke, nichts mehr. Oder denken wir heute an unseren Präsidenten Lukaschenko. Die Opposition behauptet, dass es viel Geld für sich unterschlagen hat und das auf irgendeiner Bank in der Welt deponiert hat. Ihnen sagt er, dass sie das Konto benennen sollen und sie würden dann das dort vermutete Geld bekommen. Er hat keine Datscha wie viele andere. Es gibt bei ihm keinen Unterschied zwischen dem was er sagt und dem was er tut. So auch sein Kampf gegen die Korruption, obwohl andere darin verwickelt sind. Sein Kampf gegen den Alkoholismus ist anders als der damals von Gorbatschow. Alkohol ist genügend vorhanden, aber man muss vernünftig damit umgehen. Ich bin 77 Jahre alt, ich habe nie geraucht, Wodka habe ich nur an besonderen Feiertagen getrunken. So glauben mir viele nicht, dass ich schon so alt bin. Ich habe so auch noch nahezu alle Zähne.“

Ludwig: „Aber warum lässt Lukaschenko nach all den guten Bekundungen nicht die Opposition zu?“

Sig.: „Ich muss sagen, dass unsere Opposition nicht so gut ist. Jeder Staat hat eine Opposition. Lukaschenko gefällt mir, ich weiß, dass er anderen nicht gefällt. Aber es ist jetzt hier so, dass die reichen Leute immer reicher und die armen immer ärmer werden. Am 26. April versammelte sich die Opposition, am Tag der Tschernobylkatastrophe, und Lukaschenko sagt zu diesen Leuten, fährt mit mir in das Tschernobylgebiet. Es macht also jedes Jahr eine Fahrt durch diese Gebiete, aber kein Mitglied der Opposition ist dabei. Was ist das für eine Opposition?“

Ludwig: „Wenn die Opposition so schwach ist, könnte er sie doch gewähren lassen. Aber wie sieht es mit der Entwicklung der Privatisierung aus?“

Sig.: „Ich habe nichts gegen die Privatisierung. Vor der Revolution war auch alles privatisiert. Ich weiß auch noch, dass mein Großvater und zum Teil auch noch mein Vater Reichtümer hatten. Aber z.Zt. ist es so, dass z.B. ein Mann ein großes Haus baut oder kauft und dazu auch noch zwei Autos hat. Für die Mehrheit ist aber die Situation ähnlich wie vor 1989 geblieben. Es gab bei uns in der ersten Hälfte der 90er Jahre Papiere, die „Eigentum“ hießen, ich habe auch solche. Aber als Lukaschenko kam, ist es damit vorbei, sie gelten nicht mehr. Oder das Beispiel von Tschubai aus Russland, der für die gesamte Elektrizität zuständig ist. Ist er das für das Land oder ist das alles Privateigentum geworden? Es gab jetzt in einer Moskauer Zeitung ein Interview mit Putin und darin gibt es einen interessanten Satz. Der bezieht sich auf ein Gesetz, das die Eigentumsfrage bezüglich der Wälder betrifft. Dieser Journalist sagt, dass man das Wort Privatisierung überhaupt diesbezüglich streichen muss. Denn m.E. kann man den Wald nicht besitzen, denn in einem privaten Wald dürfen die Menschen nicht spazieren gehen oder Beeren sammeln. Mein Vater hat vor der Revolution bei einem Gutsherrn gearbeitet und um in den Wald zu gehen und um Pilze zu sammeln gebraucht man eine Karte, dafür musste man einen Tag arbeiten. Heute können wir das alles gratis haben.“

- die weiteren Bemerkungen dazu nicht aufgeschrieben –

Sig.: „Jetzt werden bei uns in Lepel die Kirchen gebaut. Aber es ist interessant zu fragen, wie lange sie stehen werden. Wir haben eine Katholische Kirche, die wurde bereits vor vielen

Jahren gebaut. Sehr viele Kirche waren bei uns zerstört worden. Aber es gibt auch solche, die man gar nicht zerstören konnte, da sie zu fest gebaut waren, wie übrigens auch bei manchen Gutshäusern. Da ist mir selber ein Beispiel bekannt, in dem Ort, in dem ich groß geworden bin. Einer der Nachkommen wollte das Gutshaus seiner Vorfahren auf eigene Kosten wieder aufbauen, aber er erhielt von den Behörden keine Genehmigung.“

- auch hier Geschichtchen, die ich nicht aufgeschrieben habe –

Zu unseren Nachfragen nach noch lebenden ehemaligen Kriegsgefangenen konnte Sigizmund keine Angaben machen, die Zahlen nach den ehemaligen Zwangsarbeitern sind 2005 noch 63 Minderjährige benannt, im Jahre 2004 waren es noch 101.

Er erzählt dann von seinem – uns bereits bekannten – Weg seiner Zwangsarbeit, sowie von der Begegnung der Hamburger Schülern hier in Lepel.

Konjak Ekatherian Felizowa, Dorf Zamosche

(Nr. 6, 20.07.05)

Während des Krieges als Zwangsarbeiterin in Deutschland, anschließend Lehrerin.

Ekathanria: „Sie sagten mir bei ihrem letzten Besuch, dass sie über Ihre Gespräche ein Buch herausgeben wollen.“

Ludwig: „Ja, das ist dieses hier und hier die Seite von dem Gespräch mit ihnen und einem Foto. Wir freuen uns, mit Ihnen unserer Gespräche fortzusetzen.“

Ek.: „Ja das ist gut so, wir müssen Freunde bleiben.“

Lu.: „Hat es im letzten Jahr in Ihrem Leben, hier in dem Ort und in Belarus Veränderungen gegeben?“

Ek.: „In meinem persönlichen Leben hat sich gar nichts verändert, ich lebe weiter so, wie ich bisher gelebt habe. Im Dorf hat sich einiges verändert, denn wir merken, dass seitens der Regierung den Dörfern mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Alle Neuerungen in den Dörfern sind schon zu sehen.“

Hinrich: „Was sind die Gründe für derartige Veränderungen?“

Ek.: „Aus den Dörfern kommt alles wie Leinen, Lebensmittel, Kartoffeln, Milch, Holz in die Städte. Ohne die Dörfer können die Städte nicht leben. Aber das Leben auf den Dörfern ist viel schwieriger als in den Städten. Man beginnt früh am Morgen zu arbeiten und das bis spät in die Nacht. Die Lebensbedingungen sind ganz anders. Um etwas zu kaufen, muss man in eine Stadt fahren. Um also das Leben in der Dörfern zu verbessern, schafft man Geschäfte, Schulen und z.B. Krankenhäuser in ihre Nähe, ebenso, wie es in den Städten ist. Wir brauchen jetzt also nicht mehr in die Kreisstadt zu fahren, um einen Arzt zu besuchen, jetzt kommt der Arzt selber zu uns und besucht uns. Und die Jugend braucht auch Orte und Plätze, wo sie sich nach der Arbeit erholen kann. So werden Clubs errichtet oder auch Sportstadien.“

Lu.: „Ich denke, dass ist eine kluge Politik, um der Landflucht zu begegnen.“

Ek.: „Ja, dem stimme ich zu. Man hätte aber mit solcher Politik bereits in den 70er Jahren beginnen müssen. Ich weiß, da mein verstorbener Mann hier als Biologe Direktor der Schule war, wollte er die Landwirtschaft hier im Umkreis weiter entwickeln. Als erstes haben wir dann die Gärten mit den Schülern verbessert oder auch neu angepflanzt. In einem Dorf von hier 2 km entfernt gab es eine Schule, sie war aus Lehm gebaut und dann nicht mehr zu benutzen. So mussten die Schüler über 7 km zu einem anderen Dorf gehen. So hat sich mein Mann dafür eingesetzt, hier eine neue Landwirtschaftsschule zu gründen. In dieser Schule gab es dann einen Naturschutzzirkel, dann Bienenamateure, Gärtnerausbildung, Ausbildung für die Försterei und auch Feuerwehr. An dieser Schule haben wir dann von 1961 bis 1979 gearbeitet. Hier gab es eine Kolchose, dem 1. Mai gewidmet. Diese ist dann durch den Einfluss unserer Schule immer erfolgreicher geworden. Die Komsolmolz - Organisation war hier sehr groß, sie haben hier in einem kleinen Haus einen Club aufgebaut, haben dazu noch Zimmer angebaut. Dafür benötigten sie Geld und haben durch Anbau und Verkauf von Kohl das verdient. Ich spiele auch ein Musikinstrument und habe dadurch einen Liederzirkel geleitet. Unsere Kolchose wurde dann aber an eine andere angeschlossen, dadurch kam unser Zentrum in das Dorf Suscha und so wurde das hier immer schwächer. Hier wurde das dann nicht mehr gebraucht und es verkam, das erwies sich dann als Fehler. Und von daher sagen wir heute mit einem gewissen Vorwurf, dass wir schon damals die Land-

wirtschaft entwickeln mussten. Die jungen Menschen haben das Dorf weitgehend verlassen. Und deswegen sage ich, man musste bereits in den 70er Jahren mit der Entwicklung beginnen, mit der man in dieser Zeit erst startet.“

Lu.: „Bei uns liest man, dass die Landwirtschaft den Preis für die Industrialisierung bezahlt hat.“

Ek.: „Ja, die älteren Menschen können keinen Beitrag mehr für die Entwicklung der Landwirtschaft leisten. Deswegen entwickelt sich die Industrie in den Städten viel besser, da dort die Berufstätigen leben.“

Lu.: „Gab es in den Kolchosen eine Art Mitbestimmung?“

Ek.: „Als wir hier die Sowchase hatten, war es möglich. Es gibt noch eine Art von Zusammenschluss, die Sowchase. Dort wurde alles von oben bestimmt. Hier wurden drei Kolchosen zu der einen Sowchase mit dem Zentrum in Suscha zusammengeschlossen. Wir konnten dann nicht mehr allein über unsere Tiere, die Pferde und unser Auto entscheiden. Unsere Schule, von der vorher sehr gute Impulse ausgingen, nahm auch an Ausstellungen in Moskau teil. Dort wurden alle Erfolge der Landwirtschaft in der UdSSR präsentiert. Wir hatten einen sehr schönen und informativen Stand aufgebaut, das alles in Absprache mit dem Kolchosenchef.“

Die



Entwicklung in der Sowchase verlief dann schlecht.

Schlecht war, dass wir selber nicht allein entscheiden konnten. Vor 10 Jahren war es hier in der Landwirtschaft gut, dann wurde es leider wieder schlechter, das bedeutete dann auch das Ende vom Kolchoschef und den Fachleuten, es musste alles eingeschränkt werden wie die Bearbeitung der Felder. Deswegen geht es der Sowchase heute auch nicht gut. Trotzdem müssen die Kolchosemitglieder bezahlt werden und wenn das nicht geschieht, werden die Verantwortlichen nach einer Verordnung von Lukaschenko streng bestraft. Insofern ist es natürlich für die Arbeiter viel besser, da sie ihren Lohn bekommen. Diese sind jetzt auch höher als früher, wie auch die Renten.“

Lu.: „In unseren Gesprächen hören wir immer von einer Befürchtung gegenüber der USA.“

Ek.: „Ich schätze das Verhältnis der US-Politik uns gegenüber als sehr schlecht ein. Die Politik der USA ist sehr aggressiv und sie handeln entsprechend. Aber sie werden uns nicht in die Knie zwingen. Dagegen führt Lukaschenko für uns die richtige Politik. Wir werden uns vor der USA nicht verbeugen, wenn auch teilweise die EG die USA unterstützt.“

Hinrich: „Ich möchte jetzt noch einige Fragen zu unserem Themenbereich Zweiter Weltkrieg stellen. Bei uns gibt es ein in diesem Jahr herausgegebenes Buch, in dem über die seelischen Langzeitfolgen von Kriegserfahrungen geschrieben wird. Das bezieht sich auf die Täter und Opfer, wie gerade auch auf ihre Nachgeborenen. Können Sie uns sagen, wie die

Menschen hier in Belarus, die den Krieg erlebt haben, mit den Gewalterfahrungen umgegangen sind?“

Ek.: „Ich kannte eine Frau bei uns im Dorf, die sehr krank war. Sie aus einem KZ zurückgekommen. Drei Familien aus unserem Dorf wurden nach Deutschland deportiert. Es ist also nur diese eine Frau gewesen, die mit psychischen Problemen zurückgekommen ist. Solche Folgen sind bei uns nicht so verbreitet. Aber bei der mir bekannten Frau waren es eindeutig Folgen des Krieges. Sie hatte in Deutschland in einer Fabrik gearbeitet, sie wurde einmal von einer Brücke in den Fluss geworfen, sie wurde auch gefoltert. Einzelheiten konnte sie mir nicht mehr erzählen, sie wurde insgesamt nicht damit fertig. Sie zog sich dann später hier in den Wald zurück und ist auch dort gestorben. Aber nur dieses einzige Beispiel ist mir bekannt.“

Hi.: „In dem angesprochenen Buch wird auch berichtet, dass deutsche Soldaten nach dem Krieg ihre Gewalterfahrungen in den Familien weitergelebt haben, insbesondere an eigenen Kindern wurde Gewalt ausgeübt. Sind ihnen auch diesbezügliche Beispiele von ehemaligen Kriegsteilnehmern bekannt?“

Ek.: „Bei uns gab es so etwas nicht, in unserem Dorf nicht, auch nicht in dem Dorf, in dem ich geboren wurde. Vielleicht gab es so etwas in anderen Gegenden oder Städten, aber ich habe davon nie etwas gehört oder gelesen. Für mich war es ziemlich leicht mit meinen Erlebnissen und Erfahrungen im Krieg und der Zeit meiner Zwangsarbeit in Deutschland fertig zu werden.“

Hi.: „Was hat Ihnen dabei geholfen?“

Ek.: „Ich bin mit meiner Mutter und meinen Schwestern nach Hause gekommen, wir haben hier einen Keller gebaut und haben dort gewohnt. Und dann haben wir gearbeitet und gearbeitet. Wir haben gar nicht an das Vorherige gedacht. Als ich zurück war, durfte ich noch nicht arbeiten, da ich zu jung war. Deshalb kam ich in das Grodnoer Gebiet als Helferin auf einen Hof. Das Ziel war für mich einfach Lernen. Das dortige Dorf war auch verbrannt, es bestand aus lauter Kellern. Es war noch keine Schule da. Ich habe so bei einem Bauern gearbeitet, es gab noch keine Kolchose. Es gab nur eine, die auf einem ehemaligen Gutshof entstanden war. Es bestand ein Gesetz der Sowjetmacht, dass die Kinder, die schon alt genug sind, jetzt die Schule besuchen müssen und nicht mehr auf dem Hof arbeiten dürfen. So musste ich dann im Winter die Schule besuchen. Im September musste ich noch auf dem Feld arbeiten und im kommenden Frühling die Schule früher verlassen. Dort habe ich drei Jahre gearbeitet und gelernt. Ich bekam jährlich dafür 150 Rubel und 8 Pfund Brot. Die Mutter und eine Schwester sind dann gekommen und haben es geholt. Es war alles natürlich nicht genug, aber es war genug dann, wenn man nichts hat.“

Hi.: „In unserem letzten Gespräch sagten sie, dass sie die Entschädigung für Ihrer Zwangsarbeit als nicht angemessen für das Leid, dass die Deutschen ihnen angetan hatten, empfinden. Zwischenzeitlich haben wir gehört, dass auch ehemalige Zwangsarbeiter darauf verzichten haben, einen Antrag auf Entschädigung zu stellen. Sie wollten sich nicht in der belarussischen Gesellschaft nicht als solche zu erkennen geben.“

Ek.: „Solche Menschen kenne ich nicht. Ich habe darauf nicht verzichtet. Ich selber habe genug Geld und wäre ohne das Geld auch ausgekommen.“

Hi.: „Nach unseren Informationen haben sie darauf verzichtet, weil sie wie die ehemaligen Kriegsgefangenen nach ihrer Rückkehr nach Belarus wenig anerkannt wurden.“

Ek.: „Das kann ich nicht bestätigen. Auch als Vorsitzende des Sowjets der Zwangsarbeiter von Lepel sind mir solche Fälle nicht bekannt. Ich selber brauchte auch nicht für den Antrag meine Unterlagen zusammen suchen, diese lagen schon alle im Oblast in Vitebsk. 1992 erhielt ich einen Brief, in dem alle Angaben bestätigt wurden, insbesondere auch, dass ich selber während des Krieges keine Verbrechen begangen habe, insbesondere auch nicht gegen mein eigenes Volk. So ist es nahezu allen anderen auch gegangen.“

Hi.: „Jetzt noch eine Frage zu den Kriegsgefangenen. In Deutschland ist in Zusammenarbeit mit russischen und belarussischen Archiven ein Buch über die Schicksale von belarussischen Kriegsgefangenen herausgegeben worden. Darin wird berichtet, dass sie oft auch Opfer zweier Diktaturen wurden. Sind ihnen Kriegsgefangene hier in der Region bekannt?“

Ek.: „Bei uns im Dorf gibt es keine Kriegsgefangene, auch in dem Dorf, in dem ich früher lebte, gab es keine. Vielleicht gibt es welche im Kreis Lepel.“

Hi.: „Wir wissen, dass um etwa 57 % der sowjetischen Soldaten die deutsche Kriegsgefangenschaft nicht überlebt haben. Kann das damit zusammenhängen, dass so wenig Kriegsgefangene zurückgekommen sind?“

Ek.: „Es ist richtig, dass viele das nicht überlebt haben. Aber ich habe nichts davon gehört, dass Kriegsgefangene aus Deutschland zurückkamen und hier dann erneut verurteilt wurden. Und zu den Kriegsgefangenen kann ich nur sagen, dass sie alle gestorben sind, Sie werden dort keinen mehr als Gesprächspartner finden.“

Lu.: „Und wie war ihre Rückkehr?“

Ek.: „Wir sind im Oktober 1945 zurückgekommen und dabei hat man uns sogar geholfen. Wir mussten uns vor keinem Gremium rechtfertigen. Man gab uns dann ein Stück Ackerland und wir konnten dann später pflanzen und davon ernten.“

Hi.: „Und wie ist es denen ergangen, die für die Deutschen gearbeitet haben?“

Ek.: „Ich weiß nur, dass die Menschen bei uns, die in der deutschen Verwaltung hier gearbeitet haben und die Polizisten, verurteilt wurden. Einige wurden zur Zwangsarbeit in den Osten verurteilt. Davon gab es einige im Kreis Lepel, sie sind aber alle wieder zurückgekommen.“

Lu.: „Ist es denn möglich, mit einigen dieser Menschen noch zu sprechen?“

Ek.: „Ich kann dazu nichts sagen, ich weiß nur, dass es irgendwo im Kreis noch solche Menschen leben. Hier jedenfalls gab es keine Polizisten.“

Lu.: „Wir hören in unseren Gesprächen immer wieder, dass in den Dörfern Weißrussen von den Deutschen erschossen wurden, was waren die Gründe dafür?“

Ek.: „Der Grund dafür war, dass in unseren Wäldern sehr viele Partisanen waren. Deswegen wurde zuerst unser Dorf verbrannt und dann sollten wir, wie ich beim letzten mal bereits sagte, alle erschossen werden. Die Gräber waren schon ausgehoben, das Erschießungskommando stand schon bereit. Die alten Menschen von uns hatten noch gesagt, dass wir die Kissen, die wir bei uns hatten zerreißen sollten und die Federn in die Luft werfen sollten, so dass man uns beim Fliehen nicht sehen kann. Wir waren bei unserer Mutter zu fünft. Wir standen um unsere Mutter herum, die Kleinste war noch auf dem Arm, wir umfassten unsere Mutter, um beim Erschießen dann gemeinsam in das Grab zu fallen. Dann fährt ein Auto mit weißer Fahne vor und es wurde der Befehl gegeben, dass wir alle in ein Lager in einem anderen Dorf gehen mussten. Wir kamen dann in einen Stall, dessen Türen zugenagelt wurden und nur die Kleinsten konnten dann durch Löcher nach draußen kriechen. Dadurch bekamen wir von den Bewohnern des Dorfes etwas zu essen. Später wurden wir dann, wie sie wissen, alle nach Deutschland deportiert.“

Hi.: „Wir sind natürlich als die Kindergeneration der Deutschen, die diesen Krieg geführt haben, beschämt über die Freundlichkeit, die uns immer wieder bei unseren Gesprächen begegnet. In dem bereits erwähnten Buch über die Spätfolgen steht, dass die Kinder und Kindeskinde der deutschen Täter behaupten, dass ihre Eltern oder Großeltern keine Täter gewesen sind, sie leugnen und verdrängen. Das ist nicht unsere Meinung. Aber wie reagieren sie darauf, wie in Deutschland über die Kriegsschuld gedacht wird?“

Ek.: „Die Schuld liegt ganz eindeutig auf den Schultern der deutschen Regierung. Aber es haben auch einzelne Soldaten Schuld auf sich geladen. Es gab auch Fälle, dass ein Soldat ein Kind genommen hat und mit dem Körper auf einen Zaun aufgespießt hat. Die Kinder, also die nachfolgende Generation hat keine Schuld an diesem Krieg.“

Lu.: „Waren dass SS-Kommandos oder Wehrmachtsgruppen?“

Ek.: „Es wären nicht so viele Verbrechen geschehen, wenn es nur die SS-Gruppen gewesen wären, die diese Taten begangen hatten.“

Lu.: „Das deutsche Volk hat diesen Krieg mitgetragen und deshalb sind eigentlich alle Deutschen schuld, die damals gelebt haben.“

Ek.: „Es gab eine Frau in Deutschland, als ich zur Zwangsarbeit dort war, die sagte, dass sie ihren Mann während des Ersten Weltkrieges verloren hat und zwei Söhne während des Zweiten Weltkrieges. Und diese Frau hat dann gesagt, dass Hitler für Deutschland ein Held sei. Und so stimme ich dem zu, dass alle schuldig sind.“

Hi.: „Da wir ja bald wieder nach Deutschland zurückfahren, frage ich sie, wie im vergangenen Jahr nach ihren Wunsch, den ich für sie mitnehmen soll.“

Ek.: „Was soll ich noch wünschen? Ich wünsche, dass zwischen uns alle Probleme in Freundschaft durch Gespräche gelöst werden. Und so sind Treffen und Gespräche zwischen

uns und den Jugendlichen aus Deutschland und Weißrussland wichtig und notwendig. Das ist mein Wunsch. Vor kurzer Zeit am 6. Juli war ja hier in Lepel auch ein Treffen zwischen Lepeler Schülern und Schülern aus Hamburg. Wir Veteranen nahmen auch daran teil.“

Hi.: *„Das heißt also, dass gemeinsame Treffen zur Überwindung der schrecklichen Kriegsergebnisse und somit zur Versöhnung beitragen.“*

Ek.: „Versöhnung ist gut, wir müssen alle komplizierten Fragen zusammen besprechen und auch beantworten.“

Hi.: *„Nun wissen sie, dass aber das Verständnis zwischen unser beiden Regierungen nicht so gut ist.“*

Ek.: „Dazu kann ich nur sagen, dass man die Deutschen über unser Land, über uns Menschen, über unser Leben und unsere Arbeit informieren muss. Bei uns ist es so, dass die Regierung alle Fragen mit dem Volk bespricht, wie z.B. bezüglich der Verkehrsregeln oder des Telefonierens. Es sind bei uns keine Stalinzeiten mehr, dass, wenn über einen Menschen ein anonym Brief geschrieben wurde, er gleich verschwunden ist. Jetzt ist die Situation ein ganz andere. Der Präsident und seine Mitarbeiter fahren in das Gebiet, in die Städte, in die Dörfer, wenn ein Problem entsteht. Dabei werden dass alle Fragen gelöst. Es ist sehr nützlich für uns, dass sie in ihren Berichten über unser Land und die Menschen berichten.“

Filipowa Anna Ignatjewitsch, Lepel (ehem. Partisanin)

(Nr. 7, 19.07.05)

Hinrich: *„Wir freuen uns, dass wir Sie nach einem Jahr wiedersehen.“*

Anna: „Ich bin immer froh, gute Menschen zu sehen, die für den Frieden in der Welt stehen. Frieden und Gesundheit sind die Hauptsäulen, alles andere ist nicht so wichtig. Stimmt ihr dem zu?“

H.: *„Ja, das tun wir. Hat sich in Ihrem persönlichen Leben und in Belarus sowie Lepel etwas verändert?“*

A.: „Ich habe bemerkt, dass sich bei uns doch etwas verändert. Erstens bin ich sehr froh, dass wir einen sauberen Himmel haben. Innenpolitisch ist es bei uns sehr stabil, bei uns gibt es keine Bin Ladens. Leider gibt es in allen anderen Ländern solche. Reichtum und Geld ist nicht das wichtigste, das wichtigste ist die Gesundheit. In unseren Krankenhäusern herrscht Ordnung, es hat sich alles verbessert. Was kann ich von Lepel sagen? Das hängt eigentlich alles von der Bevölkerung ab. Es fehlt doch noch etwas an der Kultur, an einem guten Verhältnis unter den Menschen. Aber es gibt doch mehr Ordnung als im letzten Jahr. Die Zäune sind besser geworden, es fehlt hier an keinen Lebensmitteln. Um Lepel herum gibt es viele gute Dörfer und so gibt es immer Brot und Milch.“

H.: *„Von dieser Zufriedenheit haben wir in den bisherigen Gesprächen viel gehört.“*

A.: „Es ist wahr, dass die Menschen hier zufrieden sind. Wir freuen uns, dass hier nicht solche terroristischen Aktionen wie in England passieren. Die Truppen müssen aus dem Irak abgezogen werden. Bei Hussain war es schlecht, aber was ist durch die Amerikaner besser geworden? Die Kinder verhungern dort, werden ermordet. Wenn dem Irak unter Hussain erlaubt wäre, Öl zu verkaufen, wäre es dem Irak und den Menschen besser ergangen. Obwohl ich mit 83 Jahren schon alt bin, sehe und erkenne ich in der Weltpolitik alles. Ich möchte euch etwas sagen. Dass das, was mit dem Irak geschah, habe ich bereits zwei Jahre vor dem Irakkrieg gewusst. Als das dann geschah, hat man mich gerufen und gefragt, woher ich das wisse. Aber ich weiß es nicht, woher. Nehmt das auf, dass vielleicht in den USA auch noch ein Terrorakt auf ein Atomkraftwerk geschieht. Dabei können Millionen von Menschen getötet werden. Und im Anschluss daran wird es keinen Krieg mehr geben. Vielleicht geschieht so etwas auch in Russland, das aber wird von den Amerikanern gemacht. Aber ich weiß nicht, wann. Ich habe auch schon dem Putin ausrichten lassen, dass die Atomkraftwerke besonders bewacht und geschützt werden müssen. Ich spüre das, ich weiß aber nicht warum. Vielleicht geschieht etwas mit Atom in Russland und dann in Amerika.“

Ludwig: *„Die USA drohen jetzt direkt auch schon Belarus.“*

A.: „So lange Lukaschenko bei uns an der Macht bleibt, wird hier die innere Ordnung herrschen. Und wenn diese Ruhe hier gestört wird, wird die Situation ähnlich wie in der Ukraine, in Georgien und in Russland werden. Und wenn ich hier an die Menschen denke und mit

ihnen spreche, erfahre ich, dass 80 % für Lukaschenko sind. Wir sind nicht reich, Korn und Brot haben wir genug. Das und unseren sauberen Himmel haben wir schon und das ist genug.“

L.: „Die USA wollen, dass sich Belarus wirtschaftlich wie Russland entwickelt.“

A.: „Den USA gefällt es nicht, dass es bei uns so ruhig ist. Ein jüdischer Schriftsteller Golda hat von 200 Jahren geschrieben, wir, ein Volk von Visionisten müssen die ganze Welt beherrschen. Es gibt gute Juden, aber ich möchte euch sagen, dass 80 – 90 % der Juden Verräter sind. Und diese möchten die Welt erobern und beherrschen. Man sagt, dass die neue amerikanische Außenministerin Condoleezza Rice aus Afrika oder Indien stammt, aber sie ist eine echte Jüdin und kommt nach Europa und sagt, dass man Belarus vernichten muss. Sie ist eine Zionistin.“

L.: „Aber Bush ist kein Jude.“

A.: „Sehen sie auf den Kreml in Moskau. Jelzin ist ein Jude, Putin ist ein Jude, Chernomadin und viele andere auch. In den Banken sitzen die Juden. Aber das russische Volk ist dagegen und will sich der amerikanischen Übermacht erwehren. Es kann sein, dass Russland ohne einen Kampf dem Gegner zufällt, wie es Hitler gelang, fast ohne Kampf bis hier her zu kommen. Es kann so sein, dass das schon viel von Russland abgegeben wird, aber das russische Volk steht wieder auf und bleibt unbesiegbar. Es hängt alles von dem Volk ab. Man muss sich auf solche Weise wehren, wobei die Nationalität keine Rolle spielt, egal ob Russe, Ukrainer oder Belarusse. Der Ausweg liegt in der Vereinigung dieser Völker. Der Krieg in Tschetschenien z.B. ist durch den Banditentum entstanden. Amerika bereitet solche Gruppen gegen Russland vor und sie arbeiten mit Bin Laden zusammen. Ich weiß ja, wie unsere Generäle den Krieg geführt hatten und ich hätte solche Generäle nach Tschetschenien geschickt, die den Krieg dort in drei Monaten beendet hätten. Ich hätte sie wie auch die Soldaten ausgesucht, dabei hätte ich auf ihre Augen geachtet. So hätten wir die Banditen dort sehr schnell vernichtet. Wir brauchen insgesamt eine gute Aufklärung. Als Hitler nach uns kam, hatten die Truppen viel erobert. Als wir dann aber eine gute Aufklärung im Hinterland geführt hatten, begann sich das Kriegsgeschehen zu ändern und der Krieg ging dann bald zu Ende. Eine interessante Oma, nicht wahr.“



H.: „Ja, das kann man wohl sagen.“

A.: „Aber woher ich das alles weiß? Ich spüre das. Es gibt eine Oma hier in Lepel, die gelähmt ist und ihre Töchter leben im Norden Russlands. Diese Oma behandle ich hier im Winter. Und ihr schreibt eure Berichte über unsere Gespräche für den Frieden und Stabilität in der Welt?“

H.: „Ja.“

A.: „Damit also unsere Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder ohne Krieg leben können. Aber das verstehen alle Menschen sicher nicht? Denn wenn ich heute an die weltweite Umweltverschmutzung durch die vielen Autos denke, habe ich Bedenken. In meiner Kindheit musste ich viel laufen, denn die Schule war 25 km entfernt. Das alles war für die Gesundheit besser. Und so war unser Leben, zu dem auch viel Arbeit gehörte, schöner. Heute glauben viele Menschen an Gott, aber es gibt doch keinen Gott. Denn, wenn Gott wirklich existierte, gäbe es keine Kriege. Religion ist Opium für das Volk, hat Lenin gesagt, auch Marx und En-

gels zuvor. Sei gut, liebe deinen Nächsten, deine Mitmenschen und deine Verwandten. Heute werden hier aber Großmütter von vielen Menschen bestohlen. Viele sagen heute Gott, Gott, Gott, aber wo ist Gott? Aber die Faschisten haben so viele Kinder getötet, warum ist das so passiert? Kleine Kinder sind unschuldig. Und wenn ich dann an die denke, die während des Krieges für die Deutschen gearbeitet haben, das waren Verräter, die waren noch schlimmer als die Faschisten. Und wisst ihr was? Kinder von diesen Kollaborateuren sitzen heute bei Lukaschenko in der Regierung. Ich kenne einige Namen, aber ich werde sie nicht nennen. Und ich hörte auch, dass Faschisten bei euch zuerst mit in der Regierung gesessen haben. Und noch einmal die Condoleezza Rice, die tut so brav. Man kann nur eine Kugel nehmen und sie erschießen. Aber sie möchte die ganze Welt erobern. Sie lebt schon so, dass – entschuldigt – aus ihrem Mund und Arsch alles käst, sie hat noch nicht genug, sie ist sehr habgierig.“

L.: „Aber Bush trägt doch als US-Präsident die Verantwortung.“

A.: „Die Nationalität spielt für mich keine Rolle, ob du ein Russe, Chinese oder ein Deutscher bist, wenn du ein guter Mensch bist, das ist das entscheidende. Während des Krieges hat man in Lepel ein Funkgerät gefunden und wir mussten das zu den Partisanen hinausbringen und dabei hat uns ein deutscher Offizier geholfen. Aber das ist eine lange Geschichte, ich glaube, ich habe sie euch schon erzählt. Oder denke ich an die Erschießungskommandos, einige haben gezielt auf die Menschen geschossen, andere bewusst in die Luft. Und zu Bush noch einmal, den würde ich selber gerne selbst erschießen, damit er die Welt nicht weiter erobert. Und ich weiß, dass selbst in seinem Land viele gegen ihn sind, auch in Frankreich und Italien. Und bei euch ist es die Mehrheit, stimmt doch?“

H.: „Ja, das ist so. Aber eine Frage an sie, denken viele Menschen in Belarus so wie sie über Politik, über Krieg und die Bedrohungsängste?“

A.: „Viele denken so wie ich, es sind mindestens 70 %, die so denken. Aber es gibt auch heute wieder Verräter, wie es sie auch während des Krieges gegeben hat.“

H.: „Wer sind das heute?“

A.: „Es sind diejenigen, die das eigene Volk verraten, z.B. solche, die sich mit Propaganda gegen Lukaschenko beschäftigen, solche, die Bush für gut halten. Sie behaupten, dass wir mit Bush gut leben könnten, denn Amerika gibt uns alles. Das sagen jungen Menschen, die sind aber dumm und sie wurden gekauft. Auch die Kinder und Enkelkinder der früheren Kollaborateuren gehören dazu. Aber dazu gehören auch diejenigen, die zum Ende des Krieges mit den Deutschen nach Deutschland gingen und später zurückgekommen sind und ihre Kinder. Auch viele gehören dazu, die zu Beginn des Krieges nach Polen repressiert wurden und die später zurückkamen, aber keine zur Zwangsarbeit deportierter und Kriegsgefangene. Es sind also alle die Menschen, die gegen die Sowjetmacht waren, sie haben dann, zurückgekehrt, hier gegen unser Land gearbeitet.“

H.: „Wie haben sich denn die verhalten, die aus sowjetischen Arbeitslagern zurückkamen?“

A.: „Das kann man nicht genau sagen, denn viele, die nach dem Krieg bei uns studiert haben, haben später nach den Enthüllungen über Stalin einfach behauptet, sie seien im GULAG gewesen. Dadurch haben sie viel Entschädigung bekommen oder große Häuser, die größer als meines sind. Und dabei habe ich immer hier gearbeitet und ich liebe auch meine Heimat. Ich war während des Krieges zuerst bei den Partisanen und kam dann ab 1944 an die Front. Dabei kam einmal ein alter Jude, er war zwischen 65 und 70 Jahre alt, mit seiner Enkelin, die 13 Jahre alt war. Sie waren in einer anderen Brigade. Zu der Zeit wurden die Juden von den Deutschen verfolgt und getötet. Aber diese Jude wurde geschickt, um unseren Partisanenchef Major Jachintow zu vernichten. Vor diesem hatten die Deutschen Angst. Im Kragen des Hemdes dieses Juden war ein Gift eingenäht, er wurde als Koch in der Küche angestellt, die die Leitung der Partisanenabteilung verpflegte. Es war so, dass dieser Jude das Gift in den Essenkessel hineinschütten sollte, damit viele Partisanen daran sterben sollten. Es war dann zwei Monate vergangen, dann ist die Enkelin zu dem Major gekommen und hat gesagt, dass sie das wisse, was ihr Großvater vorhatte. Aber macht es so, dass ich es nicht sehen werde, wie ihr meinen Opa erschießt. Dieser Opa wurde dann mit dem Flugzeug nach Russland geflogen und wurde dort erschossen, so bestimmte es ein Gesetz. Es gab immer wieder Verräter, ja bei jedem Volk.“

H.: „Können sie uns auch noch etwas über ehemalige Kriegsgefangene sagen?“

A.: „Ja hier im Kreis Lepel haben auch solche gelebt, aber in Lepel selber kenne ich keine. Aber ich denke, das Gesetz ist gerecht, dass solche Menschen, als sie zurückkamen, überprüft wurden. Denn es gab Kriegsgefangene, die während der Okkupation in Gefangenschaft gerieten und auch solche, die freiwillig mit erhobenen Armen in die Gefangenschaft gingen.“

H.: „Sind das auch Verräter?“

A.: „Ja, das sind Verräter und die wurden verurteilt und auch erschossen. Das finde ich auch in Ordnung. Sowjetische Soldaten, die gesehen haben, dass einige freiwillig in die Gefangenschaft gingen, haben diese dann auch in den Rücken geschossen. Es gab auch solche, die versucht hatten, ohne dass es jemand sieht, in die deutsche Gefangenschaft zu geraten, das waren aber nicht viele.“

H.: „Kann man insgesamt sagen, dass wenig Kriegsgefangene zurückgekommen sind?“

A.: „Das kann ich nicht so genau sagen, ich weiß nur, dass viele sowjetische Soldaten in den deutschen Kriegsgefangenenlager ermordet wurden. Natürlich auch in den KZ's. Einige von ihnen sind dann nach dem Krieg auch in Deutschland geblieben.“

H.: „Können Sie uns auch noch etwas über das Leben in den Dörfern während des Krieges sagen?“

A.: „Für die Zivilbevölkerung war es nicht so streng und grausam, wie es für die Soldaten war und insbesondere für die Offiziere und Kommissare unserer Partisanen. Aber vor dem Krieg wurden in Deutschland viele Menschen, die mit Hitlers Politik nicht einverstanden waren, in die KZ's gesteckt.“

H.: „Bei uns in Deutschland wird jetzt über die seelischen Langzeitfolgen des Krieges nachgedacht. Ist das hier in Belarus auch ein Thema?“

A.: „Ich habe das nicht bemerkt. Aber ich habe diesem Thema bisher auch noch nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Und worüber ich nichts weiß, werde ich auch nichts sagen. Bei uns in dem Dorf gab es einen Mann, er ist vor 3 – 4 Jahren gestorben, von dem weiß ich, dass er unter den Kriegsfolgen litt. Ich habe bisher keine ehemaligen sowjetischen Soldaten mit psychischen Erkrankungen getroffen. Ich glaube an solche Zusammenhänge nicht, ich weiß nicht, warum solche hergestellt werden. Ich habe sehr lange in einem Spital in Mogilev gearbeitet. Dort gab es eine Hälfte mit russischen und eine mit deutschen Soldaten. Die Deutschen haben mir immer Bilder gezeigt und mir gesagt, dass sie diesen Krieg nicht wollten. Sie sagten, dass Hitler sie geschickt habe. Und auch dort gab es keine psychisch Kranken, ich habe sie nicht getroffen, auch nicht nach dem Krieg. Ich habe nach dem Krieg in Russland gearbeitet, auch dort keine solche Fälle. Ich kenne nur Fälle diesbezüglich, wo Soldaten an Syphilis erkrankt waren.“

L.: „Die Untersuchungen ergaben auch, dass Kriegsteilnehmer ihre Gewalterfahrungen in der Familie weitergelebt haben.“

A.: „Nein, so etwas gab es bei uns nicht. Heute ist das anders, die Betrunkenen schlagen ihre Kinder. Es ist heute schlimmer als damals. Damals haben wir und gerade unsere Männer die Kinder sehr geliebt. So etwas, dass Frauen und Kinder geschlagen wurden, gab es nicht.“

L.: „Wir wissen, dass gerade Zwangsarbeiter noch unter den Folgen seelisch leiden.“

A.: „Ja, ich kann auch im Zusammenhang meiner Erlebnisse und Erfahrungen nicht vergessen, das ist natürlich. Man erinnert sich an damalige Ereignisse und alles wird unter Tränen wieder lebendig. Wenn wir z.B. von einem zu Tode verwundeten Kameraden, dem die Gedärme bereits aus dem Bauch hingen, gebeten wurden, ihn zu erschießen.“

H.: „Und wie werden sie damit fertig?“

A.: „Das hängt alles mit der Erziehung zusammen. Wie waren so erzogen, dass wir unsere Eltern, alle Menschen und unsere Heimat liebten. So bin ich einmal aus der Schule gekommen mit der Tasche und habe eine Oma mit einem Eimer gesehen. Ich habe meine Tasche liegen lassen und habe der Oma geholfen. Und weiter, unsere Soldaten und Partisanen sind immer mit dem Namen „Stalin“ in die Schlacht gegangen. Auch die, die in die GULAG gekommen sind, haben immer gesagt „für Stalin und unsere Heimat“. Wir waren alles so erzogen. Wir wussten alle ja auch, dass dieser Krieg gegen uns geführt wurde. Wir haben diesen Krieg nicht angefangen, Aber die Soldaten, die in Afghanistan waren, die waren durch ihre

Erfahrung psychisch krank und erlebten es als Störung. Es sind Fälle bekannt, dass sie bis heute davon träumen.“

L.: „In Afghanistan waren sie aber die Eroberer.“

A.: „Wir wollten helfen. Dort war auch Amerika verwickelt, das heißt, dass wir Sowjets dort auch den Einfluss der USA unterbinden wollten. Trotzdem war es nicht gut. Der Wissenschaftler Sacharow hatte auch gewarnt, mischt euch da nicht ein, denn die Völker werden selber über ihr Schicksal entscheiden.“

H.: „Noch einmal zurück zu den Langzeitfolgen. Aggression und Alkoholismus sind nach der Untersuchung solche.“

A.: „Gibt es bei ihnen denn kein Alkoholproblem?“

H.: „Doch und die Untersuchung spricht von einer speziellen Kriegsfolge.“

A.: „Das ist bei uns heute eine ganz andere Frage, denn durch Alkohol und Drogen kann heute unser Land zerstört werden. Und es gab seit Anfang der 90er Jahre keine Disziplin mehr. Davor wärest du schon bei fünf Minuten Verspätung bestraft worden, ebenso, wenn du betrunken warst. Nach dem Zusammenbruch der SU herrscht diesbezüglich eine Unordnung. Wenn früher jemand mit Drogen erwischt wurde, konnte er zur Strafe erschossen werden. Jetzt wird man nur leicht bestraft, es gibt also keine Disziplin. Wir müssen also Schritt für Schritt die Frage des Alkoholmissbrauchs und des Drogenmissbrauchs verbessern. Ich habe vor Jahren einen alten Lehrer getroffen, der noch vor der Revolution in der Schule gearbeitet hat. Der hat mir viele Gesetze genannt, nach denen ein Kind erzogen werden kann. Die erste Regel ist, dass das Kind immer die Wahrheit sagen muss. Man muss ein Kind nicht bestrafen, es kann den Fehler korrigieren. Du musst dem Kind kein Geld geben, erst dann, wenn es es selber verdient. Du musst darauf aufpassen, mit wem dein Kind draußen spielt, d.h., was sind seine Freunde. Und mit 5 – 6 Jahren muss das Kind schon mit Arbeiten beginnen, alles nach seiner Kraft. Heute machen die Eltern ganz andere Sachen und beschäftigen sich mit der Erziehung der Kinder nicht.“

L.: „Zu Beginn des Gespräches hatten sie das Verhalten der Polizisten angedeutet.“

A.: „Ich kannte einen, der ist zwischenzeitlich gestorben. Ich weiß aber nur, dass sie insgesamt schlimmer als die Deutschen waren. Es ist mir auch noch eine Frau bekannt, die für die Deutschen gearbeitet hat, aber ich werde ihren Namen nicht nennen. Diese Menschen sind auch heute noch schlecht.“

Arkadnewa Nadezhda Femitscha, Lepel, ehem. Zwangsarbeiterin (Nr. 19, 27.07.05)

Nadezhda: Wir haben im letzten Jahr schon alles besprochen, worüber sollen wir heute noch sprechen?“

Ludwig: „Wir freuen uns, dass sie wieder gesund sind und wir haben noch einige Fragen zum Krieg und zu ihrer Kindheit und Jugend. Und dazu gehört ja auch die Zeit der Revolution und später auch die Zeit nach dem Krieg.“

Na.: „Zum Krieg kann ich euch nicht viele weiterhelfen, da müsst ihr schon mit Veteranen sprechen, die alles von Anfang bis zum Ende miterlebt haben. Ich war, wie ihr wisst, als Zwangsarbeiterin in ein Lager nach Deutschland deportiert und nach dem Krieg habe ich in der sowjetischen Militärkommandantur für einige Monate gearbeitet.“

Lu.: „Wurden sie vor der Rückkehr nach Lepel überprüft?“

Na.: „Wie hätte es anders sein können, es gab diese Filtration, denn es gab Weißrussen, die freiwillig nach Deutschland zur Arbeit gefahren waren. Ich bin nicht freiwillig nach Deutschland gefahren, ich war einige Tage vor der Deportation noch im Gefängnis. Im Zwangsarbeitslager hatten wir sehr schwere Arbeit zu verrichten, es wurde aber niemand wegen des Verhaltens oder Arbeitsverweigerung erschossen.“

Lu.: „Und zu ihren Kindheitserinnerungen...“

Na.: „Die Menschen haben früher auf ganz verschiedene Weise gelebt. Es gab Menschen, die reich waren und solche, die arm waren. Es gab ausgebildete und unausgebildete Menschen. Mein Vater war reich, gut ausgebildet; aber er ist zu früh gestorben. Ich war damals 6 Jahre alt. Danach, das war zu Beginn der 20er Jahre nach der Revolution, war unser Leben nicht mehr so leicht, wie waren nicht mehr reich. Meine Mutter war nicht so gut ausgebildet, aber sie war eine gute Hausfrau. Sie gab sich dann auch Mühe, dass ich weiter lernen konnte.“

te. Ich bekam die Mittelschulausbildung und habe später in einer Berufsschule eine Ausbildung als Buchhalterin bekommen. Und ich selber hatte mir auch Mühe gegeben, besser zu leben. An meinen Großvater kann ich mich nicht erinnern, an meine Oma schon, sie hat hier bis zu ihrem Tod gelebt und ist auch in diesem Hause gestorben. Sie hat zuerst bei der Schwester meiner Mutter, also meiner Tante gelebt. Aber in den letzten Jahren ist sie zu uns hier ins Haus gekommen. Sie war eine gute Frau, sie war gut zu uns, wir hatten eine gute Beziehung untereinander. Mein Vater ein ausgebildeter guter Mann, aber an mehr kann ich mich nicht erinnern, denn, als ich 6 Jahre alt war, ist er gestorben. An der Revolution hat keiner teilgenommen, aber nach der Revolution hatten wir unseren Reichtum verloren. Und als dann der Vater gestorben war, mussten wir in Armut weiterleben. Meine Mutter war aber eine kluge und bescheidene Frau, eine gute Hausfrau und dank ihrer Bemühungen war es für mich und meine Schwester möglich, eine Ausbildung zu bekommen. Von meiner Mutter habe ich in meiner Erziehung keine Schimpfwörter gehört, es war nicht so, wie es damals in anderen Familien der Fall war. Mein Vater war eigentlich das Haupt der Stadt. Wir können sagen, dass er der Bürgermeister dieser Stadt war. Ich wurde hier in Lepel geboren und er war damals 1905 der Bürgermeister. Er war ein ausgebildeter, ein kluger Mann. Aber ich kann mich leider nicht mehr an ihn erinnern. Wir waren Stadtbewohner hatten also keinen Landbesitz und waren so also keine Kulakenfamilie. Als unser Vater gestorben war, lebten wir, wie schon sagte, in Armut und ich kam so auch später in die Schule. Ich hatte nichts, was ich anziehen konnte, ich hatte weder Kleider noch Schuhe. Ich ging dann, da ich so arm war, in den Komsolmolz. Da wir keine Mittel hatten, haben wir dann auch so weitergelebt. So hatte ich dann auch keine Gedanken gegen den Komsolmolz und gegen die Sowjetunion. Ich wuchs dann im Kommunismus auf und uns imponierte das unter ihm die armen Menschen geschützt wurden. Das hielten wir für richtig, nicht nur, weil es uns selber betraf. So bin ich sehr froh, dass ich damals lernen konnte und zwar kostenlos. Ich bekam dann ja auch die Berufsschulausbildung.“

Lu.: „Ohne die Revolution wäre das wohl nicht möglich gewesen.“

Na.: „Das kann ich nicht sagen. Wir hatten keine Hindernisse und derjenige, der sich Mühe gab, konnte seinen Weg gehen.“

Lu.: „Der Kommunismus verfolgte ja eine antireligiöse Politik.“

Na.: „Wenn ich damals jemanden erzählt hatte, dass ich an einen Gott glaube, musste ich schon vorsichtig sein. Aber mein Herr, mein Gott war immer in meiner Seele, wie es früher war und wie es heute ist und wie es auch zukünftig sein wird. Jedenfalls wurde ich meines Glaubens wegen nicht benachteiligt oder verfolgt. Zwar habe ich davon gehört, dass das in anderen Fällen so war. Man war der Meinung, dass die Religion, der Glaube ein schlechter Weg sei.



- Gemälde im Wohnzimmer -

Aber derjenige, der glaubte, konnte es auch weiterhin tun. Nochmals, ich habe von den Verfolgungen gelesen, aber davon habe ich nie etwas gesehen.“

Hinrich: „Können sie sich noch an das Verhalten von Teilen der Bevölkerung während der Okkupation erinnern?“

Na.: „Ich habe zwar schon vieles vergessen, deswegen möchte ich auch nichts falsches sagen, aber ich weiß, dass in der Verwaltung Weißrussen mit den Deutschen zusammengearbeitet haben. Diese hatten dann nach dem Ende des Krieges Probleme, da sie während des Krieges gegen die Sowjetmacht waren. Ich selber hatte dann während meines Aufenthaltes im Lager in Deutschland doch Glück. Wir hatten wohl einen guten Verwalter, denn in unserem Lager wurde weder geprügelt noch getötet. Wir waren nicht hungrig, aber auch nicht satt. Ich verstand, dass die Deutschen selber auch nicht viel hatten. Insgesamt war für alle nicht genug zum Essen vorhanden. Ich habe gehört, dass in vielen Lagern die Russen geprügelt, gefoltert und auch getötet wurden.

Und ich muss sagen, dass jede Nation sowohl gute als auch schlechte Menschen hat. Wahrscheinlich war unser Lagerchef auch ein guter Mensch.“

Hi.: *„Beschäftigt sie der Krieg noch heute?“*

Na.: „Jetzt in diesem Gespräch erinnere ich mich an die damaligen Ereignisse gut. Aber ich habe keine schlechten Träume, ich schlafe auch gut. Zwar hatte ich nicht so ein gutes Leben, aber auf keinen Fall so ein schlechtes wie viele andere. Mein Leben im Lager war keine Paradies, aber es war auch nicht so schlecht.“

Lu.: *Sie sprachen vor einem Jahr vor ihrer Angst vor dem Blutabnehmen.“*

Na.: „Das gab es auch bei uns nicht; aber wir hatten gehört, dass das in anderen Lagern der Fall war. Wir wussten nicht, was das bedeuten würde, hatten aber Angst davor. Ich habe schon gesagt, dass ich einfach ein glücklicher Mensch war. Im Lager selber hatten wir dann unterschiedliche Aufgaben, manchmal mussten wir auch Sand auf die LKW's aufladen, aber ich hatte keine 2 Arbeitsstellen wie andere. Insgesamt habe ich einen guten Eindruck von den deutschen Menschen gewonnen. Nicht alle sind gut, genauso wie hier in Weißrussland oder in Russland. Bei uns im Lager gab es manchmal solche Situationen, wenn ich meine Handschuhe beim Mittagessen ablegte, lag anschließend ein Stück Butterbrot oder etwas anderes darunter. Oder als wir nach draußen auf die Straße zu einem Kiosk gingen, trafen wir ein Ehepaar. Auf unserer Kleidung war das Wort „Ost“ geschrieben, aber dieses Paar hat uns zu sich nach Hause eingeladen und uns zu Essen gegeben, anschließend gaben sie uns auch noch Kleidung. Ich habe also einen sehr guten Eindruck von deutschen Menschen gewonnen. Ich möchte noch heute diesen Menschen einen herzlichen Dank sagen. Ich bitte auch heute noch Gott um den Segen für sie. Es war für diese Familie doch recht schwer, ohne dass andere das mitbekommen, uns so zu versorgen. Das alles und andere Erfahrungen haben bei mir einen guten Eindruck hinterlassen. Ich habe vielleicht Glück gehabt, denn ich habe auch viel gehört von den Grausamkeiten in den anderen Lagern. Und insofern bin ich auch euch gegenüber sehr froh und dankbar, dass ihr hier in Lepel mit eurer Gruppe durch eure Hilfe die Sünder der Generation, die hier an den Verbrechen beteiligt war, zu löschen versucht. Und dafür danke ich euch. Ich bin auch stolz über unsere Befehlshaber, die in Deutschland gleich nach dem Krieg große Humanität gezeigt hatten, ungeachtet dessen, dass sehr viele Deutschen auf unserem Territorium sehr viele Verbrechen verübt hatten. Es war sehr oft so, dass unsere Soldaten aus den Feldküchen den Deutschen etwas zu essen gegeben hatten. Also, sie haben auf die Verbrechen der Deutschen keine Rache an der Bevölkerung ausgeübt.“

Hi.: *„Und was erwarten sie von Deutschen, die die Taten begangen haben und weiterhin leugnen?“*

Na.: „Der Mensch ist geboren, für den anderen etwas Gutes zu tun. Ich verachte solche Menschen, die so etwas Schlechtes verübt haben.“

Hi.: *„Wir auch.“*

Na.: „Es ist schwer, solche Taten, solche Sünden zu vergeben. Obwohl ihr euch hier Mühe gebt durch eure Hilfsorganisation, ist es doch schwer, solche vielen Verbrechen zu löschen oder zu vergeben. Wenn ich mir überlege, wie konnte man das einfach tun? Wir konnten so viele Verbrechen begangen werden? Es ist ganz schwer zu begreifen, denn der Mensch ist geschaffen, etwas Gutes zu tun. Es ist schwer, euch das zu sagen, die ihr gute Menschen seid und euch um Versöhnung bemüht. Aber ich möchte euch und den Menschen danke sagen, die für diese Taten Sühne tun. Darüber bin ich sehr froh und dankbar. Es ist vielleicht nicht genug, aber ich bin dankbar dafür, dass ihr das einfach macht. Das was ihr macht, ist schwierig zu tun, aber ihr gebt euch Mühe. Ihr habt verstanden, für die Taten Sühne zu leis-

ten. Und so durch eurer Hilfe die Sünden zu entschädigen. Das ist eine große Humanität, man muss von sich etwas losreißen, um es uns zu geben. Damit meinen ich auch euch, die ihr das alles für uns macht. Das ist ähnlich, wie es auch im Kommunismus ist. Denn in ihm ist auch viel an Gerechtigkeit.“

Lu.: „Mehr als jetzt?“

Na.: „In der jetzigen Zeit ist es so, dass wir Arme und Reiche haben. Das ist an sich nicht schlecht. Zeit und Leben verändern sich, alles muss sich entwickeln, das hängt aber auch von den Menschen ab. Es gibt Zeiten, in denen die Reichen die Armen ausnutzen. Zwar sind nicht alle reichen Menschen so; aber der Kommunismus war so, dass die Reichen die Armen nicht ausnutzten. Vor dem Kommunismus war es so, dass ein armer Mann kommt zu einem reichen, um etwas Geld zu verdienen, der Reiche gibt ihm die Arbeit, am Ende bekommt der Arme zu essen und ein Teil Geld, dass der Reiche hat. Aber dieses klappte ja nicht immer. Der Kommunismus nun hatte verhindert, dass die Reichen die Armen ausnutzen. Zu heute kann man sagen, dass einigen unsere Regierung gefällt, den anderen nicht. Ich persönlich meine, dass unsere Regierung doch gut ist. Wir bekommen regelmäßig unsere Renten und die Regierung gibt sich Mühe, uns zu helfen. Es war und es ist immer so, dass für alle die Regierung nicht gut sein kann. Ich bin aber einfach mit unserer Regierung zufrieden. Ich denke, dass ihr auch an Gott glaubt, da ihr nie etwas Übles gegenüber anderen Menschen machen werdet. Wenn man an Gott glaubt, kann man ein kleines Krümelchen essen und man wird niemals wieder Böses tun.“

Lu.: „Es ist gut zu hören, dass sie, die sie weniger als wir in Deutschland haben, so dankbar sind. Die beiden Gespräche mit ihnen waren uns von daher sehr wichtig. Danke.“

Ewgenija Scharstuk, Stari Lepel, Dorfbewohnerin

(Nr. 15, 26.07.05)

Hinrich: „Wir haben uns bereits schon einmal in Lepel getroffen und freuen uns, sie hier zu Hause anzutreffen. Hat die Jugendgruppe auch in diesem Jahr wieder bei ihnen gearbeitet?“

Ewgenija: „Ja, sie haben diesmal im Haus den Fußboden neu gelegt und alle Wände gestrichen. Dafür bin ich sehr dankbar. Wir können ja hineingehen, damit ihr es sehen könnt. Das Innere hat sich gar nicht verändert, es ist so geblieben, wie es war.“

Ludwig: „Hat sich im Verlaufe des letzten Jahres etwas im Leben verändert?“

Ew.: „Ja, das Leben wird besse, aber die Menschen werden irgendwie schlechter und auch brutaler. Die Menschen, gerade die jüngeren werden schon ganz anders.“

H.: „Alle?“

Ew.: „Sicher nicht alle, aber ich erlebe das selbst, das Verhältnis untereinander wird anders, das hat keine politischen Hintergründe. Allerdings muss ich auch sagen, dass das Leben teurer geworden ist. Bei den heutigen Preisen ist es nicht leicht, aber es ist möglich. Da ich sehr genügsam bin und einiges auch aus meinem Garten ernte, komme ich damit klar. Hinzu kommt, dass ich mich auch schon auf jene Welt vorbereite, die nach meinem Tod kommt.“

L.: „Hätten sie denn noch Wünsche?“

Ew.: „Ja, aber ich kann es nicht kaufen. Ich würde gerne noch Sachen haben, die ich mag, aber ich habe mein ganzes Leben ohne sie gelebt, und es ist so auch gut. Es war für mich bisher genug, so zu leben und ich sagte ja schon, dass ich in die Welt schaue, die hinter dem irdischen Leben liegt. Natürlich ist es heute schwer, ohne Kühlschrank auszukommen, aber noch einmal danke für die Hilfe aus eurer Organisation. Es ist heller im Haus geworden und so bin ich heute ganz zufrieden mit meinem Leben, es ist genug. Also, ich bin schon eine alte Frau und ich brauche nichts mehr.“

L.: „Werden sie denn zusätzlich noch unterstützt?“

Ew.: „Ja, es gibt von unseren Behörden schon eine Unterstützung für allein lebende ältere Menschen. Das war vor einiger Zeit so, als ein psychisch kranker Nachbar einen Brandsatz in mein Haus geworfen hat. Da war nicht nur einiges verbrannt, ich selber hatte im Gesicht und an den Beinen Verletzungen. Die Versicherung hat den größten Teil zur Schadensregulierung übernommen. Andererseits ist es nicht immer leicht, die Hilfe zu bekommen. Ich gebrauche z.B. Holz für den Winter. Einmal bekam ich das erst zum Neujahr, als es schon lange kalt gewesen war. Man braucht dafür von dem Dorfsowjet die nötigen Papiere und muss dann in die Stadt fahren.“

H.: „Welche Wünsche haben sie denn für die Zukunft?“

Ew.: „Keine besonderen mehr, wie ich bereits sagte, es muss aber alles sehr still und friedlich bleiben.“

L.: „Gibt es denn die Möglichkeit, dass sich ältere Menschen irgendwo treffen?“

Ew.: „Nein das gibt es nicht, wir kennen das ja nun von euren Camps, dass ihr uns Ältere auch mit einladet. Das kennen wir sonst nicht. Früher, als ich noch in der Kolchose gearbeitet habe, da gab es mal Treffen oder als ich in der Stadt gearbeitet habe, da war es schon lustiger. Da gab es viele Feste. Hier ist es jetzt alles sehr still, das liegt auch daran, dass hier sehr wenige Menschen geblieben sind. Fast alle sind in die Städte gefahren, keiner bleibt hier in den Dörfer.“

L.: „Das hört sich ja nicht gut an.“

Ew.: „Was sich hier versammeln sind Alkoholiker. Diese kommen nachts hierher gefahren und klopfen bei einem Nachbarn an die Tür. Er verkauft Alkohol und besonders auch Wodka. Aber er kauft auch Ersatzteile von Autos auf, die in den Dörfern gestohlen wurden, bearbeitet sie und verkauft sie dann. Deshalb stehen fast auch alle zwei Tage die Polizisten bei ihm auf dem Hof. Sie holen die Sachen zurück, aber trotzdem läuft das irgendwie, die Menschen kommen zu ihm. – *sie erzählt dann Igor, was er nicht übersetzen soll, es sagt es uns trotzdem – es geht um konkrete Befürchtungen, die somit auch nicht erwähnt werden* -

Aber eigentlich müssen gerade Nachbarn immer in Frieden und Freundschaft miteinander leben. Der beste Freund bei uns in Belarus ist immer der Nachbar. Ich möchte, dass ihr nicht darüber redet. Ich habe euch das nur erzählt, damit ihr wisst, dass ich Angst habe.“

L.: „Sie hatten uns vor einem Jahr erzählt, dass während des Krieges hier die deutsche Kommandantur war.“



- Fotos aus der Familie -

Ew.: „Als die Deutschen kamen, wurden wir einfach rausgeschmissen. Man sagte uns, dass sie dieses Haus gebrauchen. Im Hof stand die Küche, hier im Haus wurden die Betten aufgestellt. Unsere Familie wohnte dann in einem anderen Haus zusammen mit einer anderen Familie. Als Kinder kamen wir dann manchmal nach hier zurück, bekamen von den Deutschen auch zu essen. Das damals ein Krieg und von daher war es normal. Es hat hier in der Umgebung auch Tote gegeben; aber die deutschen Soldaten, die hier waren, wollten den Krieg nicht und unsere auch nicht. Nein, ich glaube, keiner wollte den Krieg. Hier bei uns gab es keine Partisanen, aber einmal kam eine Partisanengruppe vorbei und hat die Schule verbrannt, aus welchem Grund weiß ich nicht. Wir mussten die Deutschen unterstützen, musste die Schützengräben mit graben, mein Vater musste mit seinem Pferdefuhrwerk fahren. Hier war ja die Küche, zur Versorgung wurden hier auch Kühe geschlachtet. Diese kamen wohl von der Kolchose, unsere weideten etwas entfernt vom Dorf. Meine Schwester, die etwas

älter war als ich, musste sehr lange den Deutschen helfen, sie hat sehr viel dabei geweint. Aber, das war eben Krieg. Und ihr wisst selber, dass das Verhalten der deutschen Soldaten unserer Bevölkerung gegenüber gut war. Natürlich hatten wir auch Angst, dazu wussten wir auch nicht, wie wir uns gegenüber unseren Polizisten zu verhalten hatte. Kurz vor Ende des Krieges haben die Deutschen hier alles schnell zusammengepackt und sind zurückgezogen, das ging dann alles sehr schnell. Wir kamen dann wieder in dieses Haus zurück, es war kaum etwas zerstört. Ach so, ich erinnere mich noch, wie die Stadt Lepel bombardiert wurde. Ich war damals mit den Kühen auf der Weide, und – jetzt lache ich darüber – ich versuchte, die Kühe davor irgendwie zu verbergen, damit sie von den Fliegern nicht gesehen werden. Eigentlich war es lächerlich. Aber der Krieg darf nie wieder passieren, wir müssen in Freundschaft miteinander leben. Und ich freue mich, dass wir nun schon sehr lange keinen Krieg mehr haben. Es muss so sein, dass wir euch und ihr uns besuchen könnt. So wie ihr uns im Dorf besucht, so muss es auch auf der Ebene des Staates sein.“

L.: „Wir danken für das Gespräch und würden im kommenden Jahr gerne wiederkommen.“

Ew.: „Ich würde mich freuen, wenn ihr im nächsten Jahr wieder zu mir kommt. Einander näher kennen lernen, befreundet sein und in Frieden miteinander leben. Aber ich weiß, dass mir nicht mehr so viele Jahre bleiben, Ich weiß nicht, wie lange ich noch leben werde.“

Freundschaftsgespräche am Narotschsee

Tschenjawschij Michail Trofimowitsch, Narotsch

(Nr. 11, 23.07.05)

(Ehemaliger Partisan und Rotarmist, anschl. Lehrer und Journalist)

Ludwig: „Wir freuen uns, Sie wieder zu sehen und bevor wir einige weitere Fragen stellen, eine allgemeine nach der allgemeinen Lage.“

Michail: „Ja, ich freue mich auch auf das Wiedersehen, aber von Politik heute kein Wort. Denn, wie kann ich von meinem Staat und meiner Regierung schlecht sprechen.“

Hinrich: „Ich danke ihnen, dass sie uns nach unserem letzten Gespräch noch einige Angaben und Unterlagen zur Vernichtung der Juden in der Region um den Narotschsee geschickt haben.“

M.: „Das freut mich, dass es ihnen geholfen hat. Zur jetzigen Situation möchte ich sagen, dass ich lebe, ich habe genug zum Essen, genug an Kleidung und zum Leben.“

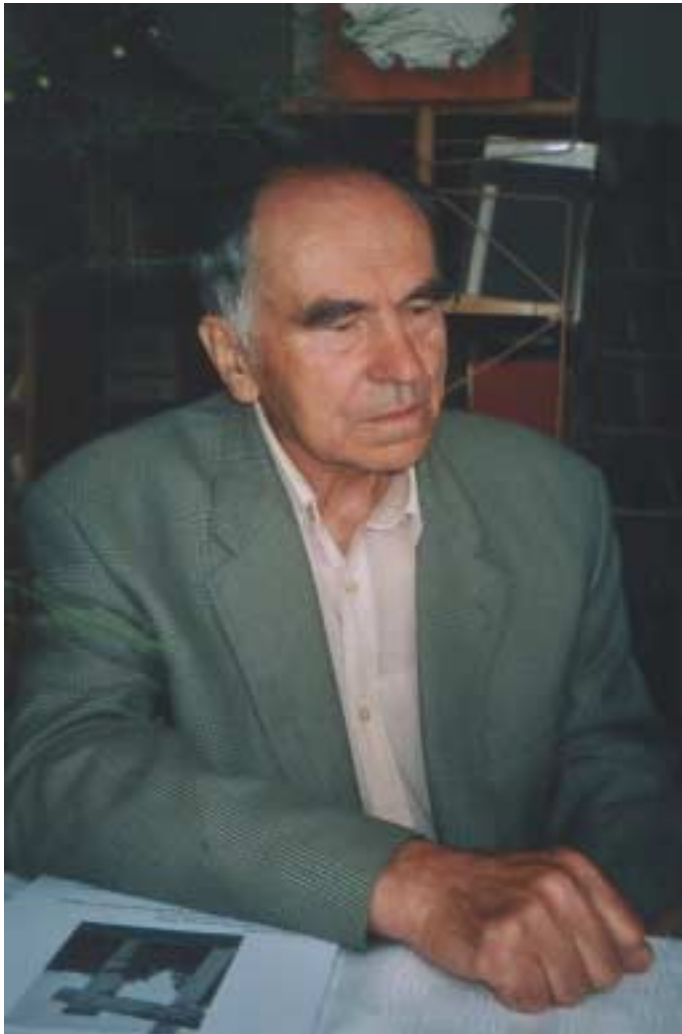
H.: „Haben sie das schriftliche Ergebnis unserer Recherchen 2004 erhalten?“

M.: „Nein, ich habe es nicht erhalten.“

H.: „Möchten sie ein Exemplar haben, es ist zwar nur in deutsch?“

M.: „Ja, das interessiert mich sehr und meine Enkelkinder lernen deutsch, sie helfen mir beim Lesen.“

L.: „Wir wollen ja nicht über Politik sprechen, aber können wir trotzdem fragen, ob sich seit unserem letzten Besuch einiges verändert hat.“ M.: „Jedes Jahr besuche ich



ein Sanatorium, ein Spital für die Kriegsteilnehmer, also für die Invaliden. Jedes Jahr bekomme ich für den Sommer und den Winter je ein Paar Schuhe. Ich bekomme regelmäßig meine Rente. Was unser Land angeht, dazu werde ich nichts sagen, dazu müsst ihr die Zeitungen lesen oder das Radio hören, da erfahrt ihr alles. Ich werde das nicht kommentieren. Meine Bekannten fragen mich z.B. nach meinem Familien- und privaten Leben. Auch darauf antworte ich denen nicht, denn wie kann ich das anderen Menschen erzählen. Ich habe in meinem Leben immer gearbeitet und es war niemals so, dass ich über jemanden ein schlechtes Wort gesagt habe.“

L.: „In unseren bisherigen Gesprächen hörten wir immer wieder, dass es den Menschen hier besser geht und viele äußere Anzeichen sprechen auch dafür.“

M.: „Ich kann ihren Eindruck bestätigen, unsere Kreisstadt Mjrdel und die Dörfer sind schöner geworden, der Narotschregion wird größere

Aufmerksamkeit geschenkt. Im Gegensatz dazu ein Beispiel. Ich treffe z.B. einen alten Bekannten und frage ihn, warum er so viele Falten hat und seine Augen so dunkel geworden sind, dann schweigen wir und dann reden wir miteinander und am Ende des Gesprächs sage ich ihm, dass er doch älter geworden ist und ungesund aussieht. Darüber ist er dann empört. Und nun das Verhältnis zu den Deutschen, darüber wollen wir ja sprechen. Ich verspüre dem deutschen Volk gegenüber keine Feindschaft, aber ich habe ihm gegenüber auch keine Ansprüche. Während des letzten Krieges wurden die deutschen Soldaten vom Führer in diesen Krieg geschickt. Und so ist es doch auch noch heute bei den modernen Kriegen, die Soldaten werden nur von oben von ihren Führungen geschickt. Für mich ist nicht klar, wie die Menschen gegeneinander so feindlich sein können. Wie hat es die Natur gemacht, dass Menschen so unterschiedlicher Kultur, Bekenntnisse und Nationalitäten sind?“

L.: „Können sie uns doch noch etwas zur Zukunft Belarus sagen?“

M.: „Ich wünsche, dass das belarussische Volk in Frieden und Freundschaft leben kann und ich will nicht, dass meine Kinder und Enkel- sowie Urenkelkinder in ein anderes Land geschickt werden, um Krieg zu führen. Und dieses für die Interessen Weniger. So muss hier auch ein interkultureller Austausch stattfinden und es muss solchen Ländern geholfen werden, die sich in einer Notlage, in Katastrophen oder Naturkatastrophen befinden. Welche Fragen habt ihr noch?“

L.: „Wir sehen hier in der Bücherei Bücher von Maxim Thank. Können sie uns dazu einige Titel nennen?“

M.: „Hier z.B. „Vater unser, gib uns Brot“ oder das „Lichtsein“ „

L.: „Sind sie auch in deutscher Sprache übersetzt?“

M.: „Sie sind in viele Sprachen übersetzt, ob in deutsch, weis ich nicht.“

L.: „Ich habe den Grund des Streites zwischen den Fischern vom Narotschsee mit der polnischen Regierung, über den Thank ja auch schreibt, nicht verstanden.“

M.: „Der Narotschsee gehörte früher im 18. und 19. Jahrhundert den Bewohnern der hiesigen Dörfer. Sie hatten wenige Grundstücke und der Zar hatte es erlaubt, dass der See den Fischern gehörte. 1935 wurde von der polnischen Regierung ein Gesetz herausgegeben, dass der See in Staatsbesitz kam. Und in dem Zusammenhang kam es dann zum Aufstand der Fischer.“

L.: „Thank hat darüber ein Lied verfasst, kann man das bekommen?“

M.: „Das findet ihr alles in dem Heimatbuch über unseren Kreis, das ich euch im vergangenen Jahr schon gegeben habe. Hier gibt es noch ein Buch „Menschen aus der Narotschregion“ aus dem Jahre 1975 im Verlag Belarus, das gibt es aber nur noch in Büchereien.“

L.: „Können sie noch einmal zu der Kollektivierung ab 1939 etwas sagen?“

M.: „Das ist nicht so einfach, denn es gab verschiedene Interessen, es gab Bauern, die es wollten und es gab, die es nicht wollten, das waren insbesondere diejenigen, die mehr an Grund und Boden hatten.“

L.: „Leben hier heute noch Polen?“

M.: „Es gibt keine Polen mehr, es gibt keine polnischen Schulen mehr, polnisch wird nicht gesungen, es gibt hier aber Belarussen, die katholisch sind. Und, damals unter Polen, umgekehrt, gab es keine belarussischen Schulen. Es war schon ein Durcheinander, zumal gleich nach der Revolution alle religiösen Schulen geschlossen wurden. Noch einmal, ich habe hier im öffentlichen Leben nach 1945 keine Polen mehr getroffen, es mag sein, dass in den Familien noch polnisch gesprochen wurde. Auch in den katholischen Kirchen werden die Gottesdienste in weißrussisch gehalten, d.h. gesungen und gebetet. Um da noch genauer nachzufragen, empfehle ich euch, in das Kreismuseum zu gehen, dort gibt es alle Dokumente darüber. Ihr findet dort alle Informationen, wie auch die, über den Ersten Weltkrieg. Dort ist auch alles vom Zweiten Weltkrieg gesammelt. Denn alle Einzelheiten kann ich euch nicht sagen, zumal mein Gedächtnis nicht alles behalten hat.“

L.: „Sie hatten im letzten Gespräch von Einschränkungen bei der Berichterstattung gesprochen...“

M.: „Es gab kein Verbot, über die Kriegereignisse zu schreiben. Wenn jemand aber im KGB oder ähnlichen Einrichtungen gearbeitet hat, durfte da natürlich nicht über berichtet werden. Im Radio hörte man viel, in den Zeitungen las man viel über die Partisanen, das Partisanenleben war kein Geheimnis, nichts wurde verschwiegen.“

L.: „In den Gesprächen haben wir den Eindruck, dass sie aber gerade das Partisanenleben weniger schlimm erzählen, als es war.“

M.: „Das müsst ihr auch verstehen, dass man da nicht immer wieder dran erinnert werden will. Wenn z.B. Kindern in den Lagern für die Deutschen Blut abgenommen wurde, will man das auch einmal vergessen. Es gibt z.B. ein Buch von Akady Afranowitsch, in dem er erzählt, wie er mit seiner Familie nach Deutschland deportiert wurde. Er lebt jetzt im Kreis Ostavi im Dorf Kamai, das ist schon ein Grenzgebiet. Also, je nach dem, wo jemand gearbeitet hat, in welchem Betrieb, bei welchem Bauern. Jeder hat unterschiedliche Erfahrungen gemacht, denn nicht alle Deutschen waren Faschisten und nicht alle haben an den Führer geglaubt. Es gibt auch einen Schriftsteller Janka Brill, der hat das Buch „Vögel und Nester“ geschrieben. In diesem Buch wird beschrieben, dass er zu Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 in die polnische Armee eintreten, da er zu diesem Zeitpunkt hier im polnischen Teil gelebt hatte. Er kam dann ins KZ und beschreibt in dem Buch alles autobiografisch. In einem anderen Buch habe ich über diem Gestapo gelesen, dass z.B. der eine oder ich eine Aufgabe in einer Gesellschaft oder in einem Kreis bekommen hat, Hitler zu verurteilen. Das wurde dann alles beobachtet. Derjenige, der dann gegen mich dann einen Bericht schreiben würde, in dem ich gegen Hitler etwas gesagt hätte, wurde als treu behandelt. Derjenige, der keinen Bericht verfasst hatte, wurde verurteilt. Ich habe mir ein Buch gekauft, in dem steht, wie man über das Gesicht eines Menschen auf seinen Charakter schließen kann. Und jetzt suche ich nach einem Buch, in dem ich lesen kann, warum die Menschen einander so böse und feindlich sind, warum sie die Kriege führen. Warum gibt es so viele Religionen? Warum so viele Rassen? Wer hat dann solche Menschen geschaffen?“

L.: „Ja, darüber denken wir auch viel nach.“

M.: „In einem Artikel habe ich gelesen, dass wir es nicht denken müssen, dass wir eine einzige Zivilisation sind. Es gibt vielleicht im Kosmos eine andere, die uns ähnlich ist. Und unsere Zivilisation wird von der anderen untersucht und gesteuert. Kriege, Erdbeben, Krankheiten sind alles Proben für uns. Mit diesen Gedanken stimme ich überein.“

H.: „Gibt es hier mehrere, die so denken?“

M.: „Ich habe bisher mit keinem darüber gesprochen, es sind meine Überlegungen. Ich möchte darüber auch nicht mit jedem sprechen. Wie sich die Natur sprungweise entwickelt, so entwickelt sich auch unsere Gesellschaft. Das haben wir in der ehemaligen SU mit dem Zusammenbruch des Kommunismus gerade erlebt.“

H.: „Wie haben noch eine konkrete Frage zu den ehemaligen Kriegsgefangenen. Es werden jetzt in Zusammenarbeit mit belarussischen und russischen Archiven und der Sächsischen Stiftung Gedenkstätten die Schicksale aufgearbeitet. Sind ihnen hier auch Schicksale bekannt, gerade auch solche, die dann über die Filtrationslager verurteilt wurden?“

M.: „Ich kenne nur solche Fälle, wo die Kriegsgefangenen direkt aus der deutschen Gefangenschaft zurückkamen. Sie haben dann hier weitergelebt. Ich weiß, dass einige von den Kriegsgefangenen dann verurteilt wurden und in unsere Arbeitslager gekommen sind.“

H.: „Wissen sie von deutschen Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten, die nach dem Krieg hier zur Zwangsarbeit verurteilt wurden?“

M.: „Ja, das ist mir auch bekannt, es mussten doch einige von den Deutschen mithelfen, um all das wieder aufzubauen, was sie zerstört hatten.“

H.: „Kriegsgefangene galten hier nach einem Befehl Stalins als Verräter..“

M.: „Von diesem Befehl war auch sein Sohn Jakob betroffen. Als ein Gefangenenaustausch vorgeschlagen wurde, lehnte Stalin das ab.“

H.: „Wie ist es denen ergangen, die in den Dörfern gelebt haben?“

M.: „Die Aufgabe damals wie heute besteht darin, die Menschen, die auf den Dörfern leben, zu ehren. Sie müssen gelobt werden wie auch gerade jetzt, die in der Erntezeit viel leisten. In den letzten beiden Jahren habe ich mit dem Rat des Kreises der Veteranen die Schulen besucht und die Fotos aus dem Krieg gezeigt. Darauf waren die Menschen abgebildet, die damals gelebt haben und an den damaligen Ereignissen beteiligt waren. Jetzt habe ich vor, eine Mappe vorzubereiten über die Menschen, die das Land nach 1944 wieder aufgebaut haben. Darüber möchte ich den Schülern berichten und darüber auch etwas zeigen. Ich denke, dass der Krieg keine Gesetze hat. In den Zeitungen wurde die Rede von Hitler veröffentlicht, in der gesagt wurde, dass keiner Mitleid mit der Bevölkerung von Russland haben sollte. Und ob heute im Irak irgend welche Regeln berücksichtigt werden, ich glaube es nicht. Es gibt einen Schriftsteller, Wladimir Dubulka, der hat über den Ersten Weltkrieg geschrieben und dabei seine Mutter gefragt, warum eigentlich die Menschen im Krieg leiden müssen und ob es nicht besser sei, dass die Führer und alle Verantwortlichen selber in den Krieg, in eine Arena ziehen, um den Krieg zu führen. Während des Krieges werden auch die Fortschritte in der Technik in der Medizin durch die entsprechende Forschungen erreicht. Ich habe vor einiger Zeit gelesen, dass ein großer Teil von Gelehrten, Technikern und Ingenieuren für die Militärindustrie arbeitet.“

H.: „Zum Abschluss möchten wir ihnen auch noch das zweisprachig herausgegebene Buch über die Zwangsarbeiter geben.“

M.: „Dafür danke ich, aber ich habe den Eindruck, dass ich euch diesmal wenig konkrete Angaben zum Krieg aus unserer Region gemacht habe. Wenn ich aber die Möglichkeit habe, neuere Angaben von dem Kreis Mjrdel zu entdecken, werde ich es euch über Ökodom in Minsk zuschicken. Und euer Interesse an dem Ersten Weltkrieg ich doch auch geblieben. Wenn ich noch etwas in Archiven finde, schicke ich es.“

H.: „Wir haben in Deutschland in diesem Jahr des 60. Jahrestages des Kriegsendes gedacht.. Und dabei wird auch gefragt, wie die Betroffenen mit den Kriegsfolgen fertig geworden sind. Vielfach zeigt sich, dass sie nicht bearbeitet und dazu auch noch verdrängt wurden. In vielen Fällen wurde die Gewalt auch weiterhin ausgeübt, aber in der Familie. Inwieweit sind sie mit den Folgen fertig geworden und auch andere Menschen in Belarus?“

M.: „Ich möchte sagen, dass nach dem Krieg die Menschen einander gegenüber alle freundlicher wurden. Sie haben einander geholfen, die Häuser zu bauen. Insbesondere half man auch den Soldatenwitwen. Für alle war es sehr schwierig, aber die Menschen waren mehr

enger zusammen als wie es jetzt der Fall ist. Es gab keinen Neid, keine Räuber. Wir kamen z.B. mit einem Kolchoschef in ein Dorf und kamen zu den 10 Häusern – und an keiner Tür gab es ein Schloss. Ich habe aber auch von Gewalttaten nach dem Krieg gehört, nicht aber, dass getötet wurde. Aber bei gerade so großen Prüfungen für die Menschen zeigt sich, wie sie sind. Ich war im Krieg zweimal verletzt und es war nach dem Krieg, schwer zu leben, Lebensmittel bekamen wir auf Karten. Ich war jung und habe eine Arbeit bekommen. Insgesamt gab es nach dem Krieg keine gegenseitigen Aggressionen, es herrschte Freude, dass man am Leben geblieben war, dass man seine Familie wiederfand oder eine neue gegründet hat.“

H.: „Und bei uns zeigen die Spätfolgen, dass sie wenig Gesprächspartner haben und somit auch schwer mit der späten Schuldfrage fertig werden.“

M.: „So wie ich meine Landsleute hier kenne, habe ich nicht gehört, dass sie während des Krieges in Deutschland eine Frau oder ein Kind getötet haben. Das kann ich allerdings nicht für alle Soldaten aus Weißrussland und Russland sagen. Wir waren nicht weit von Königsberg und dabei bin ich dann an meinen Beinen verletzt worden. Vor 30 Jahren konnte ich dann einen Urlaub machen und kam wieder nach Königsberg. Es gab eine Führung und da habe ich gesehen, wo früher die Stadt und die Festungen waren. Um die Stelle zu sehen, wo ich gekämpft habe, war der eigentliche Zweck meiner Reise und das war wichtig und interessant für mich. Und jetzt sind wir hier und sprechen darüber. Viele Bekannte fragen mich, ob ich noch arbeite. Und ich antworte, ja, ich arbeite noch. Und sie fragen, wo? Und ich antworte, bei meiner Frau. Ich arbeite für meine Familie. Ich liebe den Humor.. Ich wünsche dem deutschen Volk und euch alles Gute, Gesundheit und Frieden auf der Erde. Und ich wünsche, dass euerm Staat solche Menschen regieren werden, die keinen Krieg wünschen. Man muss keine Fehler mehr begehen, die wir später wieder bereuen werden. Und ich glaube, dass die Vergangenheit mit dem Krieg zwischen uns sich nicht wiederholt. Aber solche Fehler kommen nur von den Regierungen, nicht von den einzelnen Menschen. Ich habe die Erinnerungen eines deutschen Offiziers gelesen, in dem über die Kriegsvorbereitungen geschrieben wurde. Nachts wurde 15 km nach Osten marschiert und am Tage 3 km zurück., also hin und zurück. Krimis und fantastische Romane lese ich nicht, ich lese, was mit Geschichte zu tun hat, kommentiert aber aus heutiger Sicht.“

L.: „Wir haben bisher immer sehr wertvolle Informationen von ihnen bekommen und dafür danken wir ihnen. Vielleicht können sie uns beim nächsten Besuch durch das Mjerdeler Museum führen.“

M.: „Jedes Jahr bekomme ich einen kostenlosen Erholungsaufenthalt und war von daher schon in allen unseren früheren Republiken. Und da mich historische Fragen interessieren, war das für mich interessant und ich habe dort auch immer an den Führungen teilgenommen. Ich habe auch überall Bluttransfusionen erhalten und habe somit in mir litauisches, polnisches, russisches, kaukasisches, kasachisches und ukrainisches Blut in mir. Ich habe mein Leben gelebt. Ich muss mein Buch schreiben für meine Kinder und Enkelkinder. All das, was ich in den Zeitungen geschrieben habe, das liegt alles schon bei mir zusammen. Und noch einmal, was ich für euch finden werde, schicke ich zu.“

Bernjakowitsch Iwan Alexandrowitsch, Swatki
(Ehemaliger Partisan und Lehrer)

(Nr.13, 23.07.05)

Hinrich: „Wir freuen uns, sie wieder gesund anzutreffen.“

Iwan: „Es ist nach dem Krankenhausaufenthalt besser geworden. Aber das Alter ist eben so und ich bin nun schon 81 Jahre alt.“

Ludwig: „Aber sie sehen besser aus als vor 2 Jahren.“

I.: „Wenn wir uns das nächste mal treffen, werde ich noch besser aussehen.“

H.: „Wir haben noch einige Fragen zu unseren Recherchen.“

I.: „Aber in meinem Alter wird schon einiges vergessen. Es sind nicht 20 sondern 60 Jahre vergangen.“

L.: „Hat sich denn in der Zwischenzeit einiges verändert?“

I.: „Bei mir ist die Veränderung, dass ich einmal jung war und jetzt bin ich älter geworden. Was aber unser Land betrifft, da hat sich wenig verändert. Was mich angeht, ist, dass ich hier in Swatki nur bis zum Winter lebe und dann bin ich bei meiner Tochter, sie lebt in der Stadt Gorki im Gebiet Mogilev und ist dort Lehrerin und unterrichtet Englisch und Französisch. Also, im Winter fahre ich wieder dort hin, nicht nur der Witterung wegen, es ist auch wegen meiner Tochter, sie doch mein Kind.“

L.: „In Deutschland sagt man „mein Fleisch und Blut“.“

I.: „Ja, ja, ja.“

L.: „Viele unserer

Gesprächspartner sagen, dass es ihnen besser gehe – und wir sehen auch solche Anzeichen.“

I.: „Ohne Zweifel, beim Staat ist es so, dass sich die Entwicklung nicht nur in eine Richtung verändert, sondern es besteht ein Gesamtzusammenhang. Und so entwickelt es sich allmählich weiter.“

L.: „Wir haben den Eindruck, dass der Staat den Zuzug in die Dörfer fördert.“

I.: „Ja, das ist so und da hie niemand auf die Dörfer kommen wird, wenn keine Häuser vorhanden sind, fördert die Regierung den Bau von Wohnungen auf dem Lande. So kommen dann auch die

entsprechenden Fachleute in die Dörfer, dabei müssen dann auch die Löhne entsprechend sein, um die Lebensbedingungen auf dem Land zu verbessern.“

L.: „Wie schätzen sie die gegenwärtige Politik Deutschlands ein?“

I.: „Ich mische mich z.Zt. in die Politik nicht ein und verfolge sie auch nicht mehr so aufmerksam. Aber ich meine, dass das deutsche und das belarussische Volk immer in Frieden leben wollen, sich also friedlich entwickeln und in Freundschaft miteinander leben wollen. Ich bin übrigens sehr froh, in euch neue Freunde aus Deutschland zu begegnen.“

L.: „Viele Belarussen gebrauchen den Begriff „gutes Leben“, was bedeutet das für sie?“

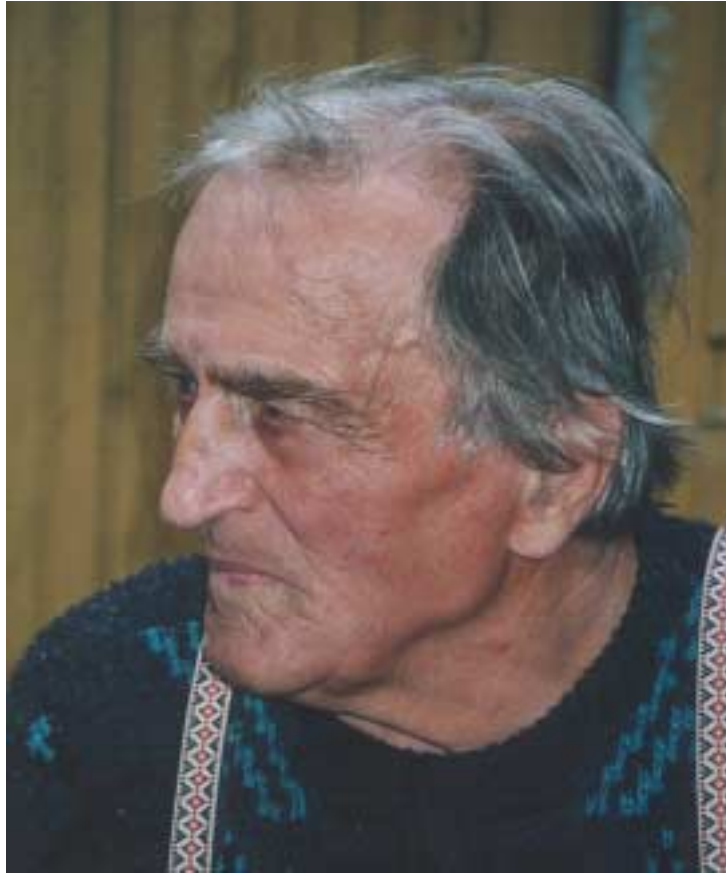
I.: „Ich bin schon 81 Jahre alt, das bedeutet, dass es für mein Alter eine gute Versorgung geben muss, dazu gehört eine ausreichende Rente. Und meine reicht aus, da ich vernünftig und gesund lebe.“

L.: „Sie hatten im ersten Gespräch gesagt, dass er seinen Enkeln wünscht, von den Menschen gebraucht zu werden.“

I.: „Wenn dann die Enkel erwachsen sind, trennen sich allerdings unsere Meinungen, d.h. die jungen Menschen haben dann andere Vorstellungen von der Welt. Ohne Zweifel bleibt es aber so, dass so wie wir unsere Kinder erziehen, werden sie uns, wenn wir alt sind, behandeln.“

L.: „Viele unserer Gesprächspartner sind Lehrer und die meisten sagen, dass sie nie Lehrer ohne die Revolution geworden wären“

I.: „Ich kann sagen, dass ich der Sowjetmacht sehr dankbar bin. Wenn es die nicht gegeben hätte, hätte ich nur einen Weg gehabt, z.B. eine Lehre als Schuhflechter oder als Kuhhirte zu machen. Mit 9 Jahren wurde ich ein Waisenkind, unser Territorium war unter Polen, dort konnte ich in einer Schule beenden, dabei wurde ich von der politischen Gemeinde unter-



stützt, dazu bekam ich eine große Hilfe von einem Popen. Unter den Polen hatten wir Religionsstunden, bei den Katholiken kam der Priester, bei den Orthodoxen der Pope. Da ich gut im Lernen war und ein Waisenkind, wurde ich von einem Popen dann jeden Tag zum Mittag eingeladen. Bei den Sowjets habe ich auch gelernt und ich konnte eine Lehrerausbildung abschließen. Ich bekam 3 Hochschulausbildungen, pädagogische, politische und ökonomische. Ich war dann in der Kolchose politischer Sekretär. Dazu musste ich die Politik der Partei in der Landwirtschaft kennen sowie auch die Ökonomie der Landwirtschaft selbst. Das Leben hat diese Ausbildung gefordert und keine theoretische Lehre stört, ich meine, je besser man ausgebildet ist, je nützlicher und besser ist man für die Gesellschaft und den Staat. Jetzt bin ich schon lange Rentner und habe all diese Verantwortungen abgegeben. Das betrifft auch das Museum, dass ihr vor 2 Jahren gesehen habt. Ich mische mich da nicht mehr ein. Ich bin ein Rentner und das heißt „erhole dich“.

H.: „Können sie etwas zum Verhältnis zu den Deutschen sagen?“

I.: „Ich war der Vorsitzende des Veteranenrates. Es gab dort bei den alten Menschen niemanden, der einen Hass gegen die Deutschen gehabt hat. Wir hatten Delegationen aus Deutschland empfangen, sie waren in den Kolchosen. Überall hatten wir einander gegenüber ein sehr menschliches Verhältnis.“

H.: „Wir haben bisher wenige Kriegsgefangene haben sprechen können.“

I.: „Ich bin bereits, wie ihr wisst, 81 Jahre alt und die Kriegsgefangenen leben nicht mehr. Im Krieg war ich ein Jugendlicher und die im Krieg älter waren waren, die leben nicht mehr.“

H.: „Von daher werden wir hier in Belarus kaum noch Kriegsgefangene als Ansprechpartner finden.“

I.: „Ja, 60 Jahre sind zwischenzeitlich vergangen und der sowjetische Soldat war damals mindestens 18-19 Jahre alt. Wie alt müsste dann heute der Kriegsgefangene sein? Ich bin Teilnehmer des Krieges und diejenigen, die in der Gefangenschaft waren, wie alt müssten sie sein?“

H.: „Wie sind sie mit den seelischen Folgen des Krieges fertig geworden?“

I.: „Ich habe wie die anderen auch den Krieg erlebt, habe anschließende geheiratet, hatte die Kinder, heute unterrichtet meine Tochter in der Schule. Mein Sohn ist ein Offizier der Miliz. Natürlich war es nach dem Krieg nicht so leicht, in das normale Leben zurückzukommen, aber ich habe gut gelernt, man hat mich immer unterstützt. Also, für mich gab es keine seelischen Probleme nach und durch den Krieg. Natürlich gab es gleich nach dem Krieg viele Träume, aber die sind schon lange vergessen, sie sind überwunden. Sie spielen heute keine Rolle mehr.“

L.: „Wie schätzen sie die Lage Belarus heut ein?“

I.: „Es passiert vieles seit dem Zusammenbruch der SU, aber ich glaube, dass es unserem Land besser geht, als den anderen ehemaligen Sowjetrepubliken. Ohne Zweifel ist die Sorge für die Veteranen in unserem Land sehr groß dank unserem Präsidenten Alexander Lukaschenko. Ich persönlich bedanke mich dafür bei ihm und ich weis, dass es auch viele andere tun würden.“

H.: „Wir danken für das Gespräch und möchten uns mit diesem Foto, das ich am 8. Mai 2005 am 60. Jahrestag der Befreiung vor dem sowjetischen Ehrenmal in Berlin aufgenommen habe, recht herzlich bedanken.“

I.: „Danke und euch alles Gute, ich wünsche euch Gesundheit und ein langes Leben. Und ich wünsche, dass eure persönlichen Wünsche in Erfüllung gehen. Das wichtigste ist Liebe und Gesundheit, dazu kommt dann noch das Glück und die Freude. Es ist schon menschlich, dass wenn wir es gut haben durchaus auch noch besser werden darf“.

H.: „Wir werden in Deutschland über die freundliche Begegnung berichten.“



- Dorfmittelpunkt vom Gemeinschaftshaus aus -



Ludmilla beschäftigt sich mit historischen Fragen im Dorf, gerade auch bezüglich des Ersten Weltkrieges, dem Ausgangspunkt unserer organisationsinternen Spurensuche.

Von einem Bekannten, der sich auch mit historischen Fragen beschäftigt, hat sie Fotokopien von Fotos aus England geschickt bekommen. Sie betreffen die Zeit um den Ersten Weltkrieg. Die Fotos mit deutschen Texten gaben eine kleine Übersicht vom Gebiet des Narotschsees zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Diese waren uns weitgehend bekannt, dokumentiert vom 2004 verstorbenen Rüdiger Seiffert. Aber einige Titel: „Vom Heuberg zum Narotschsee“, „Gut Mogritza“ „Gut Bliesnicki“ – heute Teil von Sanarotsch. Dann weiter „Gut Tscherbo“ mit einer Mühle, es handelte sich um ein altes Gut aus dem bekannten Geschlecht Skirmund, polnischer Landadel. Ein Bild vom „Gut Stachowske“, von dem heute nur noch einige Fundamente zu sehen sind. Dazu befanden sich

dabei auch Kopien von Kriegsphotografen, wie hier „Märzoffensive am Narotschsee 1916“. Viele Aufnahmen aus dem Februar 1916, zur Zeit der großen Märzoffensive.. Ludmilla steht in Briefverbindung mit einer Frau aus der Familie Chemotows, die auch im vergangenen Jahr hier war. Die Kirche von dem Gut, die von der Familie gebaut wurde, hatte den 100. Geburtstag. Weitere Fotos zeigen „Eine litauische Bauernstube“, „Ein Großherzog mit dem Gefolge schreitet die Front ab und „Fähre über den Zwirsee“. Ein Foto von einem Gutsherrn, der damals in Vilnius lebte mit seinem Verwalter. Fotos vom Dorf Konstantina, nicht weit von den „Blauen Seen“. Dazu Fotos von kriegerischen Handlungen.

Diese Fotos sind ein Hinweis auf die Tatsache, dass im westlichen Teil Belarus der polnische Landadel eine große Rolle spielte.

Ludmilla sagt, dass sie, wie wir bereits wissen, viele Gegenstände aus dem Ersten Weltkrieg gesammelt hat. Einige der Gegenstände hat sie gefunden, einige von Mitbewohnern erhalten und einige gekauft. Dazu hat sie auch Materialien aus den Geschichtsbüchern aus der Zeit, als sie noch im Museum in Pinsk gearbeitet hat. Als wir nach hier umgezogen waren, interessierte ich mich sehr für die Geschichte dieses Kreises und ich hoffte, dass wir hier

in Drushnaja ein kleines Museum über die Ereignisse des Ersten Weltkrieges einrichteten. Diese Idee wurde von niemanden unterstützt. Da sie keine finanziellen Mittel dafür hat, das allein zu machen. Wird sie wohl all ihre Sachen dem Kreismuseum in Mjerdel schenken, damit es nicht verloren geht.



Dieser kurze Besuch gibt uns die Gelegenheit, in dieser Dokumentation mit ein paar Fotos auf das Umsiedlerdorf Drushnaja am Narotschsee hinzuweisen. Das erste Foto zeigt den Mittelpunkt des Dorfes vom Gemeinschaftshaus aus. In 31 Wohneinheiten leben hier etwa 100 Personen aus der Tschernobylregion.

Die neue Schilfmattenwerkstatt gehört zur deutsch-belarussischen Gesellschaft „Ökodom“, in der viele Bewohner des Dorfes und auch des neuen Dorfes in Stari-Lepel einen Arbeitsplatz gefunden haben. Die Firma „Ökodom“ baut die Lehmhäuser, an dem die jährlichen Workcamper beteiligt sind. Dazu gehört seit 2004 auch die Schilfmattenproduktion, die in einem Gebäude der Kolchose am Narotschsee ihren Platz hat. Die Schilfmatten werden jetzt beim Bau der Häuser verwendet, sie werden aber auch zwischenzeitlich exportiert.

Weiter gehören die beiden Windkraftanlagen bei Drushnaja zu „Ökodom“. Der dadurch erzeugte Strom bedient nicht nur das Dorf, sondern wird auch in das öffentliche Netz eingespeist. Der Ertrag dient der weiteren ökonomischen Entwicklung. Diese Windkraftanlagen sind auch symbolisch als „Windkraft statt Atomkraft“ zu verstehen.



In unmittelbarer Nähe der Windkraftanlage befindet sich die im Jahre 2002 eingeweihte neue orthodoxe Kirche gewissermaßen als Symbol einer geistlichen und meditativen Kraft „aus dem Himmel auf Erden“.



Gespräche mit Umsiedlern und freiwilligen Helfern

Tanja und Sascha Kudrjatschow wohnen mit ihren drei Kindern seit dem 16. Oktober 2004 hier in dem neuen Dorf. (Lfd. Nr. 26 am 01. u. 02.08.05)

Tanja: „Wir lebten zuvor in einem hochverstrahlten Gebiet und wollten die Region immer schon verlassen; aber wir hatten keine Möglichkeit. Als wir dann aus der Zeitung erfuhren, dass hier solche Häuser gebaut werden, haben wir im Büro von Heimstatt in Minsk sofort einen Antrag gestellt. Jetzt leben wir in einer sauberen Region, können das essen, was wir einkaufen. Wir können hier auch Beeren und Pilze sammeln und essen. Unseren Garten haben wir auch schon angelegt. Hier haben wir keine Angst mehr vor Verstrahlung. Unsere Kinder fühlen sich hier viel besser als in unserem Heimatdorf. Unsere Jungen haben dort viel über Kopfschmerzen geklagt, jetzt ist das schon fast vorbei. Wir können noch nicht sagen,



dass sich der Gesundheitszustand grundlegend verändert hat. Die Schilddrüsen z.B. sind weiterhin betroffen, die Leber ist vergrößert. Aber im Gegensatz zu früher fühlen wir uns hier ganz einfach wohler. Die Belastungen aus den Verstrahlungen betraf uns alle, Eltern wie Kinder. Das hatten wir dort überprüfen können, hier aber noch nicht.“

Sascha: „Was die Arbeit betrifft, ist es für mich und meine Frau im Augenblick noch eine schwere Lage. Hier gibt es auch eine große Arbeitslosigkeit.“

Tanja: „Ich bin arbeitslos und Sascha hat nach Arbeit gesucht, hat aber noch nichts gefunden. Die Rettung liegt nur in der Kolchose. Dort muss er dann 14 Stunden pro Tag arbeiten, es gibt keinen freien Tag und der Lohn ist auch zu niedrig.“

Ludwig: „Kann euch denn durch Ökodom geholfen werden?“

Tanja: „Bevor wir umzogen, hat man uns gesagt, dass man uns bei der Arbeitssuche helfen würde, aber bisher gibt es nichts.“

L.: „Was habt ihr denn früher gemacht?“

Tanja: „Ich war Bibliothekarin in der Schule und Sascha hat an verschiedenen Arbeitsstellen gearbeitet. Das war einfacher als hier. Hier sind die Arbeitsbedingungen schwieriger.“

Hinrich: „Und welche Hoffnungen hat ihr für die Zukunft?“

Tanja: „Das ist schwer zu sagen, weil es insgesamt doch kompliziert ist. Aber er überwiegen doch die positiven Aussichten.“

L.: „Und wie lebt es sich hier im Dorf?“

Tanja: „Wir haben keine Verwandten hier. Und mit den Freunden ist das auch sehr kompliziert. Viele davon arbeiten hier in der Baubrigade. Und wir stehen ganz am Rande.“

H.: „Und eure Wünsche?“

Tanja: „Wir möchten hier bald gute Straßen haben. Im Winter und auch im Herbst kann bis jetzt kein Auto unser Haus erreichen. Unser Haus ist gut, mit der Beheizung ist es aber noch nicht ausreichend. Das Regenwasser gelangt im Herbst und auch im Winter immer in den Keller, das muss verbessert werden. Das Problem gibt es aber auch in mehreren Häusern. Wir möchten, dass das Regenwasser durch ein Abwassersystem abgeleitet wird. In der ersten wird das bereits gemacht, hier in der zweiten noch nicht.“

H.: „Und wie geht es euch Kindern hier?“

Georgij: „Mir gefällt es hier, aber ich vermissen meine Freund aus unserem Dorf und ich sehne mich auch nach ihnen.“

H.: „Erinnert ihr euch noch an die Tschernobylkatastrophe?“

Tanja: „Ich kann mich noch genau daran erinnern. Ich war zu Hause und hatte im Garten Kartoffeln gepflanzt. Sascha war bei der Armee, zu der Zeit in Moskau. Er musste aber nicht zu den Aufräumarbeiten in die Tschernobylregion. Wir waren damals noch nicht verheiratet.“

H.: „Wir beschäftigen uns ja mit den Auswirkungen des Krieges. Gibt es in euren Familien auch Erfahrungen mit dem Krieg?“

Tanja: „Ja in unserer Familie haben die Großeltern der Krieg miterlebt. Meine beiden Großväter wurden im Krieg getötet. Sie lebten im Gebiet Gomel. Als mein Vater zum Militär kam, war der Krieg gerade beendet.“

Andrej Kösel wohnt mit seiner Frau, Tochter und Sohn bereits seit 2 Jahren im neuen Dorf.

Andrej: „Am 5. August 2003 sind wir hierher gekommen.“

H.: „Sind eure Wünsche erfüllt und fühlt ihr euch hier wohl?“

Andrej: „Ja ich fühle mich hier wohl und ich kann auch sagen, dass sie unsere Erwartungen erfüllt haben. Meine älteste Tochter war in dem Dorf, aus dem wir kommen, immer krank, sie litt unter Bronchitis, es war fast Asthma. Und hier fühlt sie sich wohl. Gott sei Dank.

Manchmal ist sie noch erkältet, aber sonst ist sie nicht mehr wie früher krank. Einmal mussten wir hier für unseren zweijährigen Sohn Kiril die Nothilfe rufen. Das war im Winter, er hatte hohes Fieber.“

H.: „Erinnerst du dich noch an den Tag der Katastrophe?“

Andrej: „Ja, wir waren an diesem Tag am Fluss und wollten uns erholen. Das war im Gebiet Brest im Kreis Stolin. Wir wussten natürlich zu dem Zeitpunkt nicht, was das war, wie alle anderen auch. Erst später erfuhren wir, was passiert war“

H.: „Seid ihr auch selber von den Folgen in eurer Gesundheit betroffen?“

Andrej: „Ich nicht, ich war beim Arzt und die Untersuchungen ergaben, dass bei mir keine Folgen festgestellt wurden. Bei meiner Frau ist aber eine Vergrößerung der Schilddrüse festgestellt worden. Aber seitdem wir hier sind, hat es sich auch für die verbessert. Im Stoliner Kreis hatte sie immer mit dem Schlucken Probleme, hier nicht, durch die gute Luft sind diese Beschwerden vorbei.“

H.: „Und wie sieht es bei euch mit der Arbeit aus?“

Andrej: „Meine Frau ist Krankenschwester und sie arbeitet jetzt hier im Krankenhaus in Lepel. Eineinhalb Jahre habe ich hier bei einem Unternehmer gearbeitet, habe dort Türen gefertigt. Und seit einigen Monaten arbeite ich hier bei Ökodom. Und ich kann sagen, wer arbeiten will, kann auch immer Arbeit finden. Zwar findet man nicht immer etwas, in dem man ausgebildet wurde. Ein ausgebildeter Geologe findet hier sicher nichts. Aber Arbeit findet man hier immer. In Stolin hat meine Frau auch als Krankenschwester gearbeitet, ich war bei der Zollbehörde.“

L.: „Hat sich deine Arbeit hier verschlechtert?“

Andrej: „Schlechter oder besser, das kann man nicht sagen. Hier ist es eine andere Arbeit, die man hat, die man bekommt. Wir bauen hier jetzt weiter an den Häusern für die nächsten Umsiedler. Also, ich kann die Arbeit, die ich früher gemacht habe, mit der, die ich jetzt mache, nicht miteinander gleichstellen. Dazu bauen wir uns hier ja auch eine neue Existenz auf. Jetzt bin ich dabei, außerhalb mein Arbeitszeit einen Zaun um unser Grundstück zu bauen. Im Laufe der zwei Jahre, die wir hier nun schon wohnen, hat sich alles immer weiter entwickelt und darüber freuen wir uns in unserer Familie.“

L.: „Und wie für euch die Zukunft aus?“

Andrej: „In die Zukunft kann man nicht hineinschauen. Woher kann ich wissen, was mit mir, meiner Frau und meinen Kindern geschieht.“

L.: „Hast du auch Kritisches zu bemängeln?“

Andrej: „Kritik kann ich nur an den Behörden äußern. Das betrifft insbesondere das Drainagesystem, das die hier gebaut haben. Ich habe, wie andere auch, auch jetzt noch Wasser im Keller. Das muss bald behoben werden.“

H.: „Da wir hier insbesondere nach den Kriegserfahrungen fragen, auch an dich die Frage, gibt es in deiner Familie auch solche?“

Andrej: „Meine Großmutter, also die Mutter meines Vaters war ein Häftling, sie war Zwangsarbeiterin in Deutschland. Sie war damals 16 oder 17 Jahre alt. Mein Großvater, der Vater meines Vaters, war als Soldat im Krieg. Es hatte auch verschiedene Medaillen bekommen. Die Großmutter meiner Frau war auch Soldatin und ist bis nach Berlin gekommen und dafür auch geehrt worden. Der Vater meiner Mutter war nicht im Krieg, er war im Fernen Osten, ich kann aber nichts weiteres über ihn sagen, da meine Mutter früh verstarb, kann ich mich an ihn gar nicht erinnern. Mein Schwiegervater war auch im Krieg, von meiner Schwiegermutter weiß ich das nicht. Bei meiner Großmutter hat der Krieg moralisch eine große Bedeu-



tung , sie bekommt auch das Entschädigungsgeld. Insgesamt sind aber nicht mehr viele Veteranen am Leben. Ich habe das alles ja nicht miterlebt, ich habe es als Kind von meinen Eltern und Großeltern viel vom Krieg erfahren. Und ich möchte ihnen danken, dass sie das faschistische Deutschland zerschlagen haben.“

Alla Stadnik wohnt auch seit Ende des vergangenen Jahres mit ihrer Familie im neuen Dorf. Alla: „Wir kommen aus dem Kreis Stolin, aus dem Bezirk Brest. Und uns gefällt es hier sehr.

Gesundheitlich geht es uns besser, da wir dort unter der Verstrahlung litten. Damit hatten wir dort ständig Probleme. Wir, meine Mann und ich hatten viel Kopfschmerzen und der Sohn war oft im Krankenhaus. Hier fühlen sie sich sehr wohl. Dazu haben wir hier auch das schöne und große Haus in unmittelbarer Nähe auch noch zum See. Mein Mann arbeitet hier bei Ökodom. Ich habe aber noch keine Arbeit gefunden. Das hatte ich auch in Stolin nicht, ich war beim Arbeitsamt angemeldet. So beschäftige ich mich ausschließlich mit der Erziehung unseres Sohnes. Hier in Lepel leben sehr viele Menschen und es gibt auch sehr viele, die arbeitslos sind.“

H.: „Was ist deine Erinnerung an die Tschernobylkatastrophe?“

Alla: „Direkt kann ich mich nicht mehr an den Tag erinnern, ich ging damals noch zur Schule. Einige Zeit später erfuhren wir das durch die Lehrer, sie informierten und erklärten uns alles.“

L.: „Und wie sind nun hier nach dem Umzug die Kontakte im Dorf?“

Alla: „Ich habe hier im Dorf keine Verwandten. Ich kenne aber viele von hier, da wir im Kreis Stolin alles Nachbarn waren. Wir sind alles aus einer Gegend. Z.Zt. haben wir auch Besuch von Verwandten. Hier im Dorf helfen wir uns immer, da immer noch etwas an den Häusern und im Garten zu tun ist. Es geht uns besonders um Wasser und Entwässerung. Neben der Arbeit unterstützen wir uns gegenseitig. Und ihr fahrt am Mittwoch wieder nach Deutschland, hat es euch hier gefallen?“

L.: „Ja, es hat uns hier wieder sehr gut gefallen.“

Alla: „Das ist gut, denn ihr wisst, hier hofft man immer das beste.“

H.: „Wir fragen ja nach den Auswirkungen des Krieges. Hat das in deiner Familie auch eine Rolle bedeutet?“

Alla: „Eine meiner Großmütter kannte ich nicht, sie starb schon, als ich Kind war. Und meine Eltern haben nie mit mir darüber gesprochen. Ich denke, darüber zu sprechen, ist wichtig für die, die durch diesen Krieg auch gegangen sind. Ich und viele von uns wissen darüber auch nur durch die Filme und die Erzählungen anderer. Wenn man das selber nicht erlebt hat, kann man gerade in den Filmen sehen, wie schrecklich der Krieg war.“

Wladimir und Tatjana wohnen mit ihren 3 Kindern bereits 2 Jahre hier.

Hinrich: „Hat sich bei euch seit dem letzten Jahr etwas verändert?“

Wladimir: „Nein, es hat sich wenig verändert, wir fühlen uns hier aber immer wohler. Im Haus ist alles fertig, jetzt bringen wir den Zaun an und im Garten blüht auch alles. Wichtig ist aber insbesondere, dass es den Kindern gut geht. Und mit der Arbeit hier in der Brigade läuft es auch gut. Meine Frau hat auch mit der Verwaltung etwas zu tun. Also, wir sind sehr zufrieden.“

Ludwig: „Und die Dorfgemeinschaft?“



Wladimir: „Die ist sehr gut, zumal Tatjana auch hier noch eine Cousine, Natascha, hat. Dazu kommt, dass uns auch unsere Eltern und Freunde besuchen.“

Hi.: *„Und wie schätzt ihr eure Zukunft ein?“*

Wladimir: „Die Perspektive ist so, dass wir hier erst einmal alle die geplanten Häuser aufbauen und dann werden wir mal weitersehen.“

Lu.: *„Wird es besser oder schlechter werden?“*

Wladimir: „Warum muss es besser, warum muss es schlechter sein? Insgesamt ist es in Lepel in der letzten Zeit und auch hier bei uns besser geworden. Es ist alles gut. Was aber am Haus nicht gut ist, kann ich selber reparieren und in Ordnung bringen. Ein Problem, das wir hier mehrere haben, hängt mit der schlechten Drainage zusammen. In den Kellern steht das Wasser. Das soll aber durch die Kommune geklärt werden. Aber auch hier helfen wir uns untereinander. Wir wünschen natürlich auch, dass die beiden Wege hier durch das Dorf bald befestigt werden. Dann ist ja auch im Gespräch ein Gemeinschaftshaus. Da sind alle Bewohner dafür. Hier kann man sich treffen, aber es ist auch für die Kinder da.“

Lu.: *„Wir haben in Vitebsk von der Idee eines Dorftourismus gehört. Wäre das auch etwas für hier?“*

Wladimir: „Ich hätte nichts dagegen. Man muss hier erst einmal alles fertig bauen und alles in Ordnung bringen. Das betrifft dann auch eine Badestelle am See und auch einen Sportplatz. Ich kann mir vorstellen, dass das hier am Rande von Lepel ein gutes Projekt sein könnte. Da werden sicher noch mehr Ideen kommen. Das muss dann mit der Gebietsverwaltung planen, denn ohne sie darf man hier nichts bauen.“



Natasche Denisowa, Natascha Sentschenko und Elena Juchimowitsch , Studentinnen und freiwillige Helferinnen
(Lfd. Nr. 27 02.08.05)

Hinrich: „Danke, dass ihr kurz vor dem Campende noch zu einem Gespräch bereit seid. Ihr kennt durch Igor unsere Aufgabe, es geht um die historische Aufarbeitung des Zweiten Weltkrieges. Aber zuerst zu euch, wie hat es euch hier im Camp als freiwillige Helfer gefallen?“

Natascha D.: *„Ich bin sehr froh, dass ich hier habe helfen können. Ich habe auch von einigen Familien hier über die Folgen der Tschernobylkatastrophe für sie erfahren. Und es ist sehr wichtig für sie, dass sie hier in sauberen Regionen leben können. Denn diese Familien sind auch unsere Zukunft.“*

Natascha S.: „Es ist sehr interessant für uns hier gewesen, denn wir haben viele Bekanntschaften machen können, natürlich in erster Linie mit den Deutschen.“

Elena: „Hier konnte ich mich doch ein bisschen ausruhen, und ich machte neue Bekanntschaften und fand vor allem neue Freunde und konnte dabei meine Sprachpraxis verbessern. Es ist schon ein anderes Milieu, in dem hier alles geschieht. Es ist etwas seelisch anderes, hier zusammenzubinden, was für hier Lebend nützlich und für andere sinnvoll ist. Das nützlichste ist für mich, dass wir den Menschen helfen konnten, die unter den Folgen der Tschernobylkatastrophe gelitten haben.“

Hi.: „Rechnet ihr persönlich auch mit Folgen aus der Katastrophe?“

Natascha D.: „Kaum jemand in unserem Land kann das ausschließen. Meine Verwandten, die in einem ziemlich verstrahlten Gebiet von Gomel wohnen, haben stark gelitten. Bei einer meiner Tanten ist die Auswirkung jetzt zu sehen.“

Elena : „Ich wohne der Region Brest, die nicht so stark verstrahlt ist. Aber fast alle Schüler in dieser Region haben vergrößerte Schilddrüsen. Aber sie bekommen keine Entschädigung.“



-Natascha D. – Elena – Natascha S. -

Hi.: „Habt ihr von dem Core-Hilfsprogramm der UNO und EU für Belarus gehört?“

Alle drei: „Nein, davon haben wir noch nie gehört.“

Hi.: „Nach Berechnung der belarussischen Regierung leben noch über 190.000 Menschen in der Zone mit Umsiedlungsrecht und über 1,3 Mio. im periodisch verstrahlten Gebiet. Und in dem Core-Programm geht es um die Wiederherstellung der Lebensbedingungen in der verstrahlten Gebieten.“

Natascha D.: „Nicht weit von Gomel gibt es eine Stadt, die heißt Vetka. Vielleicht gilt dieses Programm für eine solche Stadt. Der Präsident kommt oft in diese Stadt, verschiedene Programme werden dort durchgeführt.“

Hi.: „Wir von Heim-statt beteiligen uns nicht an diesem Programm, da wir es für falsch halten und die Umsiedlung als die konsequenteste Antwort auf die Katastrophe sehen. So versuchen wir auch, uns in unserem Land gegen die Renaissance der Atomkraft zu wenden. Und da nach den heutigen Erkenntnissen der Krankheitsfolgen die meisten Tschernobyl-opfer noch nicht geboren sind, eine ganz persönlich Frage an euch. Beeinflusst euch das hinsichtlich euer Familienplanung?“

Natascha S.: „Nein, das beeinflusst unsere Absichten nicht.“

Natascha D.: „Wir sind gesund und stark.“

Hi.: „Abschließend die Frage zu unserem Hauptanliegen. Gibt es in euren Familiengeschichten Erfahrungen und Erinnerungen mit und an den Krieg?“

Alle drei: „Es ist bei uns fast in all unseren Familien so, dass sie an dem Krieg beteiligt waren. Das wissen wir nicht nur durch die Schule, sondern vor allem durch unsere Großeltern.“

Natascha D.: „Die Erinnerungen beziehen sich aber nicht nur auf die grausamsten Dinge, sondern auch auf angenehme. Es gab z.B. auch gute Deutsche, die meiner Großmutter geholfen haben.“

Hi.: „Ich danke euch. Unser Anliegen liegt darin, dass neben den bekannten historischen Fakten durch die Gespräche mit den Veteranen auch ein Stück Versöhnung geschieht.“

Igor Nester, Germanistikstudent und Dolmetscher

Hinrich: „Kann ich dich auch nach der Bedeutung des Krieges in deiner Familie fragen?“

Igor: „Meine Familie hat der Krieg auch getroffen. Meine Großmutter, d.h. die Mutter meiner Mutter wurde als Kind mit ihrer Familie aus dem Gebiet Karyl, das ist in Russland von den

Deutschen hierher getrieben. Sie waren hier bei Baranovici in einem Lager. Das war die Mutter von meiner Oma, dazu gehörten noch ihre jüngere Schwester und ihr Bruder. Ich weiß nicht warum, aber die Deutschen haben das erlaubt, dass die Familien aus der Gegend von Baranovici sich die Häftlinge aus dem Lager in ihrer Familien nehmen konnten. Dabei hat die Familie meines Großvaters väterlicherseits, die etwa 30 km davon entfernt lebte, die Familie meiner Großmutter zu sich genommen. Und wie sie mir dann erzählt hatte, hat sie und ihr späterer Mann, mein Großvater, zusammen gespielt und sie haben dabei nicht geahnt, dass sie irgendwann einander heiraten werden. Sie hatten zusammen in der Badewanne gebadet und haben wie Kinder überhaupt gespielt. Ich kann nicht sagen, ob es in der Gegend, wo sie gelebt haben, Partisanen gegeben hat. Aber nicht weit von dort, wo ich auch lebe, wurde der Leiter der Minsker Untergrundbewegung Iwan Kabusch geboren. In Minsk ist er sehr bekannt, er wurde dort ermordet. Mein Urgroßvater, der Vater meiner Großmutter, als aus Karyl, war im Krieg. Nach dem Krieg ist nach Weißrussland gekommen bei der Suche nach der Familie. Er fand sie dann hier und sie lebten dann hier weiter. Und meine Urgroßmutter, also seine Frau, hatte immer Angst vor dem Krieg. Sie hatte immer ein Paar Säcke mit Zwieback auf dem russischen Ofen. Und wenn Würmer in dem Zwieback waren, verfütterte sie diese an die Schweine. Und noch einmal, mein Urgroßvater war im Kriege, hatte auch sehr viele Medaillen. Als Kriegsinvalide hatte er dann auch ein Auto. Die anderen Großeltern, väterlicherseits, kamen hier aus dem Kreis Baranovici. Der Urgroßvater hat sich dann selber an einem Bein verletzt, damit er nicht in den Krieg ziehen musste. Meine Großeltern haben mir erzählt, dass es dort wenig Deutsche gab. Einmal sollen die Polizisten gekommen sein, um den Apparat, mit dem man schwarz den Wodka herstellen konnte, wegzunehmen. Darüber hat sich der Urgroßvater bei den Deutschen beschwert. Diese veranlassten die Polizisten, das Gerät wieder zurückzugeben. Meine Großmutter aus Karyl hat erzählt, dass als die Deutschen in das Dorf kamen, wo sie früher gelebt hatten, sie Angst hatten, dass die Geschwister schon getötet seien. Aber die Schwester und der Bruder saßen in der Küche auf dem Ofen und hatten Bonbon, die sie von den Deutschen bekommen hatten. Ich weiß nun nicht, warum sie dann in Richtung Westen geschickt wurden, vielleicht sollten sie gar nach Deutschland getrieben werden? Sie blieben aber im Lager bei Baranovici und dann bei uns im Dorf. Väterlicherseits war mein Großvater ein verknöchertes Kommunist. Von ihm wurde die Schwester erschossen, die auch Kommunistin war. Seine Mutter, meine Urgroßmutter, stammte aus der Ukraine. An einem Tag kam eine Abteilung Soldaten, um das Dorf in dem sie jetzt im Gebiet Grodno im Kreis Slonim lebte, zu verbrennen. Das ganze Dorf wurde verbrannt, nicht aber das Haus, in dem meine Urgroßmutter lebte, weil sie aus der Ukraine war. Sie hatte mit den Soldaten ukrainisch gesprochen und die Soldaten hatten ihr Haus nicht verbrannt. Ansonsten war es in unserer Region, südwestlich von Baranovice, still. In Richtung Minsk waren aber viele Dörfer verbrannt.

Mein Vater ist 49 Jahre alt und meine Mutter 40 Jahre. Meine Mutter arbeitet in einem Betrieb, in dem Nerze für die Pelze gezüchtet werden. Mein Vater arbeitet in einem Straßenbaubetrieb für das Heizungssystem. Ich habe einen Bruder und drei Schwestern, ich bin der Älteste von ihnen.

Ich habe meine Großeltern wenig nach dem Krieg gefragt. Meine Großmutter, die aus Russland kam, hat immer viel geweint. Ihr kommen immer die Tränen, wenn sie mich sieht. Vielleicht hängt das auch mit dem Krieg zusammen. Ihr Mann, mein Großvater ist gestorben. Er erzählte etwas von dem Krieg immer dann, wenn er etwas getrunken hatte. Nach dem Krieg fand er ein Gewehr und bei dem Versuch, damit zu schießen, verletzte er sein Gesicht. Es wurde wenig vom Krieg gesprochen, nur manchmal erwähnten sie, als die russischen Truppen vorrückten, sie diese mit Milch aus großen Kannen versorgt hatten.

In meinem Dorf steht bis heute auch noch ein Gutshaus, ein sehr prächtiges. Es blieb auch nach dem Krieg erhalten, wurde eine Internatsschule für Waisenkinder. Es liegt in einem 6 ha großen Park. Dazu gehört auch eine Brauerei für Spiritus. Ich habe dort auch gearbeitet. Sie wurde 1897 gebaut. Das hat alles bis 1939, bevor der Westteil sowjetisch wurde, funktioniert. Es gab auch eine Kapelle mit einer Gruft, in der die Familienmitglieder der Gutsleute begraben wurden. Mein Großvater hat erzählt, dass nach 1939 die Särge alle herausgezogen wurden und die Kinder hätten mit den Schädeln Fußball gespielt. Als nun nach dem Ende der SU eine Enkelin des früheren Gutsherrn nach Weißrussland kam, hat sie geschrien

„die verfluchten Bolschewiken“. Ich kenne Fotos von früher, es war damals sehr schön und es ist es mit dem Park, dem Teich und dem Fluss auch heute noch so. Die Gutsherren entstammen einem tatarischen Stamm. Der Gründer war ein Historiker und war am Hofe von Radziwil. Mein Dorf ist bekannt seit etwa 1500, als der Gutsherr 12 Reiter für den Krieg bereitgestellt hatte. Insgesamt hatten die Gutsherren bis 1939 einen guten Ruf. Sie versorgten alle bei ihnen angestellten Arbeitskräfte mit Familien. Alle waren zufrieden, zumal man bei ihnen auch Gerätschaften für den privaten Gebrauch entleihen konnte.“

Weißrussland 2005- eine auswertende Zusammenfassung

Schon früh haben sich unsere Zeitzeugenbefragungen in Weißrussland und die damit verbundenen Recherchen zum 1. und 2. Weltkrieg auf die Geschichte Weißrusslands von der Revolution und ihren Voraussetzungen im zaristischen und feudalistischen Russland bis zur Gegenwart ausgedehnt. Schwerpunkt war und blieben allerdings der 2. Weltkrieg und seine Folgen für Belarus und seine Bevölkerung.

Nachdem 2002 und 2003 vor allem Partisanen bzw. Angehörige der Roten Armee befragt worden waren, standen 2004 Zwangsarbeiter und KZ- Opfer im Zentrum unserer Befragungen. Im Jahre 2005 wollten wir nun alle die Personengruppen befragen, die wir bisher noch nicht hatten erreichen können und deren Bedeutung für das Verständnis Weißrusslands im 2. Weltkrieg uns bei unseren Recherchen bewusst geworden war: Das waren einerseits die jüdischen Weißrussen und die Kriegsgefangenen und andererseits die Weißrussen, die mit der deutschen Besatzungsmacht zusammengearbeitet hatten, vielleicht auch die Angehörigen anderer ethnischer Gruppen wie Polen oder auch Angehörige verschiedener christlicher Konfessionen, die in der jüngeren Geschichte Weißrusslands eine wichtige Rolle gespielt haben.

Während wir durch das Zusammentreffen von Svetlana Egorowna Zwirbut von der Organisation POJ und Hinrich Rüßmeyer bei einem Treffen weißrussischer und deutscher Initiativen in Gesecke zum ersten Male Zugang zu jüdischen Personen und Gruppen in Belarus fanden, erwies es sich als sehr schwierig oder unmöglich, Interviewpartner aus den anderen Gruppen zu gewinnen.

Die Juden in Weißrussland

Mit der Verlagerung der Aktivitäten von Heimstatt Tschernobyl von Drushnaja (Bezirk Minsk) nach Lepel (Bezirk Witebsk) rückte das Schicksal der Juden in Weißrussland in den Vordergrund unseres Forscherinteresses.

Ausgangspunkt war die Entdeckung, dass der Anteil der Juden an der Bevölkerung Lepels zeitweise mehr als die Hälfte betragen hat und daher die Juden dort wie in vielen Städten und Orten Weißrusslands eine völlig andere Rolle gespielt und Bedeutung gehabt haben müssen als bei uns. Während viele Menschen in Westeuropa die Juden gar nicht persönlich kannten, von denen sie ein so genaues Bild und eine so feste Meinung zu haben glaubten, müssen die Juden in Weißrussland als Mitbürger und Nachbarn eine sehr lebendige Erscheinung gewesen sein, die das Ortsbild entscheidend mit prägten und zu denen man eine echte mitmenschliche Beziehung aufbauen konnte.

Wir stießen bei unseren Erkundungen in Lepel auch schon bald auf den jüdischen Friedhof, der sich über ein beträchtliches Areal auf einer Halbinsel am Lepeler See in der Nähe des orthodoxen Friedhofs erstreckt. Bei unserem letzten Besuch im Jahre 2003 trug das jüngste Grab das Datum vom 31.08.1998, und die Nutzung des Friedhofs reichte – wie die Grabsteine zeigen! – weit in die Vergangenheit zurück. Außerdem erfuhren wir, dass die jüdische Bevölkerung Lepels nach dem Einmarsch der Deutschen in einem Ghetto zusammengetrieben, vorübergehend zu Arbeitseinsätzen herangezogen und in Tschernorutschje, 8km. südlich von Lepel, am 28. Februar 1942 ermordet worden ist. Eine Stele und fünf Beete erinnern daran, dass dort Bürger Lepels erschossen und in fünf Massengräbern verscharrt worden sind. Die Brutalität, mit der diese Aktionen durchgeführt wurden, spiegelt sich darin, dass immer wieder berichtet wird – auch an zahlreichen anderen Stellen! –, dass sich die Erde über den Massengräbern noch tagelang bewegt hätte.

Bei unseren Recherchen entdeckten wir auch schnell das „jüdische Dorf“ Kamen, 30 km nördlich von Lepel, in dem (fast) ausschließlich Juden gelebt zu haben scheinen. Das war für uns insofern eine Überraschung, als wir immer wieder die Information erhalten hatten, dass die Juden in Belarus in der Regel nur in größeren Orten gelebt haben. Sie haben dort auf dem Lande offenbar eine ähnliche Funktion erfüllt wie in größeren Orten und Städten, indem sie Dienstleistungen – wie Handel, Handwerk und medizinische Versorgung - für die bäuerliche Bevölkerung in der ländlichen Umgebung erbrachten. Zumindest in einem Falle hatten sie dort auch Landwirtschaft betrieben. Wie unser Informant in Kamen uns bereits 2003 berichtete, hatten seine Eltern 1937 den jetzt noch von ihm bewirtschafteten Hof von einer jüdischen Familie erworben, die in die USA ausgewandert ist. Auch in Kamen waren die jüdischen Bewohner, wie an vielen anderen Plätzen in Belarus, nach dem Einmarsch der Deutschen zusammengetrieben und außerhalb des Dorfes, in der Nähe des orthodoxen Friedhofs, erschossen worden. Auch dort erinnert ein Mahnmal an dieses Verbrechen, von dem der Hinweis auf die jüdische Herkunft der Opfer später getilgt worden zu sein scheint.

Wladimir Vertlieb hat 2001 in seinem Roman „Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur“ die Schwierigkeiten geschildert, auf die die Protagonistin des Romans im November 1945 stieß, als sie in einem belarussischen Dorf eine Gedenktafel für ihre von den Deutschen ermordeten Eltern aufstellen wollte: „Sie dürfen diese Holzplatte aufstellen“, sagte der Vorsitzende der dortigen Sowjose, „aber ohne Hinweis auf die Juden! Schreiben sie doch einfach: Opfer des Faschismus. So ein Denkmal ist nicht ganz unproblematisch. Wir sind ein Land der internationalen Solidarität. Wir haben den Nationalismus überwunden, und Sie wollen ein Denkmal für die Toten eines Volkes aufstellen. Zugegebenermaßen hat dieses Volk unter den Faschisten besonders gelitten, aber auch jeder 4. Weissrusse istumgekommen“.(S.298) Ein Gedenkstein für die Bewohner des „jüdischen Dorfes“ Kobylniki bei Narotsch aus dem Jahr 1992 weist allerdings sowohl das weissrussische Wort für „jüdisch“ als auch den Davidstern auf.

Im letzten Jahr fand auch in Minsk, im ´Jewish Campus´, ein Gespräch mit dem Vorsitzenden der jüdischen Vereinigung ehemaliger Ghetto- und KZ-Häftlinge, Michail Abramowitsch Trejster, statt, der uns über die Folgen der deutschen Okkupation für die jüdischen Bürger Weißrusslands informierte: „Aber hier – in Weißrussland- haben wir nur noch Spuren der jüdischen Bevölkerung. Vor dem 2.Weltkrieg lebten hier in Belarus 1 Million Juden konzentriert, die Zahl der Juden erreichte in den Städten 50 –80 %“, Er schätzte, dass in Lepel noch 10 –15 jüdische Bürger leben müssten.

Die Lage der Juden im heutigen Belarus beurteilte M.A.Trejster vorsichtig: „Es ist schwer, eine Prognose zu stellen. Ich war während des Krieges hier Partisan, habe gekämpft. Ich lebe hier, ich arbeite in diesem jüdischen Zentrum, es ist mein Land, ich bin Bürger dieser Republik. Ich werde dieses Land nicht verlassen, ich bleibe hier. Wahrscheinlich ist die Lage der Juden in unserer Republik viel besser als in Russland, weil es hier nicht so einen großen Antisemitismus gibt. Ich glaube, unsere Lage ist hier auch besser als z.B. in Frankreich“.(2004.S.85)

Als ehemaliger Partisan und Jude konnte M.A.Trejster auch unsere bisherigen Ergebnisse über die Rolle der Juden bei den Partisanen ergänzen, die bisher eher zurückhaltend – wohl eher im Sinne der traditionellen sowjetischen Darstellung als monolithischer Widerstand der weißrussischen Bevölkerung gegen die Okkupation – behandelt worden war: „Es waren etwa 15 .000 Juden unter den Partisanen. Die Gesamtzahl der Partisanen war 370.000. Die kleine Zahl 15.000 bedeutet nicht, dass nur so wenige zu den Partisanen gingen, denn viele sind bei dem Versuch, zu den Partisanen zu gelangen, umgekommen. An der Spitze von 2 Brigaden und 20 Einheiten standen Juden. Die Juden hatten viel Macht (großen Einfluss?) in der Partisanenbewegung. Hier auf dem Foto sehen Sie z.B. mich als Partisanen im Alter von 17 Jahren; wir trugen, wie Sie sehen, keine Uniform“. (2004,S.84) Auf unseren Hinweis auf ein Buch über die Partisanen im Gebiet Baranowitschi ergänzte er: „...ja, auf diesem Territorium

gab es 2 große jüdische partisanische Abteilungen. In einer Gruppe waren 700 und an der Spitze stand Zorin, in der zweiten Gruppe waren 1200, an der Spitze stand Bielski. Daneben war es gelungen, kleine partisanische Gruppen von 10 Leuten aus Juden zu bilden, die aus den Ghettos geflohen waren. Diese schlossen sich der sowjetischen Partisanenbewegung an“. (2004, S.84) Da neuere Forschungen über Belarus Zweifel an der bisherigen Darstellung einer sehr homogenen Partisanenbewegung weckten, fragten wir auch nach dem Verhältnis zwischen den z.T. spontan entstandenen Partisanengruppen und der sowjetischen Regierung, die die Kontrolle über die Partisanengruppen zu gewinnen versuchte: „Das Verhalten der Faschisten gegenüber den Zivilisten, gegenüber den Juden und gegenüber den Kriegsgefangenen war so brutal, dass alle Partisanen, ob sie Juden oder Russen waren, ihre Einstellung gegenüber der sowjetischen Regierung in den Hintergrund stellten, um das Hauptziel, den Feind gemeinsam zu vernichten, zu erreichen. Es kam auch vor, dass eine Gruppe mit der sowjetischen Regierung nicht einverstanden war, dann galt sie aber als Verräter, was aber zur Folge hatte, dass alle mit der Regierung einverstanden waren“. (2004, S.85)

Lediglich in einem Einzelfall wurde auch die Existenz ethnischer Konflikte innerhalb der Partisanenbewegung bestätigt, wobei, wie auch schon in früheren Interviews, der nicht ganz unbekannte polnische Antisemitismus eine Rolle gespielt haben könnte: „Aus meiner Gruppe z.B. sind 10 Partisanen von Mitgliedern der polnischen Armija Krajowa (Heimatarmee) getötet worden. Diese Armee war zuerst neutral, schlug sich dann aber auf die Seite der Faschisten“. (2004,S.84)

M.A.Trejster bestätigte im Grunde den weißrussischen Konsens, dem wir überall begegneten, dass das Verhältnis zwischen den verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen in Belarus, auch gegenüber den jüdischen Mitbürgern, „normal“ gewesen sei: „Natürlich, der Antisemitismus hat vor dem 2. Weltkrieg keine so große Rolle gespielt“, sagte er, und er kommentierte unsere Frage nach einem latenten Antisemitismus, wie er in Europa fast überall anzutreffen war, folgendermaßen: „Vor dem Krieg (gab es ihn) nicht, auch diese Erscheinung wurde erst durch die faschistische Propaganda hervorgerufen“. (2004,S.84/85)

Weniger frei von solchen Ressentiments – Stalin scheint den Antisemitismus allerdings auch gezielt zur Bekämpfung seiner tatsächlichen oder vermeintlichen innenpolitischen Gegner instrumentalisiert zu haben! – gegenüber der jüdischen Bevölkerung in der Sowjetunion war offenbar das stalinistische Regime: „Bei uns“, erklärte M.A.Trejster, „verhielten sich die Kommunisten und die Führung bis 1985 – 1990 gegenüber den Juden sehr schlecht. Die Juden waren immer Bürger zweiter Klasse“. (2004, S.84)

W.Vertlieb schildert in seinem Roman, dass es für Rosa Masurs Sohn 1951 in Leningrad fast unmöglich ist, einen Studienplatz an der Universität zu bekommen und dass sich im Januar mit der Verhaftung der „Kremlärzte“ die Hetze gegen „Zionisten“, „Vaterlandslose“ und „Kosmopoliten“ immer mehr ausweitete und das jüdische kulturelle Leben in der Sowjetunion stark beeinträchtigte. Unser jüdischer Gesprächspartner Lew Pljut bestätigte 2005 diese Einschätzung: „All das zeigt, dass das Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten, und besonders das zu den Juden, oder auch Halbjuden, gut war. Ich muss aber auch sagen, dass die sowjetische Regierung antisemitisches Verhalten gegenüber den Juden ermöglicht und zugelassen hat. Für jüdische Jugendliche, die die Schule beendet hatten, war die Auswahl für die Berufsausbildung eingeschränkt. ...Also, die Politik gegenüber den Juden war nicht richtig, und die stand im Gegensatz zum Verhältnis, das im Volk untereinander herrschte“. (Nr.3, S.7)

Als wir M.A.Trejster auf die Beobachtung hin ansprachen, dass Denkmäler für jüdische Opfer des Faschismus keinen Hinweis auf deren Herkunft enthielten, sagte er: „Nur auf den Denkmälern, die nach 1990 errichtet wurden, durfte man den sechseckigen Davidstern und auch die hebräische Schrift verwenden....Als die (früheren) Denkmäler errichtet wurden, da durfte man nicht schreiben, dass dort Juden begraben worden sind. Sie liefen dann unter

dem Begriff „Zivilisten“ oder „friedliche Bevölkerung“. (2004, S.84) Im Rahmen unserer Erörterung des Antisemitismus klang es beinahe ein wenig wie Verständnis oder Selbstkritik, als M.A.Trejster sagte: „Der Jude vertritt die Meinung, dass er der Vertreter des richtigen Glaubens ist. Er geht davon aus, dass sein Gott der einzige ist. Das sehen andere, gerade auch die Christen, ebenfalls so“. (2004,S.85)

In den letzten Jahren waren alle Versuche, einen jüdischen Zeitzeugen zu finden, der aus unmittelbarer Erfahrung heraus über sein Schicksal in Belarus berichten konnte, gescheitert. Deshalb empfanden wir es als besonderen Glücksfall, dass Hinrich im letzten Jahr auf einer belarussisch – deutschen Tagung in Gesecke Svetlana Egorowna Zwirbut kennenlernte. Svetlana betreut im Rahmen der Organisation POJ, die eng mit einer evangelischen Kirche aus dem freikirchlichen Bereich verbunden ist, jüdische Menschen im Raum Witebsk, die heute in Belarus eine verschwindend kleine Minderheit bilden und z.T. recht isoliert und ohne organisatorischen Zusammenhalt in den ländlichen Gebieten Weißrusslands zu leben scheinen. Svetlana konnte deshalb zum ersten Male während unsrer Recherchen in Belarus für uns einen Kontakt zu mehreren Juden, jüdischen Gruppen und Personen, die als Nachbarn mit Juden zusammengelebt hatten, herstellen und ein Vertrauensverhältnis schaffen, das ein freundschaftliches und offenes Gespräch zwischen den Opfern des Holocaust und den Kindern der Täter ermöglichte.

Die Information über die Juden gewannen wir in fünf verschiedenen Schritten. Einen ersten Eindruck von der aktuellen Lage der Juden im heutigen Weißrussland erhielten wir, als Tatjana Rogowenkowa und Svetlana uns über das Engagement der evangelisch - freikirchliche Gemeinde in Lepel für die Juden berichteten: „Zuerst haben wir unsere Arbeit mit Treffen in den Häusern begonnen, aber zur Zeit treffen wir uns in dieser Kirche. Aber es gibt auch einige Juden, die keine Möglichkeit haben, hierher zu kommen, und die es nicht wollen. Zu denen fahren wir dann nach Hause. Hier in der Stadt Lepel sind es etwa 40 Familien. Die Juden, die jetzt hier in Lepel wohnen, haben während des Krieges noch nicht hier gelebt. Die Juden, die hier zu Beginn des Krieges lebten, haben die Gefahr gespürt und sind von hier fortgezogen. Und die Juden, die nicht ausgewandert sind, wurden vernichtet“. (Nr.2, S.2/3). Und Svetlana ergänzte: „Manchmal organisieren wir auch jüdische Feste, weil viele der Traditionen schon vergessen sind. ...Wir bringen meistens die verschiedenen jüdischen Familien an einem Ort zusammen und suchen dann gemeinsam einen Ort für eine Zusammenkunft. Der Anstoß für ein Fest kam zuerst von uns, das wurde dann im Haus einer Familie, einem Club oder in einem Kulturhaus gefeiert. Inzwischen organisieren die Juden es teilweise schon selber. Ich weiß, dass es hier in Lepel viele christliche Juden gibt, die jeden Sonnabend Sabbat feiern“. (Nr.1, S.1)

Als wir aus diesen Berichten die Schlussfolgerung zogen, dass die Juden in Weißrussland zurückgezogen leben und eine gewisse Scheu hätten, sich öffentlich zum Judentum zu bekennen, hielt uns Elena Najugin, die ebenfalls der Kirchengemeinde angehört, entgegen, „dass es bei den Juden wenige jüngere Menschen gibt. Und die älteren Juden brauchen Ruhe, keiner darf stören. ...Ich vermute, dass viele unser Land verlassen, weil es für sie keine Bildungseinrichtung gibt. In anderen Ländern, wie auch bei Euch, finden sie das, und auch gute Arbeit“. (Nr.8, S.4)

Danach erhielten wir einen Bericht über die Lage und auch das Schicksal der Juden während der deutschen Okkupation Weißrusslands durch die 76-jährige Weißrussin Galina Klawowitsch, die in Lepel in enger Nachbarschaft mit den Juden gelebt hatte: „Lepel war eine jüdische Stadt, hier haben sehr viele Juden gelebt, und gerade hier auf der Sowjetskaja-Strasse haben viele gelebt. Dabei waren auch sehr schöne Mädchen. Und als dann die Deutschen kamen – und die Soldaten waren auch jung ! – ist in vielen Fällen Liebe entflammt. Man organisierte Tanzabende; es war sehr spannend und interessant hier. Bald wurde das alles von den Deutschen verboten. Es wurde dann beschlossen, alle Juden an einem überschaubaren Platz zusammenzulegen. Das war dort, wo jetzt das Hotel steht und der Park sich befindet, in der Voladaski – und Sajinski – Strasse. Wir sind dann aber immer

zu dieser Stelle gelaufen, um ihnen etwas zu essen zu bringen. Dann wurden die Juden zuerst in Uschatschie, dann in Tschaschniki erschossen, aber in Lepel noch nicht. Aber warum hier noch nicht? Die Juden hatten sehr viel Gold und konnten die Deutschen damit bestechen und sich somit das Leben bewahren. Dann, ich glaube, es war im Januar oder Februar 1942, wurde ich morgens wach und sah, dass meine Oma weinte. Ich hörte, dass die Motoren von LKWs summten. Und meine Oma sagte zu mir, dass heute die Juden erschossen würden. Aber wir waren ja Kinder und sind in die Stadt gelaufen. Und wir haben gesehen, dass diejenigen, die sich wehrten, sofort erschossen wurden. Das geschah, wie wir hörten, auch in den Häusern auf den Öfen. Die anderen wurden dann mit den LKWs nach Tschernorutschje gefahren und dort erschossen. Sehr viele wurden erschossen, sehr gute Menschen waren das. Ja, an diesen Tag kann ich mich noch sehr gut erinnern“. (Nr.8, S.2)

Galina charakterisierte darüber hinaus auf unseren Wunsch das Verhältnis zwischen Juden und Weißrussen: „Wir waren so gut befreundet mit den Juden, es waren die besten Freunde für uns. Ihr könnt Euch das nicht vorstellen. Von daher war es für uns sehr, sehr schwer, die Erschießungen, auch noch als Kinder, mitzuerleben. Als sie im Ghetto waren, haben wir ihnen immer etwas zu essen gebracht. Vor dem Krieg lebte z.B. eine jüdische Familie hier, deren Tochter und Sohn nach Leningrad gezogen waren. Und wenn sie alle hierher kamen, haben sie immer bei uns übernachtet, wir waren gute Freunde. Alle waren sehr gute Menschen, sie wurden aber alle vernichtet“. (Nr.8, S.3)

Einen weiteren sehr ausführlichen Bericht erhielten wir von Lew Gawrilowitsch Pljut, der als Kind einer Jüdin und eines Weißrussen nicht nur den Leidensweg der Juden während der Okkupation, sondern auch das Verhältnis von Weißrussen und Juden sozusagen am eigenen Leibe erlebt hatte. (Protokoll Nr.3)

Lew leitete seinen Bericht mit dem Hinweis ein, dass seine Heimatstadt Tschaschniki, 30km von Lepel entfernt, 1504 gegründet worden ist und immer eine jüdische Siedlung war. Zur Veranschaulichung erwähnte er, dass 1000 belarussischen und russischen Familien 2000 jüdische gegenüberstanden. Als Tätigkeiten der Juden nannte er Handel und die Herstellung von Tongeschirr, das seiner Meinung nach Tschaschniki (Tasse) auch den Namen gegeben hat. Im Gegensatz zu unseren Vorurteilen waren es nicht die Weißrussen, die Bedenken gegen eine Heirat mit Juden hatten, sondern Lews Vater musste seine Mutter entführen, weil es „nicht erlaubt war, dass ein jüdisches Mädchen einen Weißrussen heiratet“. (Nr.3, S.1)

Obwohl Berichte über die Erschießung von Juden in Polen nach Tschaschniki gelangt waren, glaubten die Juden nicht, dass die jüdische Bevölkerung erschossen werden würde, weil die Deutschen im ersten Weltkrieg die Juden auch nicht erschossen hatten. Ende 1941 wurden dann doch in der Siedlung Tscheria 500 und in Nowolukomjl 300 Juden erschossen. Und am 12. Februar 1942 wurden auch die Juden in Tschaschniki ermordet. Vorher schon war befohlen worden, an den Häusern und an der Kleidung der Juden den Davidstern anzu-bringen. Im Februar war ein Sonderkommando aus Vitebsk in Tschaschniki angekommen. Die Polizisten aus Tschaschniki versammelten sich. Am 11.2. mussten die jüdischen Männer im Dorf eine Grube ausheben, die die Erschossenen aufnehmen sollte. „Am Morgen nun des 12. Februar“, berichtete Lew weiter, „war unsere Stadt von Deutschen umstellt. In der Stadt befand sich die deutsche Kommandantur, dorthin wurde der für die Juden Verantwortliche bestellt. Er musste den Juden sagen, dass sie sich mit wenig Gepäck in der katholischen Kirche einfinden müssten. ...Und am 12. haben sich die Juden in der katholischen Kirche versammelt, und es wurde ihnen befohlen, in Gruppen von 5 Personen nacheinander über den Fluss Soljanka in das Dorf Sloboda zu marschieren. Alle wurden zu der Grube getrieben, alle, die Männer und die Frauen, die alten Menschen und auch die Kinder, auch waren viele kranke Menschen, die gestützt werden mussten, dabei“. (Nr.3, S.2)

Als die Juden in die Kirche getrieben wurden, haben sich viele Juden zu verstecken versucht. Lew veranschaulichte das am Beispiel der Familie eines Uhrmachers, dessen drei Töchter in einen Tonofen gekrochen waren: „Die Polizisten sind dann in die Häuser gegangen und haben alle Juden rausgetrieben. Und eine russische Familie – ich will den Namen

dieser Familie gar nicht nennen! – hat gesagt: „Da verstecken sich die Juden, und da im Ofen verstecken sich drei Mädchen. Ich kann nicht vergessen, wie die Mädchen aus dem Ofen herausgezogen wurden. Mit einem eisernen Haken, mit dem man die Asche aus dem Ofen holt, ...die Mädchen hatten sich mit den Zähnen an der Stange festzuhalten .versucht“. (Nr.3, S.3)

Bereits einige Wochen vor dem 12. Februar 1942 war Lews Familie von den Maßnahmen der Deutschen gegenüber den Juden betroffen worden: „Ungefähr am 15. Januar 1942 war mein Vater in die Kommandantur bestellt worden, und es wurde ihm gesagt, dass er sich von seiner Frau scheiden lassen müsse, weil er der weißrussischen Nation angehören würde und sie der jüdischen. Als er nach Hause kam, hat er alles seiner Frau erzählt, und er sagte ihr, sie würden weiter zusammenleben und sie müsse das Haus nicht verlassen. ...In unserem Haus wurde ein Loch gegraben, es war so tief, dass meine Mutter darin stehen konnte. ...Es wurde abgedeckt und abgeschlossen mit einer Tür...“ (Nr.3, S.2/3) Lews Vater und Bruder wurden später verhaftet. Der Mutter und Lew gelang es, zu den Partisanen zu fliehen, für die Lew schon vorher kleinere Aufträge ausgeführt hatte. Kurz vor einem Partisanenangriff, durch den die Insassen des Gefängnisses befreit werden sollten, war Lews Vater erschossen worden. Nach der Befreiung von Tschaschniki durch die Rote Armee am 27. Juni 1944 konnten Lew und seine Mutter nach Hause zurückkehren.

Bei dem Treffen, das Svetlana in Minsk mit Veteranen und Kriegsoptionen für uns organisiert hatte, berichtete eine Jüdin, die als Kind ins Ghetto kam, über die Entstehung und Beschaffenheit des Minsker Ghettos: „Als die Deutschen in Minsk waren, wurde sehr bald befohlen, dass alle Juden auf ein bestimmtes Territorium - das Ghetto – umsiedeln und dort leben mussten. Dieses Territorium war dann etwa 1km mal 1km groß. Sofort wurde befohlen, dass wir den gelben Stern tragen mussten. Auf einem weißen Stoff stand, in welcher Strasse und Hausnummer wir wohnten. Das Ghetto war mit Stacheldraht umgeben und hatte zwei Tore, ein zentrales und eines als Notausgang. Unser Ghetto bestand aus zwei Teilen. In einem Teil waren die Juden, die aus Europa gekommen waren, aus Köln, aus Hamburg und aus vielen anderen Städten; in dem anderen lebten wir aus Minsk und Umgebung. Wir Kinder im Ghetto haben nichts gelernt, die Erwachsenen mussten für die Deutschen arbeiten. Es waren die schwersten Arbeiten überhaupt in Minsk. Es gab kein Wasser, kein Licht, keine Geschäfte, und es gab nichts zu essen. Nur die, die zur Arbeit mussten, bekamen Suppe und Brot.

Das Schrecklichste im Ghetto waren die Pogrome. Wir hatten sechs große Pogrome. Und so haben wir fast jeden Tag, jede Stunde auf den Tod gewartet. Am 7. November 1941 war das erste Pogrom. ...Das größte Pogrom hier fand statt, als der Generalkommissar von Weißrussland, Kube, getötet wurde. Ich verstehe bis heute noch nicht, warum wegen eines Menschen, der bei einem Attentat getötet wurde, so viele Menschen vernichtet wurden. Es wurde auch ein Kinderheim vernichtet. ...Bei diesem Pogrom wurde auch meine Mutter getötet, sie wurde auf dem Juwelina-Platz erhängt. ...Am 23. Oktober 1943 war das letzte Pogrom. Meine Großmutter hatte elf Kinder, und so bestand unsere Familie aus 42 Menschen. Alle, außer mir, wurden getötet“. (Nr.23, S.2/3)

Diese Jüdin schilderte auch ihre Flucht aus dem Ghetto, durch die sie ihr Leben retten konnte. „Ich habe einmal gesehen, dass die Gaswagen kamen. ...Auch alle anderen Juden hatten gesehen, dass die Deutschen da waren, und haben sich an verschiedenen Stellen versteckt. In kleinen Grüppchen waren sie hinter den Öfen und unter den Fußböden. Da alle Verstecke besetzt waren, ...krochen wir dann unter dem Stacheldraht des Ghettos hindurch und liefen zum Bahnhof. Dort fanden wir eine Röhre, in der wir uns mit 20 weiteren Jugendlichen versteckten. Ich war die Jüngste, war damals 8 Jahre alt. Wir waren dann drei Tage lang in diesem Rohr ohne Essen und Trinken“. Sie gelangte auf ihrer weiteren Flucht zu den Partisanen, die sie in einem Sumpfgebiet versteckten. „Mich hat dann dort eine weißrussische Frau gerettet. Sie gehört somit zu den Heiligen der Welt, d.h. zu den Menschen, die Juden im 2. Weltkrieg gerettet haben“. (Nr. 23, S.3)

Dieses Schicksal ist typisch für viele der wenigen Juden, die in Weißrussland der Ermordung durch die Deutschen entgangen sind. Sie flohen zu den Partisanen oder in Wälder und Sümpfe, wo sie sich als einzelne oder in Gruppen durchzuschlagen versuchten. Primo Levi schildert das ausführlich in seinem Roman „Wann, wenn nicht jetzt“, der auf Tatsachen beruht: „Inmitten verschneiter Sümpfe entdecken zwei versprengte jüdische Soldaten der Roten Armee in einigen kärglichen Blockhütten ein paar Juden, die sich vor den deutschen Okkupanten versteckt hatten. Doch das Quartier wird von den Deutschen aufgespürt – nur wenigen gelingt die Flucht. Sie wandern weiter nach Westen, ein schlecht ausgerüsteter Haufen zwischen allen Fronten, eine jüdische Partisaneneinheit, die wie eine vagabundierende Banditenbande aussieht, von Russen wie Polen beargwöhnt, geduldet, gemieden – von Deutschen verfolgt“. (Klappentext)

In Novolukoml, wo es noch eine kleine jüdische Gruppe gibt und wo wir auf Svetlanas Vermittlung hin am wöchentlichen Shabbat teilnehmen durften, berichtete Naum Fraimowitsch Golod über seine Flucht mit Mutter, 9 Monate alter Schwester und dreijährigem Bruder – der Vater war an der Front -: „Mein Großvater hat uns also in den Wald gebracht und sagte: „Wartet hier eine kurze Zeit, und nach den Bombenangriffen könnt ihr zurückkommen“. ...Uns sagte man dann, dass es hier zu gefährlich sei, und wir mussten weitergehen. ...Später erfuhren wir, dass nach 3 Monaten alle jüdischen Frauen zusammenkommen mussten und erschossen wurden. ...Nun zurück zu unserer Flucht von Dorf zu Dorf. Gewöhnlich gingen wir nachts und hatten vor den Flugzeugen, die Bomben abwarfen, schon keine Angst mehr. Angst hatten wir allerdings vor Tieffliegern, von denen auf die Menschen, die auseinander liefen, mit Maschinengewehren geschossen wurde, ...wir sind dann mit unseren sich zurückziehenden Truppen bis in die Ukraine gekommen. Von dort sind wir als Flüchtlinge in einem Güterwagen in Richtung Samara in Russland gefahren. Auch bei dieser Fahrt gab es ständig Luftangriffe, und wir mussten halten und uns verstecken. ...Von dort sind wir dann nach Kasachstan gebracht worden. Wir wurden in Gruppen aufgeteilt und kamen auf Kamelen in eine Siedlung, wo wir die Zeit des Krieges verbracht haben“. (Nr.22, S.3/4)

Ein wenig anders verlief die Flucht von Sofja Borisowna Golperina, die aus der Ukraine stammt: „Bald nach Anfang des Krieges mussten wir in einem Waggon ins Landesinnere fahren. Meine Oma ist mit einer ihrer Schwiegertöchter zu Hause geblieben. Sie wurden mit anderen in einen Keller getrieben und fast alle erschossen. ...Wir sind dann weiter nach Russland gefahren. Wir waren ins Gebiet Waronitsch gekommen. Es war am Anfang sehr schwer, wir bekamen kein Essen. ...Dort wurden wir auf die verschiedenen Familien verteilt. Unsere große Familie wurde vom Besitzer des Hauses nicht hineingelassen. Er hatte zuerst gedacht, dass die Juden grausame Menschen sind. ...Als wir dann das Haus verlassen haben, hat die Frau des Besitzers sogar geweint. ...Als die Deutschen schon in die Nähe von Waronitsch kamen, forderte unsere Mutter, weiter ins Innere von Russland zu fahren. Unterwegs wurden wir auch stark bombardiert, aber der Schaffner verbot uns, die Waggonen zu verlassen. Wir sind dann bis Samarkand in Mittelasien gekommen und haben dort in einem Dorf gelebt“. (Nr.22, S.5)

Raissa Jefimowna Rutmann berichtete über die Rettung ihrer Mutter, die als weißrussische Frau eines Juden in einer Gruppe von Juden zur Erschießung geführt wurde und fliehen konnte, weil die am Strassenrand stehenden Weißrussen riefen, warum denn die Weißrussen auch erschossen werden sollten: „Und meine Großmutter, also die Mutter meines Vaters, stieß dann meine Mutter und Schwester aus der Gruppe und sie konnten sich dann zwischen den Weißrussen, die auf beiden Seiten der Strasse standen, verstecken. ...Meine Mutter ist später in das Haus ihrer Eltern gekommen und konnte sich dort in einer Grube verstecken. Aber es kamen immer wieder Leute, die nach einer Jüdin gesucht haben“. (Nr.22, S.6) Trotzdem nahmen sie noch die Tochter einer jüdischen Familie auf, deren Eltern erschossen worden waren und die als Adoptivkind bei ihnen aufwuchs.

Einer unserer Gesprächspartner in Minsk, der sich über die Ursachen von Krieg und Unrecht in der Welt Gedanken gemacht hatte, äußerte: „Der Mensch, der für sich das gute Leben aufbauen will, es aber ohne Gott tut – so steht es in der Bibel! -, ist verflucht. Und zweitens möchte ich sagen, dass wir uns gegenüber dem jüdischen Volk versündigt haben. Gott hat zu Abraham gesagt: „Über dich werden alle Völker gesegnet“. (Nr.23, S.5) Und die Dame, die vorher über ihre Rettung durch eine russische Frau berichtet hatte, warf zum Schluss unseres Gesprächs noch schnell ein: „Ich möchte Euch noch sagen, dass es ein einziges Denkmal in einem Dorf in Weißrussland gibt, das Häftlinge als Dank für die weißrussischen Menschen errichtet haben, die den Juden während des Krieges geholfen haben. ...Es gab 508 Menschen in Weißrussland, die Juden geholfen haben. Es ist so etwas ähnliches wie Yad Vashem in Jerusalem“. (Nr.23)

Den Abschluss unserer Gespräche mit jüdischen Bürgern in Weißrussland bildete das Gespräch mit Sinaida Borissowna Tschernich. Sie hatte sich als jüngere Jüdin über die Geschichte der Juden in Lepel informiert und teilte uns mit: „Bekannt ist, dass ein Grossteil der (jüdischen?) Menschen zu Beginn des Krieges ins Innere von Russland evakuiert wurde. Gerade die jüdische Bevölkerung hatte die auf sie zukommende Gefahr gespürt. Das konnten sie aber nur bis zum August, von da an konnte man das besetzte Land nicht mehr verlassen“. (25/2) Sinaida wies uns auch noch auf eine Stelle im Lepeler Heimatbuch (S.216 – 217) hin, das wir zwar besitzen, aber nicht lesen können, in an der die Liquidierung des Lepeler Ghettos am 28.Februar 1942 geschildert wird: „Hier steht, dass die kleinen Kinder mit einem Messer erstochen, aufgeschnitten oder dass ihnen mit einem Schwung auf das Knie eines Soldaten das Rückgrad gebrochen wurde. So wurden sie dann in Tschernorutschje in das Massengrab geworfen. Jeder Lastwagen, der am 28.2.1942 die Menschen nach Tschernorutschje fuhr, wurde von etwa 8 weißrussischen Volksarmisten und Polizisten bewacht. Dort waren die Gräber ausgehoben und daneben standen die Soldaten. Alle mussten sich ausziehen, wurden dann in den Graben geworfen und wurden aus automatischen Maschinengewehren erschossen“. (25/2)

Sinaida konnte uns über die heutige Situation der Juden in Lepel noch genauere Auskunft geben: „Heute leben in Lepel ungefähr noch 40 jüdische Familien. Wie es gleich nach dem Kriege war, kann ich nicht sagen. Aber es sind jüdische Familien, die vor dem Krieg hier in Lepel gelebt haben und nach dem Krieg aus Mittelasien nach hier zurückgekommen sind .Es sollen nach dem Krieg auch jüdische Familien hierher gekommen sein, die hier vorher nicht gelebt haben. So enge Beziehungen, wie sie in den Synagogen sind, gibt es hier zur Zeit nicht. Wir können sagen, dass die Juden das Gefühl für die Gemeinschaft, wie sie früher war, verloren haben. Jetzt werden die Kontakte bewahrt, die über Verwandtschaft oder Freunde schon vor dem Krieg bestanden haben. Die jüdischen Familien, die neu zugezogen sind, halten sich von Kontakten zu denen fern, deren Familien schon lange hier gelebt haben“. (25/2) Über die Situation der Juden, die nach der Beendigung des Krieges nach Belarus zurückgekehrt waren, erfuhren wir von Sinaida folgendes: „Während dieser Zeit wurde vom Judentum wenig gesprochen. Einige Juden haben während dieser Zeit einfach verschwiegen, dass sie Juden waren. Und nach dem Zusammenbruch des Sozialismus haben wir, da alle Juden als Weißrussen galten, gar nicht gewusst, wer Jude war. Das wurde am deutlichsten an denen, die dann nach Israel auswanderten. Es war für uns schon eine Überraschung, wer Jude war. Ich z.B. war sehr gut mit den Weißrussen befreundet, obwohl man wusste, dass ich Jüdin bin. Ich hatte keine Probleme, nur mit einem Mädchen, während der Schulzeit“. (25/3)

Sinaida schilderte dann aber doch einige Einzelfälle: „Der Kirchenmusiker in unserer Kirche, Oleg Dymman, hatte nach dem (Besuch des) Konservatoriums keine Arbeitsstelle bekommen. Noch zur Sowjetzeit hatte man ihn bedauernd gefragt, wo er denn mit so einem Namen hin wolle. Es wäre doch besser, den Namen in einen russischen – Dymof !- umzuändern. Mit einem solchen Namen wäre es für ihn schwer, eine entsprechende Arbeitsstelle zu finden“. (25/3) Außerdem berichtete sie von einem jüdischen Mädchen, das die Schule wechseln musste, weil sie immer mit „verletzenden Wörtern“ beschimpft wurde.

An einem weiteren Beispiel erläuterte Sinaida, welche Ursachen die Vorurteile haben, denen Juden in Belarus auch heute noch ausgesetzt sind, obwohl das Verhältnis zwischen den weißrussischen und jüdischen Bürgern des Landes immer als völlig „normal“ charakterisiert wird: „Ich habe einige Bekannte aus der Armee, die Männer waren Offiziere. Und eine Frau von denen erzählte, dass die Juden schlechte Menschen seien, das hätte sie von ihrer Mutter gehört. Ich fragte sie, wie sie zu solchen Aussagen käme, denn dann müsste ich ja auch ein schlechter Mensch sein. Darauf antwortete sie, nein, nein, ich wäre gut. Sie stammt aus Belgograd in Russland und ich weiß gar nicht, ob es dort überhaupt Juden gibt. ...Bei uns gibt es natürlich auch solche Vorurteile, aber nicht so große wie in Russland“. (25/3) Als weiteres Vorurteil nannte sie noch, dass die Juden „Fleisch mit Blut essen“. Tanja Rogowenlo-ma, die als evangelische Christin den Schabbath für die Juden in Lepel gestaltet, ergänzte die Liste der Vorurteile: „Die Juden sind schlau, sie sind schmutzig und stinken. Sie stellen die positive Eigenschaft der Juden, füreinander einzutreten, als eine negative dar. Die Juden suchen immer ihren Vorteil. ...Wo ich dann aber sage, dass es unter uns Weißrussen auch solche Eigenschaften gibt, bestätigen sie auch das. Insgesamt muss ich sagen, dass die Menschen ihre Meinung über die Juden hinter deren Rücken sagen; sie sagen ihnen das nie direkt...“(25/4)

Dieses Phänomen, das man sicher auch in Deutschland beobachten kann, erklärt vielleicht, dass sowohl weißrussische als auch jüdische Bürger von Belarus gewisse Schwierigkeiten haben, Probleme im Verhältnis zueinander offen einzugestehen. Dennoch wird man sagen können, dass der Antisemitismus in Belarus seit je eine geringere Rolle gespielt hat als in den meisten Ländern Europas, obwohl Belarus bis zum Holocaust das Land war, in dem der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung größer war als in allen anderen den Ländern Europas. Wladimir Vertlieb, der in seinem Roman „Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur“ das Schicksal einer Jüdin in Weißrussland schildert, legt dem Großvater Rosas folgende Worte in den Mund: „Heute hört man von Pogromen in Odessa, Kischinow, in Kiew. Bei uns in Witschi ist das anders. Unsere Weißrussen sind friedliche Bauern. Sie können, wie vor zwei Jahren, einige Fensterscheiben einschlagen, ...oder ein paar Juden verprügeln. So etwas passiert. Sie sind Gojim. Sie lassen sich nicht vom Verstand, sondern von ihren Instinkten leiten“. (S.50)

Unsere Frage, ob es politische Gründe für die Probleme gäbe, mit denen die Juden gelegentlich konfrontiert werden, beantwortete Tanja folgendermaßen: „Nein, nicht so sehr...!“ Doch bei der Erörterung der Gründe für die Auswanderung weißrussischer Juden, vor allem nach Israel und in die USA, werden politische Gründe nicht erwähnt: „Es geht eigentlich wohl um die Lebensqualität, und die sehen die einen (die Auswanderer?) besser in Amerika und Israel oder in Deutschland erfüllt“. (Sina,25/4)

Es war uns aufgefallen, dass es in Minsk relativ gut organisierte jüdische Einrichtungen gibt, aber die Juden auf dem Lande relativ isoliert für sich leben. Darüber hinaus hatte es uns erstaunt, dass die Juden im Raum Witebsk von evangelischen Gemeinden betreut werden, während kein Kontakt zu den offiziellen Vertretern des Judentums in Minsk zu bestehen scheint. Sina erläuterte uns ein wenig umständlich das komplizierte Verhältnis zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb des weißrussischen Judentums. Es scheint zwei Hauptrichtungen zu geben: auf der einen Seite die „orthodoxen Juden, die noch auf den Messias warten“, und auf der anderen Seite die „messianischen Juden“, die Jesus als Messias anerkennen und anscheinend von der orthodoxen Richtung gemieden werden.

Tanja, die einen Teil der Lepeler Juden betreut und für sie den Shabbath gestaltet, schilderte uns auch noch, wie die verlorengegangenen jüdischen Bräuche ausgesehen haben und wie sie wiedergewonnen werden: Wenn sich noch jemand an die jüdischen Bräuche und Riten seiner Familie erinnert, wird das gesammelt, rekonstruiert, an die heutige Zeit angepasst und in den Versammlungen praktiziert. „Allerdings muss ich sagen, dass nicht alle Juden, die ich kenne, den Anweisungen der Thora folgen. Ich weiß, dass gerade die größten jüdischen Feste nach dem alten Ritus lieber in den Familien zu Hause gefeiert werden. Also, nach dem

jüdischen Kalender mit jüdischem Essen“. Dabei gibt es dann auch Probleme, weil man z.B. nicht alles bekommen kann, was die Tradition vorschreibt, oder weißrussische Gäste nur weißrussisches Brot essen wollen, obwohl die jüdische Tradition etwas anderes vorzuschreiben scheint“. (25/5)

In einem Aufsatz über die „Nürnberger Gesetze“, die die Diskriminierung der Juden in Deutschland einleiteten, ohne das volle Ausmaß der geplanten „Endlösung der Judenfrage“ bereits erkennen zu lassen, hat Professor Hans-Walther Schmul das Verhältnis der Deutschen zur NS-Politik gegenüber den jüdischen Mitbürgern im Jahre 1935 zu charakterisieren versucht: „Die Reaktionen der deutschen Bevölkerung reichten von offener Begeisterung und klammheimlicher Schadenfreude ...über Zustimmung und Erleichterung darüber, dass endlich Rechtssicherheit hergestellt ...sei, bis hin zu vorsichtigen Bedenken, die vor internationalen Boykottmaßnahmen warnten. Grundsätzliche Ablehnung war selten. Desinteresse und Indifferenz überwogen bei weitem. Es griffe zu kurz, wolle man aus der allenthalben zu beobachtenden Indolenz einer großen Mehrheit der Bevölkerung umstandslos schließen, die Masse der deutschen Bevölkerung hätte sich mit der NS- Rassenpolitik identifiziert. Zu bedenken ist aber, dass der breite Bodensatz antijüdischer Stereotypen, der sich aus der konservativen Kritik am Projekt der Moderne speiste und den Juden mit Entchristlichung und Freidenkertum, Materialismus, Marxismus und Bolschewismus, Demokratie und Republik, Libertinage, Schmutz- und Schundliteratur und entarteter Kunst, ungezügelter Kapitalismus und der Macht der Börse gleichsetzte, es der Mehrheit der Deutschen schwer machte, etwas gegen die Nürnberger Gesetze zu sagen“.

Rassismus als biologistisches Weltbild war nach 1945 in Deutschland dermaßen diskreditiert, dass es für Jahrzehnte aus Politik, Wissenschaft und Medien verschwand. Nicht ausgeschlossen werden kann, dass er im neuen Gewand zurückkehrt: im Zuge eines Krieges gegen den Terrorismus und einer Bevölkerungspolitik, die von dem Bedrohungsszenario eines zunehmenden Zuwanderungsdrucks bestimmt ist. (Freitag 37, vom 16.09.05)

Und sozusagen als Fazit aller unserer Gespräche mit den jüdischen Bürgern Weißrusslands möchte ich zum Schluss noch eine Gesprächspartnerin aus Minsk zitieren: „Und heute können wir sehen, wie wichtig es ist, Freunde zu haben. Wir nehmen es Eurem Volk nicht übel, obwohl Euer Land der Feind für alle Länder Europas und viele in der Welt war. Hier bei uns können wir sehen, dass unser Land viele Veränderungen durchmacht. Der Mensch erhält mehr Freiheiten. Heute sind wir offener geworden. ...Deswegen ist es für uns sehr wichtig, dass die ältere Generation und auch die jüngere über den Krieg nachdenken und ihn als Mittel der Politik ablehnen. Und deswegen bin ich sehr dankbar, dass es durch Vermittlung von Svetlana zu diesem Treffen gekommen ist. ...Ich möchte wünschen, dass wir Freunde bleiben, dass wir einander besuchen“. (Nr.23, S.5)

Kriegsgefangene

Als wir uns in Belarus auf die Suche nach Kriegsgefangenen machten, über deren Schicksal uns allerdings schon 2003 Anatolij und Boris einiges erzählt hatten, stellte sich immer deutlicher heraus, dass nur wenige davon heute noch am Leben sind. Viele von ihnen sind bereits in den Gefangenenlagern umgekommen, in denen bei völlig unzureichender Ernährung und unter schweren Misshandlungen schwerste Arbeiten verrichtet werden mussten, wie es z.T. auch schon 2004 von den Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen berichtet worden war. Als eine von vielen Personen, die auf unsere Frage nach lebenden Kriegsgefangenen für unsere Interviews geantwortet hatte, zitiere ich Anatolij: „Wie Sie wissen, sprechen Sie gerade mit einem. Ich gehöre zu den jüngsten, und ich bin schon 86 Jahre alt. Ich glaube, dass Sie kaum noch einen ehemaligen Kriegsgefangenen werden sprechen können. Sie leben nicht mehr. Es ist schon lange her“. (5/ S.2)

Boris Maximowitsch Lesun war neben Anatolij, der nur kurze Zeit bis zu seiner Flucht im Gefangenenlager war, der einzige, der noch aus eigener Erfahrung über seine Kriegsgefangen-

schaft berichten konnte. Er war gegen Ende 1939 eingezogen worden und wurde nach seiner Ausbildung zum Kommandeur vor allem bei der Rückeroberung der von den Deutschen eingenommenen Gebiete eingesetzt: „Das war Ende 41 bis 42 im Gebiet Moskau, als sich die deutschen Truppen zurückziehen mussten. Wir zogen dann von Tulag weiter in Richtung Süden und haben dort weitere Dörfer befreit“. (20/2) Dabei hat er schreckliche Dinge erlebt: „Wir sahen, dass alles Vieh geschlachtet worden war. Wir mussten einfach leere Dörfer befreien. In einem dieser Dörfer sahen wir, wie kleine Kinder in den Kellern in der Asche nach verbrannten Kartoffeln suchten. Es war einfach unerträglich zu sehen, was die deutschen Truppen angerichtet hatten“. (20/1)

Gefangen wurde Boris am 14. August 1942, im Kreis Kologa. Dabei wurde er zum zweitenmal verwundet. Er kam zuerst in ein Lager in der Nähe des Ortes seiner Gefangennahme und von dort nach Deutschland in die Nähe von Rossleben und Memleben, im heutigen Sachsen – Anhalt. Aus diesem Lager gelang es ihm am 4. April 1945 mit mehreren Kameraden zu fliehen. Als Grund für die Flucht nannte Boris, dass sie gehört hatten, dass die Kriegsgefangenen erschossen werden sollten, weil sich die Amerikaner bereits näherten. (20/2)

Das Lager, in dem sich mit Boris 20 Mann aufhielten, befand sich auf einem großen Bauernhof, „man könnte sagen, auf einem Gut“. Es war von Stacheldraht umzäunt und wurde von 5 Wachleuten bewacht. Untergebracht waren die Gefangenen in einem Kuhstall, in doppelstöckigen Betten, unten und oben je 10 Mann. Sie schliefen auf strohgefüllten Papiersäcken und hatten eine Woldecke. Für den Winter hatten sie einen Ofen, dafür bekamen sie Briketts.

„Das Essen war auch nicht schlecht“, sagte Boris. „Es gab genug Kartoffeln. ...Dazu bekamen wir jeden Tag 300gr. Brot mit Margarine. Mittags gab es Suppe. Fleisch haben wir allerdings nicht bekommen. Aber wir waren nicht hungrig“. (20/3) Außerdem konnten sie sowohl vom Schweinefutter als auch von den Rüben, die sie zur Zuckerfabrik bringen mussten, etwas für sich abzweigen.

Über die Arbeit, die sie dort auf dem Hof verrichten mussten, berichtete Boris nur, dass sie nicht „unbedingt schwer“ gewesen wäre: „Aber nach 10 Stunden war es doch genug“, relativierte er diese Aussage: „Aber wir waren junge Männer, und von daher haben wir auch die schwierigste Arbeit gemacht“. (20/3)

Der Kontakt zur Zivilbevölkerung war gering: „Falls jemand zu uns an den Stacheldraht kam, wurde er sofort von der Wachmannschaft weggejagt. ...Wir waren auch einmal in einem anderen Lager, und da haben wir französische Gefangene getroffen, denen es doch besser ging. Aber es war uns verboten, uns, die wir 10 Meter auseinander lagen, gegenseitig zu nähern. Und wenn uns die Franzosen einmal etwas zuwarfen, z.B. Zigaretten, wurden sie vom Zaun vertrieben, denn das war verboten. Das Essen der Franzosen war auch besser. ...Die Franzosen bekamen auch Pakete von zu Hause, und wir bekamen bekanntlich keine“. (20/3) In einem anderen Zusammenhang hatte Boris erzählt, dass die Deutschen von der Propaganda, die die Russen als Untermenschen darstellte, so aufgehetzt waren, dass sie nur zum Gefangenenlager kamen, um die „wilden Russen“ zu sehen. (20/1)

Ähnlich wie bei den Zwangsarbeitern (2004) scheint das Los der Kriegsgefangenen, die auf privaten Höfen gearbeitet haben, erträglicher gewesen zu sein, als das derer, die in größeren Betrieben gearbeitet und in geschlossenen Lagern gelebt haben.

Nikolaj Kirpitsch, der das Partisanenmuseum in Uschatschi leitet, sagte uns, dass von 2 Kriegsgefangenen, die er persönlich gekannt hat, einer, sein Großvater, bei einem Bauern und der andere in einem Betrieb gearbeitet hätten. Während sein Großvater den Deutschen keine Vorwürfe gemacht habe, hätte der andere Kriegsgefangene erzählt, „dass es ihm sehr, sehr schlecht ergangen sei: Die Arbeit war sehr schwer, dazu schlechtes Essen“. (20/1) Und

auch Anatolij, der in einem Kriegsgefangenenlager in der Ukraine gewesen war, hatte uns schon 2003 berichtet, dass sowohl die Behandlung durch die Wachmannschaften als auch das Essen sehr schlecht gewesen seien. Als Beispiel für die Ernährung gab er an, dass es verfaulte Kartoffeln und Rückstände aus der Sonnenölproduktion zu essen gab, die Magenbeschwerden und andere Erkrankungen hervorriefen. Wenn Bauern den Gefangenen Brot brachten, hätten die Deutschen geschossen. Die Gefangenen hätten in Baracken gelebt, aber zur Strafe hätten sie bei Frost im Freien sitzen müssen, und dabei seien Menschen erfroren. Es sei sogar vorgekommen, dass Offiziere den Gefangenen befohlen hätten, auf Bäume zu klettern, um dann auf sie zu schießen. Allerdings wusste auch Anatolij von einem Wachmann zu berichten, der bei seiner Flucht weggeschaut und dadurch seine Flucht ermöglichte hätte.

Auch Boris, der inzwischen 85 Jahre alt ist und sich an vieles nicht mehr genau erinnern kann, erläuterte an einem Beispiel die Behandlung im Gefangenenlager: „Einer aus unserer Mannschaft war geflohen. Dafür wurden wir bestraft. Als wir von der Arbeit zurückkamen, mussten wir uns im Untergeschoss unserer Unterkunft ausziehen und dann nackt in den ersten Stock gehen. Dann wieder zurück, aber laufen. Dann mussten wir uns wieder anziehen und immer so weiter: ausziehen und anziehen!“ (20/1)

Boris nahm auch ausführlich und freimütig zu der heiklen Frage Stellung, wie es den Gefangenen nach ihrer Heimkehr ergangen sei: „Nicht alle Kriegsgefangenen wurden bestraft. ...Wir wurden zuerst im Zug überprüft. Es wurde gefragt, wer und was wir seien und was wir in der Gefangenschaft gemacht haben. Und es wurde gefragt, wer das bestätigen kann. Ein Major, der Älteste in unserer Mannschaft, sagte uns, dass wir ...zusammen bleiben sollten, um jedem einen Nachweis für seine Angaben geben zu können. Wichtig war, dass klar wurde, dass wir nicht freiwillig in Deutschland waren, sondern Kriegsgefangene in einem Lager. Dann kamen wir in eine andere Stadt und sind dort von SMERS (Militärischer Sicherheitsdienst „Tod den Spionen“) überprüft worden. Anschließend sind wir dann nach Hause gekommen. Nur die Polizisten und Kollaborateure nicht. ...Wir, die unschuldig waren, sind nach Hause gekommen. Am 7.November1945 war ich dann schon zu Hause“. (20/2)

Lew Pljut, der als Kind zu den Partisanen geflohen war und nach dem 2.Weltkrieg selbst als Soldat bei der Roten Armee gedient hatte, nahm auch eine Bewertung des Verhaltens gegenüber den Kriegsgefangenen vor und äußerte seine Meinung über die Ursachen dafür: „Als sie nach Hause kamen, muss ich sagen, war das Verhalten ihnen gegenüber nicht gut. Das trifft aber nicht auf das Verhalten des Volkes, der Menschen, zu; es betrifft das Verhalten der Regierung, der Macht. Es kommt hinzu, dass viele erst einmal zur Verantwortung gezogen wurden. Sie mussten die Gründe für ihre Gefangenschaft nennen und angeben, wo und wie sie in Gefangenschaft geraten waren und wo und wie sie sie verbracht hatten. Sie mussten mit dem Verdacht leben, dass sie die Heimat und die Menschen hier verraten hatten. Sie konnten dann nicht in den Berufen arbeiten, in denen sie ausgebildet waren. Zu erwähnen wäre auch noch, dass Stalins Sohn Jakob in Gefangenschaft geriet. Die Wehrmacht bot einen Gefangenenaustausch zwischen ihm und einem General an. Darauf ging Stalin nicht ein, und das zeugt davon, dass Stalin und die Regierung alle Kriegsgefangenen für Verräter gehalten haben. Und darauf konnte nur Strafe folgen; entsprechend war das Verhalten auch hier im Kreis. Aber dieses Verhalten war nicht richtig. Genau betrachtet waren wir auf diesen Krieg nicht vorbereitet“....(Nr. 3, S.9) Mit dem letzten Satz wollte Lew wahrscheinlich andeuten, dass der schnelle Vormarsch der deutschen Truppen, der damit verbundene relativ planlose Rückzug der Roten Armee und die dadurch entstandene schwierige Situation für viele Soldaten und Einheiten die Ursache für die große Zahl der russischen Gefangenen war und nicht Feigheit oder Verrat, wie die sowjetische Staatsführung offenbar unterstellt hatte. Vielleicht sollte auch ein Exempel statuiert werden.

Wladimir hatte 2003 eine andere Hypothese über die Ursachen für die Behandlung der Kriegsgefangenen genannt. Er meinte, dass man befürchtet hätte, dass die Gefangenen

während ihres Aufenthalts in Deutschland von der NS-Ideologie beeinflusst worden sein könnten.

Marja Lamecka nannte ein Beispiel für die Behandlung eines Kriegsgefangenen, den sie selbst gekannt hat: „Wir kannten nur einen Mann, der zuerst bei den Partisanen war und von dort zu den deutschen Truppen geflohen war. Er wurde nach seiner Rückkehr zu 5 Jahren Lagerhaft verurteilt. Aber da sind ja viele nach dem Krieg verurteilt worden, die kamen ja erst unter Malenkow wieder frei“. (10/5) Ludmilla Balschakowa vom Verein „Forschung“ in Witebsk teilte uns auf Grund ihrer Forschungen mit, dass der Verein Kontakt zu Kriegsgefangenen, Partisanen, Zwangsarbeitern und KZ-Insassen hat, „die mindestens 10 Jahre in diesen Lagern waren“. (14/6) Olga Nechai aus Minsk hatte uns bereits 2004 erzählt, dass auch die KZ-Häftlinge nach ihrer Heimkehr benachteiligt worden waren und keine ihrer Ausbildung entsprechenden Berufe ausüben durften, obwohl sie wegen ihrer Tätigkeit bei den Partisanen ins KZ gekommen waren.

Im Gegensatz zu den Gefangenen, die nach ihrer Rückkehr verurteilt worden sind, genießen die ehemaligen Kriegsteilnehmer als „Veteranen“ bis heute großes Ansehen und viele Vorteile: „Es gab und gibt noch eine große Unterstützung für die Teilnehmer des Krieges. Dazu kommt die medizinische Versorgung. Wir haben die Möglichkeit, jedes Jahr in ein Sanatorium zu fahren“, berichtete Lew. (3/9) Und Michail Tschenjawski zählte auf, welche staatlich Unterstützung er als Veteran u.a. genießt: „Jedes Jahr besuche ich ein Sanatorium, ein Spital für Kriegsteilnehmer. Jedes Jahr bekomme ich für den Sommer und den Winter ein Paar Schuhe. (11/1)

Nach meinem Eindruck fällt das Urteil der Weißrussen über ihre Leiden und Erfahrungen mit Deutschen in Konzentrationslagern, Zwangsarbeitslagern und während der Okkupation in Weißrussland durchweg milder und verständnisvoller aus, als ich es als Historiker erwartet hatte. Eine Ausnahme bilden die jüdischen Bürger Weißrusslands, deren Leiden unter der deutschen Okkupation in ihrer Willkür, Brutalität und Sinnlosigkeit allerdings die der Weißrussen übertreffen und menschliches Vorstellungsvermögen übersteigen. Dabei zeigen sowohl die weißrussischen als auch die jüdischen Opfer des Krieges ein Maß an Offenheit, Verständnis und Versöhnlichkeit, das mich – vor allem mit Blick auf die latenten Ressentiments aus Antikommunismus und Kaltem Krieg in unserem Lande - immer wieder beschämt hat.

Bei diesem Eindruck muss man wahrscheinlich berücksichtigen, dass in einem Land, dessen Erfahrungen so stark durch Feudalismus, Zarismus, Revolution, Bürgerkrieg und Stalinismus geprägt ist wie in Weißrussland, die Gräueltaten und Not von Krieg und Okkupation ganz anders erlebt und verarbeitet worden sind, als wir uns das vorstellen. Außerdem gewinnt man mitunter den Eindruck, dass die Menschen in Osteuropa selbst dem Fremden und dem Feind nicht nur mit größerer Gastfreundschaft, sondern auch mit größerer Empathie und mehr menschlicher Solidarität begegnen. Schließlich waren wir nicht nur neugierige Deutsche, sondern auch Gäste. Darüber hinaus heilt die Zeit Wunden und verklärt eine Erinnerung, die sonst nur schwer zu ertragen wäre.

Als wir Boris fragten, wie es ihm bei seinen Berichten über den Krieg ergehe, sagte er: „Ach, das ist ganz normal, und wir kennen uns ja auch schon einige Jahre“. Doch an dieser Stelle unseres Interviews griff Boris Frau zum ersten Mal seit drei Jahren energisch in unser Gespräch ein und sagte: „Nein, das stimmt nicht, denn immer wenn er mit anderen über den Krieg spricht, und so auch diesmal, wenn er mit Euch gesprochen hat, konnte er Tag und Nacht nicht ruhig werden“. (20/3)

Im Zusammenhang mit dem Thema Kriegsgefangene hat Hinrich auch nach der Lage der deutschen Kriegsgefangenen in der damaligen Sowjetunion gefragt. Galina konnte lediglich sagen, dass sie glaube, dass man mit den deutschen Kriegsgefangenen gut umgegangen sei. Es hätte die „Humanität“ gegeben! Nikolai Kirpitsch konnte nichts darüber sagen, ob

deutsche Kriegsgefangene von den Sowjettruppen „bestraft“ worden seien. „Bei den Partisanen war das aber so, die Deutschen wurden erschossen“. Er erklärte uns das an einem Beispiel: „Major Timsk, der Kommandant von Kublische, wurde von den Partisanen festgenommen und erschossen. Das entschied das Partisanengericht: Gefangen, erschossen“. Leider versäumten wir, nach den Gründen für die Verhaftung, das Gerichtsverfahren und die Erschießung zu fragen; vor einer Klärung dieser Frage hätte ich Bedenken, die Schlussfolgerung zu ziehen, die Nikolaij Kirpitschs Formulierung naheulegen scheint, dass nämlich alle Gefangenen von den Partisanen, vielleicht sogar ohne triftige Gründe, erschossen worden wären.

Hinrichs Frage, ob in der Region Uschatschie auch deutsche Kriegsgefangene beim Wiederaufbau eingesetzt worden wären, verneinte Nikolaij Kirpitsch. Bei unserem Gespräch mit dem Verein „Forschung“ in Witebsk hatten wir vorher erfahren, dass die ganze Stadt Witebsk von den deutschen Kriegsgefangenen wiederaufgebaut worden ist. In Erinnerung daran, würde noch heute eine Strasse in Witebsk im Volksmund „Deutsche Strasse“ genannt. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Tamara Petrowna, dass das Archiv CAMO in Podolsk in Russland u.a. auch entsprechende Dokumente enthalte, dass aber bis heute alle Notizen, die man dort mache, überprüft würden, und es verboten wäre, die Namen deutscher Kriegsgefangener zu notieren, obwohl dort viele dokumentiert seien. (14/6)

In dieser Angelegenheit wurde allen, die noch nach in Russland getöteten Personen suchen, die Hilfe von „Forschung“ angeboten.

Kollaborateure

Bei den Kollaborateuren stießen wir bei unseren Nachforschungen auf andere Schwierigkeiten als bei den Kriegsgefangenen. Schon in den beiden letzten Jahren hatten wir erfahren, dass sie entweder mit den zurückweichenden Deutschen zusammen die Sowjetunion verlassen hatten oder nach dem Abzug der deutschen Wehrmacht von Partisanen erschossen oder entsprechend ihrer Schuld verurteilt worden waren. Wladimir Petrowitsch Ageenko aus Kamen hatte sich 2003 aus weißrussischer Sicht folgendermaßen dazu geäußert: „Wenn ich z.B. für die Deutschen gearbeitet hätte, hätte man ein gewisses Verständnis dafür gehabt. Wenn ich mich aber an Aktionen, wie z.B. Erschießungen, beteiligt hätte und das bekannt geworden wäre, wäre ich vor ein Gericht gestellt worden“. (2003, S. 3) Im Programmheft des Deutschlandfunks, der am 15.9.05 eine Sendung über die „Amnestie sogenannter Nazikollaborateure 1955 in der Sowjetunion“ brachte, wird die Sowjetregierung zu diesem Anlass zitiert: „Am 17. September 1955 wurden alle Sowjetbürger begnadigt, die laut Amnestie-Erlass aus „Kleinmut oder Mangel an Einsicht während des Grossen Vaterländischen Krieges zur Zusammenarbeit mit den Okkupanten verleitet wurden!“ . Der Deutschlandfunk kommentiert: Die Berija-Amnestie, wie sie im Volksmund hieß, war die erste von vielen Amnestien der 50-er Jahre“. (September 2005, S.87)

Das Thema Kollaborateure gehört an sich wohl eher zu den Themen, die Wassil Bykau gemeint hat, als er sagte: „Arbeitet Ihr Eure Geschichte auf! Wir arbeiten unsere auf!“. Doch da wir immer wieder die geradezu stereotype Feststellung zu hören bekamen: „Die Kollaborateure waren schlimmer als die Deutschen.“, konnten wir uns der Faszination dieses Themas nicht entziehen. Galina (Interview Nr.8) gab recht ausführlich Auskunft über das Schicksal der Kollaborateure: „Nein, die sind alle gestorben. Es sind schon 60 Jahre her seit dem Krieg, und sie waren damals so um die 40 Jahre alt. Nachdem die sowjetischen Soldaten 1944 hier einmarschiert waren, wurden die Polizisten sofort verhaftet und auch verurteilt. Später sind einige aus der Haft zurückgekommen, aber nicht nach Lepel, sondern in andere Städte und Rayons. Also in ihre Heimatstädte sind sie nicht zurückgekommen. Hinzu kommt, dass einige sich nach dem Krieg, als alles durcheinander war, verstecken konnten und dann auch noch unter anderem Namen weiterlebten. Viele sind auch nach Deutschland oder später in die USA ausgewandert. Vielleicht leben auch noch einige mit gefälschten Pässen in Belarus, aber nicht in Lepel“. (Nr. 08, S.4)

Auch über die Motive der Kollaborateure hatten wir schon in früheren Jahren Informationen erhalten: Wassil Bykau schildert z.B. in „Zeichen des Unheils“, dass es sich bei einem der Polizisten in seinem Roman um einen Bauern handelt, der mit der Kollektivierung seines Besitzes nicht einverstanden war und ungerechterweise als Saboteur behandelt und enteignet worden war. (S.143 ff) Galina deutete als Motiv Vorteile an, die mit der Arbeit für die deutsche Besatzung verbunden waren: „Man lockte sie an und sie waren froh, dort zu dienen“. Elena Najutjan, die den Krieg nicht mehr selbst miterlebt hatte, sich jedoch als Lehrerin intensiv mit seiner Geschichte beschäftigt hat, charakterisierte die Motive der Kollaborateure zusammenfassend: „Jeder hatte seine eigenen Gründe und Motive. Viele von ihnen waren mit der Sowjetmacht nicht zufrieden. Viele dachten: „Wenn wir die deutschen Besatzer unterstützen, bekommen wir materielle und finanzielle Unterstützung (Vorteile!)“. (Nr. 8, 3) Wassil Bykau zeigt an mehreren Stellen in seinem Roman „Zeichen des Unheils“, wie die Polizisten ihre Stellung ausnützten, um ihre Landsleute zu erpressen: „Rückst du Wodka raus?“, fragte Polizist. „Ich habe keinen“, antwortete Pjatrok. „Wenn wir welchen finden, kriegst du eine Kugel“, sagte der Polizist, „Und wenn wir keinen finden, knallen wir dich ab wie einen Hund“, fügte der Grosse grimmig hinzu, „also überleg dir's gut.“ (S. 259/60)

Einen Einblick in die Aktivitäten der Kollaborateure gab uns Marja Lamecka, aus Lepel, als sie über ihre Rückkehr aus Auschwitz berichtete: „Das Verhältnis zu denen, die aus der „Polizia“ kamen, war nicht so gut. Das waren z.T. Ukrainer, die früher auch im westlichen Teil unseres Landes wohnten. Damals haben sie die Sowjetmacht gehasst. ...Aber auch unter den hiesigen gab es viele Verräter. Aus meinem Dorf stammte ja der Volksarmist, der uns verraten hatte, (weil wir Kontakt zu den Partisanen hatten. Die Folge war die Deportation ins KZ !) Diese Menschen haben das gemacht, um dadurch leichter Verpflegung zu bekommen. Die Polizisten, also die Volksarmisten, bildeten bis Mitte 1944 hier die sogenannte Regierung. Wenn sie jemanden verhafteten, haben sie ihn sofort verurteilt und erschossen. ...Der Bruder des Mannes meiner Schwester, der auch Kollaborateur war, hatte später einen anderen Namen. Der Dorfsowjet hat ihn gesucht und dabei festgestellt, dass er in der Ukraine eine andere Frau geheiratet hatte. Also, die Leute, die bei der Volksarmee und bei der Polizei waren, sind meistens zu 20 Jahren Haft in Lagern in Sibirien verurteilt worden. Aber dieser Mann wurde hier verurteilt und kam nur für 3-5 Jahre ins Gefängnis, ...ich glaube nicht, dass er alles aus politischen Gründen gemacht hat, sondern aus ganz persönlichen. Gelernt hatte er an einer Tierarztschule“. (10,S.4)

Galina Klawowitsch aus Lepel nannte auch einige Beispiele für die Aktivitäten der weißrussischen Polizei: „Als die Gruppe des SD weiterzog, wurde hier die Polizeiabteilung organisiert, und dadurch wurde es für uns viel schlimmer. Damit begannen auch die Verhaftungen, aber aus welchen Gründen? Es wurde z.B. gesagt, dass sich bei einer Frau ein (sowjetischer?) Offizier verborgen hätte, oder dass jemand Kommunist sei“. In einem anderen Fall wurde eine Frau abgeholt und erschossen, weil sie ihre jüdischen Enkelkinder nicht im Stich lassen wollte. (Nr. 08, S.1) Eine andere Jüdin, die als Kind für die Partisanen Besorgungen machte, wurde von einem Polizisten, der ihr Nachbar war, einmal angehalten. Der Polizist sagte: „Du, Kleine, wirst jetzt aufgehängt!“ Als der Polizist einen anderen Polizisten mit einem Pfiff herbeizuholen versuchte, konnte sie sich jedoch aus seinen Armen befreien und davon laufen. (Nr.23, S.4) Ein sehr anschauliches Bild von der Brutalität, Grausamkeit und Hinterhältigkeit zeichnet Wassil Bykau an mehreren Stellen seiner Romane „Zeichen des Unheils“ und „Die Kriegsgrube“. „An diese Vokabel „Schaukel“ sollte er lange denken, während er tagelang in seinem finsternen Loch auf der Seite lag und Blutklumpen spuckte. Sie hatte ihn tüchtig durchgewalkt in den Kellerräumen der Polizei. Zwei obere Zähne hatte er eingebüßt, die Leber hatte mit Sicherheit etwas abgekiegt. ...Was aber tat nicht weh? Jede Faser seines Körpers war ein einziger Schmerz. ...Das Gesicht war von Schlägen blutverkrustet, das linke Auge zugeschwollen; links konnte er nichts sehen; aus der aufgeplatzten Beinwunde troff spürbar Blut in die Hosen“. So fasst Bykau die Folgen eines Verhörs zusammen (Kriegsgrube, S. 335)

Allerdings gab es ähnlich wie bei der Darstellung und Beurteilung der Deutschen auch über die weißrussische Polizei Positives zu berichten. Im Zusammenhang mit der Deportation von Weißrussen aus Lepel zur Zwangsarbeit nach Deutschland berichtete Galina: „Das änderte sich erst etwas, als ein Russe aus der Nähe von Smolensk ... hier Leiter der Polizeitruppe wurde. ...Er sagte, dass man diese Arbeitskräfte hier benötige. Und so geschah es auch, zumal er hier einer der Hauptverantwortlichen war, da die deutsche Wehrmacht weiter in Richtung Russland zog“. (Nr. 8 /S.4) In zwei anderen Fällen war außerdem den Familien unserer Gesprächspartnerinnen von der Polizei Hilfe angeboten worden (10/5 und 8/4); In einem Fall wurde sie aus Misstrauen gegen die Polizei abgelehnt.

Doch offenbar haben auch nicht alle Kollaborateure die Deutschen freiwillig unterstützt. Die Schwester von Marja Lamecka, die sich während des Gesprächs zu uns gesellt hatte, erzählte: „Es war auch so, dass einige Weißrussen, die nicht im Krieg waren, von den Deutschen zur Volksarmee gezwungen wurden; ein Cousin von uns wurde auch gezwungen, die Deutschen zu unterstützen, wenn sie die Dörfer wegen der Partisanen niederbrannten“. (10, S.5) Das Verhältnis der Weißrussen zu ihren Kollaborateuren kommt sehr eindrucksvoll in Tamara Petrownas Worten zum Ausdruck: „Als Kinder haben wir manchmal zu ihnen „Faschist“ gesagt, und sie versuchten uns dann mit Brennesseln fortzujagen. Aber das Leben geht bekanntlich weiter, diese beiden (Nachbarn) kamen zurück, haben geheiratet und Kinder bekommen“. (Nr. 14 /10)

Im Rahmen unserer Recherchen zum Thema Kollaborateure hatten wir ein Erlebnis, das uns ein wenig nachdenklich machte: Ein älterer Herr hatte uns zu verstehen gegeben, dass er während des Krieges gute Kontakte zu einem deutschen Soldaten gehabt hätte. Auf unsere Bitte um ein Interview erhielten wir die etwas rätselhafte Antwort: „Das ist eine politische Frage. Denn dann müsste ich auch von den Polizisten und Kollaborateuren sprechen. Davon gab es viele Leute, und davon kann ich viel erzählen“. Obwohl zweimal ein Gesprächstermin vereinbart worden war, kam das Gespräch nicht zustande. Der Nachbar sagte nur, unser Gesprächspartner sei zum Angeln gegangen. Dazu schien zu passen, dass eine unserer Gesprächspartnerinnen sagte, dass ihr ein ehemaliger Kollaborateur bzw. dessen Kinder bekannt seien, aber wir hatten irgendwie den Eindruck, als wäre es zu gefährlich, die Namen zu nennen.

Das war dann auch der Grund dafür, dass wir eine Aussage einer unserer alten Gesprächspartnerinnen etwas ernster nahmen, als es normalerweise der Fall gewesen wäre, weil sie ein wenig zu Verschwörungstheorien neigt, wie sie zum Kernbestand der Ideologien des Stalinismus und des Kalten Krieges gehören. Als wir das Thema Kollaboration anschnitten, sagte sie mit einer gewissen Erregung in der Stimme: „Und wisst Ihr was? Kinder dieser Kollaborateure sitzen heute bei Lukaschenko in der Regierung. Ich kenne einige Namen, aber ich werde sie nicht nennen. ...Es ist mir auch noch eine Familie bekannt, die für die Deutschen gearbeitet hat; aber ich werde ihren Namen nicht nennen. Diese Menschen sind auch heute noch schlecht!“ Und im Hinblick auf die Rolle der USA in der gegenwärtigen Weltpolitik stellte unsere Gesprächspartnerin auch einen Zusammenhang her zwischen der Kollaboration während des 2. Weltkriegs und der heutigen Opposition in Belarus: „Es sind diejenigen, die das eigene Volk verraten, z.B. solche, die sich mit Propaganda gegen Lukaschenko beschäftigen. Solche, die Bush für gut halten. Sie behaupten, dass wir mit Bush gut leben könnten, denn Amerika gäbe uns alles. ...Auch die Kinder und Enkelkinder der früheren Kollaborateure gehören dazu. Aber dazu gehören auch die, die am Ende des Krieges mit den Deutschen nach Deutschland gegangen und zurückgekommen sind, und ihre Kinder“. (Nr.7,S.3)

Diese Kräfte sollen auch bei der Revolution in der Ukraine eine Rolle gespielt haben. Die Frau des heutigen Präsidenten soll z.B. einer Familie angehören, die zur ukrainischen Kollaboration zählte. In der Ukraine und in Belarus engagiert sich übrigens auch das Internationale Republikanische Institut (IRI), das von der Republikanischen Partei finanziert wird und seinen Sitz in Washington hat.

Die Kollaboration in Belarus scheint in die zivile Verwaltung, die Polizei und die sogenannte Volksarmee gegliedert gewesen zu sein. Den Unterschied der Funktion von Polizei und Volksarmee konnten wir bisher noch nicht klären.

Nikolaj Kirptisch, der Museumsleiter aus Uschatschi, hatte uns noch eine Geschichte erzählt, die zeigt, dass es keine starre Grenze zwischen der Kollaboration mit den und dem Widerstand gegen die Deutschen gab: „Die Faschisten hatten nämlich aus russischen Kriegsgefangenen eine Militärabteilung unter Radionow gebildet, und zwar in der Szadt Zulocki, in Polen. ...Radionow ist ein Pseudonym, er war Weißrusse, Sein Familienname war Gil, und er stammte aus dem Minsker Gebiet. Vorher war er höherer Offizier der Roten Armee gewesen. Während der Gefangenschaft hat er diese Einheit ausgebildet (gebildet). Im August 1943 lief diese Abteilung zu den Partisanen über, obwohl sie von den Deutschen gerade für den Partisanenkampf aufgestellt worden war. Sie hat dann sehr viele Heldentaten gegen die deutschen Besatzer vollbracht. Fast alle Angehörigen dieser Abteilung wurden beim Ausbruch aus dem Kessel von Uschatschi getötet, und die, die das überlebt haben, wurden dann vom NKWD überprüft. ... Sie bekamen dann 10 –20 Jahre Haft in einem der damaligen Lager. ...Das sind Fälle, die ich kenne und von denen ich genau berichten kann“. (16/2) An anderer Stelle hatte Nikolaj noch Hinrichs Feststellung bestätigt, dass die Rehabilitation der nach dem Krieg zu Haftstrafen Verurteilten erst in den 80-er Jahren erfolgt ist: „Ja, das liegt genau auf der Linie, wie es mit der Rehabilitation der „Repressierten“ aus der Zeit der großen Säuberungen der 30-er Jahre (1937) geschehen ist. ...Diese Rehabilitation begann erst unter Gorbatschow am Ende der 80–er Jahre“. (16/2)

In diesem Zusammenhang ist vielleicht auch die Äußerung von Michail Petroschenko ganz aufschlussreich: „Nach dem Tode Stalins kamen sie dann (von der Zwangsarbeit) zurück und sind auch zurück in unser Dorf gekommen. Zu erwähnen ist auch noch, dass einer von den Polizisten zum Ende des Krieges noch zu den Partisanen gegangen war. Aber nach dem Krieg ist er zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Er gilt heute auch als Veteran. Früher haben die Leute viel auf ihn und ähnliche Leute geschimpft, aber heute haben sie das vergessen. Und er bekommt heute eine gute Rente“. (21/7)

Unter dem Aspekt von Schuld und Verantwortung könnte die Rolle der Kollaboration – Das stereotype Bekenntnis „Unsere Leute waren schlimmer als die Deutschen!“ – geeignet erscheinen, uns zu entlasten. Wahrscheinlich ist dabei jedoch zu bedenken, dass es sich bei den Kollaborateuren im Gegensatz zur deutschen Wehrmacht, die einen Durchschnitt der Bevölkerung darstellte, um eine gewissermaßen negative Auswahl aus der Bevölkerung von Belarus gehandelt haben dürfte: Nicht jeder paktiert mit dem Feind. Außerdem dürften bei den Kollaborateuren im Gegensatz zum deutschen Wehrmachtsangehörigen – wenn man einmal von der Wirkung der NS- Propaganda vom „Untermenschen“ u.ä. absieht! – in vielen Fällen emotionale persönliche Motive wie Armut, Angst, Habgier, Hass und Rache eine größere Rolle gespielt haben. Darüber hinaus benutzten die Deutschen die Kollaborateure für die „Schmutzarbeit“, die Bestandteil und Folge des verbrecherischen Krieges gegen die Sowjetunion war. Es wurde allerdings auch von einem Fall berichtet, bei dem deutsche Offiziere Kollaborateure an einem Missbrauch ihrer Macht gehindert hatten.

Wassil Bykau hat in seinem Roman: „Die Kiesgrube“ ein sehr anschauliches Bild vom Zusammenwirken von Wehrmacht, SD und der weißrussischen Polizei gezeichnet: „Ich hatte bei der Polizei Bekannte. ...wissen Sie, das war ein recht bunter Haufen. Teils Lumpen, teils aber auch Verängstigte, hauptsächlich Familienväter. Was sollten die tun? Beim kleinsten Anlass haben die Deutschen die Kinder und Weiber abgeholt und sich an ihnen gerächt. ...Beim geringsten Verdacht oder Versäumnis setzt’s Prügel oder der Betreffende wird dem SD am Bahnhof übergeben, dort liegt die deutsche Garnison.“ (S.186 ff)

Ungeklärte Fragen

Bei den Befragungen bleiben immer wieder Fragen offen, die wir beim nächsten Besuch zu klären versuchen.

Vor dem Hintergrund der Diskussion über die Verbrechen der Wehrmacht und den kriminellen Charakter des 2. Weltkriegs stellt sich angesichts der unglaublichen Brutalität des Vorgehens gegen die Zivilbevölkerung in Weißrussland immer wieder die Frage nach Ursachen und Motiven. Auch in diesem Jahr stießen wir wieder auf die Überreste eines Dorfes, das dem Erdboden gleichgemacht und dessen Bewohner in zwei Scheunen zusammengepfercht und verbrannt worden sind.

In kaum einem Bericht unserer weißrussischen Gesprächspartner fehlt der gute deutsche Soldat, der - uns? - offenbar – nach dem Beispiel von Sodom und Gomorra! – mit den Gräueltaten der Deutschen im 2. Weltkrieg versöhnen soll und das Schreckliche des Geschehens auch für die Betroffenen erträglicher machen soll: „Bei dem Rückzug der Deutschen“, berichtete diesmal Marja Lamecka, die im KZ Unvorstellbares erlebt hatte, „waren wir im Dorf Maledenzi, da ist ein Deutscher gekommen und hat gesagt: „Mädchen versteckt Euch, denn sonst werdet Ihr nach Deutschland deportiert!“ Wir haben uns dann im Garten unter den Pflanzen versteckt. So hat uns dieser Soldat gerettet, so war die Armee“. Und, um uns mit unserem Schuldgefühl zu versöhnen, betonte sie an anderer Stelle noch: „Die Amerikaner haben Deutschland sehr schrecklich bombardiert“. (10, S.5 /6) Wegen dieser Widersprüche haben wir immer nach den Motiven der Deutschen geforscht und dabei verdichtete sich der Eindruck, dass die Brutalität gegen die Zivilbevölkerung wohl in der Mehrzahl der Fälle eine Folge des Partisanenkriegs war, der – wie z. B. das Beispiel Irak zeigt! – traditionelle militärische Strategien vor unlösbare Probleme stellt. Er offenbart jedoch auch die Borniertheit traditionellen militärischen Denkens, das nur einen Widerstand akzeptiert, der sich ihren überkommenen Vorstellungen vom Krieg unterwirft.

In diesem Zusammenhang drängte sich auch immer wieder die Frage auf, in welchem Maße die Wehrmacht, die ja gerne für sich in Anspruch nimmt, „im Felde anständig geblieben zu sein“, an den Vergeltungsaktionen und anderen Gräueltaten beteiligt war.

Die Antworten auf diese Frage waren immer wieder sehr unterschiedlich. Die Schwester von Marja Lamecka, die ebenfalls wegen angeblicher Kontakte zu den Partisanen nach Auschwitz deportiert worden war, antwortete: „Nein, das waren Sondergruppen, die gegen die Partisanen eingesetzt worden waren“. Ekaterina Chonjak, die als Kind zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden war, erwiderte jedoch: „Es wären nicht so viele Verbrechen geschehen, wenn es nur die SS-Einheiten gewesen wären, die diese Taten begangen haben“. (06, S.4)

Und in diesem Zusammenhang haben wir dann auch noch einmal die Schuldfrage mit Ekaterina, die auch in anderen Fragen eine unabhängigere Meinung erkennen ließ als die Mehrzahl unserer Gesprächspartner, diskutiert. In der Regel wird die Schuld der Deutschen als Volk eher verneint und auf die Regierung, Hitler oder gar den Faschismus als zeitgeschichtliches Phänomen reduziert, selbst in solchen Fällen, in denen wir auf die aktive Mitwirkung vieler Deutscher und die Tatsache hingewiesen hatten, dass nur eine verschwindende Minderheit sich den Verbrechen der Nazis aktiv widersetzt hat. Diesmal erhielten wir, zum ersten Male, eine eindeutige – ehrliche? - Antwort auf unsere Frage: „Es gab eine Frau in Deutschland, als ich zur Zwangsarbeit dort war, die sagte, dass sie ihren Mann und zwei Söhne im 2. Weltkrieg verloren hat. Und diese Frau hat dann gesagt, dass Hitler für Deutschland ein Held sei. Und so stimme ich dem zu, dass alle schuldig sind“. (06, S.4)

Und auch Nadeshda Femitscha aus Lepel äusserte sich in diesem Jahr differenzierter als bei unserem ersten Besuch 2004: „Es ist schwer, solche Taten, solche Sünden zu vergeben, Obwohl Ihr Euch hier Mühe gebt durch Eure Hilfsorganisation, ist es doch schwer, so viele

Verbrechen zu löschen oder zu vergeben. Wenn ich mir überlege, wie man überhaupt so etwas tun konnte? Wie konnten so viele Verbrechen begangen werden? Es ist ganz schwer zu begreifen, denn der Mensch ist geschaffen, etwas Gutes zu tun. ...Es ist ganz schwer Euch das zu sagen, die Ihr gute Menschen seid und Euch um Versöhnung bemüht. Aber ich möchte Euch und den Menschen Dank sagen, die für diese Taten Sühne tun. ...Es ist vielleicht nicht genug, aber ich bin dankbar, dass Ihr das einfach macht. ...Das ist eine große Humanität; man muss von sich etwas los reißen, um es uns zu geben. Das ist ähnlich, wie es im Kommunismus ist. Denn in ihm ist auch viel Gerechtigkeit“. (19/3)

Wenn man daran denkt, wie gering das Bewusstsein für diese Problematik in unserem Lande ist, dann beginnt man sich bei solchen Worten zu schämen, ein Deutscher zu sein, und beginnt zu begreifen, was der Antikommunismus und der Kalte Krieg bei uns angerichtet haben.

Der Psychoanalytiker Horst Eberhard Richter hat in seinem Buch „Die Chance des Gewissens“ die These aufgestellt, dass es den Deutschen sehr erleichtert worden ist, den sinnlosen und verbrecherischen Krieg gegen die Sowjetunion vor sich selbst zu rechtfertigen und die damit verbundene Schuld zu verdrängen, weil sie sich nach dem Kriege mit den westlichen Siegermächten gegen den „alten - neuen Feind“ verbünden und die alten Vorurteile wiederbeleben konnten. (S.61/62) Während das offizielle Deutschland der Opfer in Oradour, Lidice und Marzabotto zu gedenken pflegt, glaubt man offenbar noch immer die ungleich schlimmeren Verbrechen und Opfer in Weißrussland und den anderen Ländern der ehemaligen Sowjetunion negieren zu können. Stattdessen errichtet man dort Gedenkstätten für die umgekommenen Eindringlinge.

Ein weiterer Aspekt unserer Befragungen war in allen vier Jahren die Behauptung deutscher Kriegsteilnehmer, bei ihrem Einmarsch von den Russen freundlich empfangen worden zu sein. Daraus wird dann oft die Schlussfolgerung gezogen, die Deutschen wären als Befreier angesehen worden. In einem Brief, in dem ein ehemaliger Soldat der Wehrmacht Aussagen unserer Gesprächspartner bestreitet und als Ergebnis „sowjetischer Kriegspropaganda“ zu erklären versucht, steht: „Wir waren die Ersten, die Infanterie (Masse zu Fuß) kam 6 bis 7 Tage später nach...Wir wurden von den Bewohnern mit Sympathie begrüßt, aber versteckte Spitzel töteten nachts die Bewohner, die das zu offensichtlich zeigten - selbst erlebt im Dorf Rasrytoje bei Roslawl: eine russ. Studentin, die deutsch sprach und dolmetschte, wurde nachts trotz unsere Doppelstreifen erschlagen.“ (2004, S.132)

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Sammlung von deutschen Plakaten aus der Kriegszeit, die sowohl in Belarus als auch in der DDR gezeigt wurde und u.a. auch das Motiv des deutschen Soldaten als Befreier in der Sowjetunion zeigt.

Tatsächlich finden sich in vielen Berichten unserer weißrussischen Interviewpartner Anhaltspunkte dafür, dass es zumindest in der Anfangsphase des Krieges z.T. freundschaftliche Kontakte zwischen Deutschen und Weißrussen gegeben hat. Galina berichtete z.B.: „Die Deutschen waren zuerst gut zu uns, sie haben immer Pudding gekocht, und davon bekamen wir als Kinder etwas ab. Wir hatte z.B. keinen Zucker und bekamen ihn von ihnen“. (8, S.4) Doch obwohl sie zuerst nachdenken musste, beantwortete sie die Frage dann sehr entschieden: „Aber wir können auf keinen Fall sagen, dass wir wie die Deutschen als Befreier vom Kommunismus erwartet haben. Nein, das kann man auf keinen Fall sagen. Dagegen spricht auch, dass in Lepel viele Bürger von den faschistischen Deutschen ermordet wurden“. (8, S.4)

Bei der Klärung dieses Aspekts ist vielleicht auch zu berücksichtigen, dass die Weißrussen, die im Laufe ihrer Geschichte ihre Herren sehr oft gewechselt hatten, sich auf jeden neuen Herrn einzustellen gelernt hatten. Außerdem ist die Gastfreundschaft in Weißrussland so groß, dass man sich vorstellen kann, dass sie sich sogar auf einen Feind erstreckt, solange er sich anständig verhält

Das Wehrdorf in Trostenetz

Beim Besuch des Vernichtungslagers Trostenetz (Trostenetz war das viertgrößte NS- Vernichtungslager) am Rande von Minsk im Jahr 2004, wo sowohl unter Stalin als auch Hitler viele Menschen ermordet worden waren, zeigte uns unsere Führerin Tanja Blaschko die Überreste des sog. Wehrdorfs von Mali Trostenetz: „Vor dem Krieg war hier das Wehrdorf Mali Trostenetz, direkt neben der Karl-Marx Kolchose. Daraus wurde dann das SS-Gut Trostenetz geschaffen. Man nannte es dann das Wehrdorf“. (2004, S.95/96) Das Wehrdorf bestand aus 92 Bauernhöfen. Im Lager waren die Wohnhäuser der SS, Gärten, Werkstätten, wie z.B. Schreinerei, Glaserei, Schmiede, und ein Sportplatz. Dort wurden 500 Menschen zur Arbeit eingesetzt.

Die Begriffe „SS-Gut“ und „Wehrdorf“ erinnerten mich an die NS-Pläne, die sich mit der Zukunft Russlands nach dem Krieg beschäftigten: Während der Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Rosenberg, die Sowjetunion in politisch autonome Völkerschaften zerlegen wollte, vertrat Hitler die Auffassung, dass „die Bewohner Russlands ein führerloses Arbeitsvolk bleiben sollten, das den Deutschen zu dienen habe und nicht einmal in Bezug auf Kultur, Schule und Hygiene gefördert werden dürfe. Für die Besiedlung des Landes waren an den Kreuzungspunkten der Hauptverkehrslinien zunächst stützpunktartige deutsche Städte mit 15 -20.000 Einwohnern geplant, in deren Umkreis eine deutsche Landbevölkerung angesiedelt werden sollte“. (Lothar Gruchmann, Der 2. Weltkrieg, dtv. Weltgeschichte, S.20ff) In dieses System würden auch solche Wehrdörfer sehr gut hineinpassen. Leider ist es uns bis heute nicht gelungen nachzuweisen, dass auch anderswo ähnliche Wehrdörfer oder SS-Güter existierten oder geplant waren.

Bewältigung der Kriegserlebnisse

Neuere Forschungen, wie sie vor allem von Jürgen Müller-Hohagen in seinem Buch „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit. München 2005.“ publiziert worden sind, zeigen, dass die Erfahrungen und Erlebnisse von Kriegsteilnehmern auch Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg noch Auswirkungen haben. Sie äußern sich auf vielfältige Weise, z.B. Reizbarkeit, Mangel an Einfühlung, Kommunikationsstörungen im Hinblick auf Kriegserlebnisse, Aktivismus, Alkoholismus, Partnerschaftsprobleme, Neigung zu Gewalttätigkeit etc. ...Sie treten bis ins hohe Alter auf, haben Albträume zur Folge und verstärken sich mitunter unmittelbar vor dem Tod.

Sowohl unsere weiblichen als auch unsere männlichen Gesprächspartner, die wir mit dieser Problematik konfrontierten, antworteten, dass sie solche Phänomene sehr selten beobachtet hätten. Anna sagte: „Ich habe bisher keine ehemaligen sowjetischen Soldaten mit psychischen Erkrankungen getroffen“. (7/4) Anatolij hielt allerdings Einzelfälle für möglich. Anna, die Partisanin, erwähnte tatsächlich, dass es in ihrem Dorf einen Mann gegeben habe, von dem sie wisse, dass er unter Kriegsfolgen gelitten habe, und Ekaterina, die als Zwangsarbeiterin in Deutschland gewesen war, sagte: „Ich kannte eine Frau bei uns im Dorf, die sehr krank war. Sie war aus einem KZ zurückgekommen. Drei Familien aus unserem Dorf wurden nach Deutschland deportiert. Es ist also nur diese eine Frau gewesen, die mit psychischen Folgen zurückgekehrt ist. ...Aber bei der mir bekannten Frau waren es eindeutig Folgen des Krieges. Sie hatte in Deutschland in einer Fabrik gearbeitet, sie wurde einmal von einer Brücke in den Fluss geworfen, sie wurde gefoltert. Einzelheiten konnte sie nicht mehr erzählen, sie wurde insgesamt damit nicht fertig. Sie zog sich dann später hier in den Wald zurück und ist auch dort gestorben. Aber nur dieses einzige Beispiel ist mir bekannt“. (6/3)

Nun erscheint es mir recht plausibel, dass die Opfer und Sieger des Krieges leichter mit den Folgen und Erlebnissen des Krieges fertig geworden sind als die Täter, die an einem verbrecherischen Krieg teilgenommen und zumindest teilweise an Verbrechen beteiligt waren, die - trotz der bei uns immer wieder betonten Vergewaltigungen! – den sowjetischen Soldaten nicht in gleichem Maße angelastet werden können. Dennoch fällt auf, dass die Frauen zu-

mindest im Hinblick auf ihre eigene Person, im Gegensatz zu den Männern, eine gefühlsmäßige Betroffenheit erkennen lassen. Anna, die den Krieg als Partisanin mitgemacht hat, sagte in diesem Zusammenhang : „Man erinnert sich an damalige Ereignisse, und alles wird unter Tränen wieder lebendig. Wenn wir z.B. von einem zu Tode verwundeten Kameraden, dem die Gedärme bereits aus dem Bauch hingen, gebeten wurden, ihn zu erschießen“. (7/4) Und Marja, die in Auschwitz Schreckliches erlebt hatte und im letzten Jahr während ihres Berichts darüber immer zu weinen begonnen hatte, erwiderte: „Also, die Erinnerungen sind geblieben. Zuerst hatte ich Träume davon, das zog sich bis in die Zeit meiner Berufstätigkeit hin. Immer, wenn ich aufwachte, habe ich gezittert“. (19/4)

Von Anna Krasnojorka, die das Minsker Ghetto überlebt hat, stammt folgende Feststellung: „Meine Erinnerung, ich bin lange vor Dir weggelaufen. Aber Du warst stärker. Du zwingst mich, das Verdrängte zum Leben zu erwecken. Für meinen Verrat an Dir rächst Du Dich. Nicht alles aus der Vergangenheit bewahrtest Du!“.

Als Erklärung für die geringen psychischen Folgen des Krieges wurden – unaufgefordert! – durchweg die Freude über das Ende des Krieges und der Wiederaufbau genannt, der über viele Jahre alle Kräfte in Anspruch nahm. Marja schilderte besonders ausführlich, welche Rolle die von uns vielfach belächelte Erinnerungskultur für die Menschen in Belarus nach den schrecklichen Erlebnissen des Krieges gespielt hat: „Und jedes Jahr am 8. Mai werden Lieder gesungen, die mein Herz sehr berühren. Ihr Inhalt ist, dass wir den Sieg errungen haben und die Erinnerung daran, wie wir das alles haben schaffen können. Es gibt viele Kriegslieder, die mich sehr berühren. Ich glaube, wir sind schon zum zweitenmal geboren“: (10/4) Lew nannte noch einen anderen Grund dafür, dass seine Landsleute die Kriegsfolgen durchweg gut bewältigen konnten: „Bei uns gibt es viele Vereine, den Veteranenverein, den Verein der Zwangsarbeiter, den Verein des afghanischen Krieges. ...Und in diesen Vereinen geht es darum, das Leben dieser Menschen zu verbessern. Ihnen wird Hilfe geleistet, sie haben verschiedene Ermäßigungen, auch, was die Medizin angeht. ...Also das ganze Volk hilft diesen Menschen, die Folgen des Krieges zu überwinden“. (3/10)

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht interessant, dass Anna in dieser Frage einen Unterschied zwischen dem 2. Weltkrieg und dem Krieg in Afghanistan machte: „Aber die Soldaten, die in Afghanistan waren, waren durch ihre Erfahrungen psychisch krank. Es sind Fälle von Menschen bekannt, die bis heute davon träumen“. (7/4)

Im Gegensatz zu den Betroffenen zeigten die Damen des Vereins „Forschung“ in Witebsk, die sich u.a. um eine kritische Aufarbeitung der sowjetischen Darstellung des 2. Weltkriegs bemühen und von uns dabei Hilfe erhoffen, eine größere Bereitschaft, sich mit den Spätfolgen des Krieges auseinanderzusetzen; aber die Aussagen blieben auch hier formelhaft und auf Einzelfälle beschränkt: „Wir können bezüglich der Diagnose unserer Eltern sagen, dass sie „Kinder des Krieges“ sind. Es sind eigentlich kranke Menschen, denn es ist schwer, einen Krieg auszuhalten“. „Euer Landsmann, Erich Maria Remarque, hat bereits nach dem ersten Weltkrieg gesagt, dass die Menschen, die durch den Krieg gingen, eine „verlorene Generation“ sind“. Allerdings wurde noch ein Grund dafür genannt, dass die seelischen Folgen des Krieges in Belarus weniger schwerwiegend sind als in Deutschland: „Wir können sagen, dass bei den weißrussischen Soldaten eine Entlastung von seelischen Folgen über den Kopf stattfindet. Sie laden ihre Erlebnisse ständig ab, wenn sie in den Versammlungen der Veteranen zusammenkommen oder in den Schulen vom Krieg erzählen“, sagte Larissa, kam danach jedoch zu dem Fazit, dass man heute nicht mehr von psychischen Folgen für die Familien sprechen könne. Gewisse Zweifel an der kathartischen Wirkung der Aktivitäten der Veteranen, die an sich recht plausibel ist, weckt in diesem Zusammenhang die Formulierung: „Und die Kinder und Enkel sind sehr stolz auf ihre Großeltern!“ (Nr.14, S.7/8)

Vielleicht trägt ein Zitat des ungarischen Autors Gabor Schein, aus einem Aufsatz über „das alltägliche ungarische Geschichtsbewusstsein“ ein wenig zum Verständnis der Schwierigkeiten bei, mit denen sich die „oral history“ generell auseinanderzusetzen zu haben scheint:

„Wenn es aus dem Labyrinth der Erinnerung und des Vergessens keinen Ausweg gibt, dann kommt die Nostalgie ins Spiel. Auch sie bietet keinen Ausweg aus dem Labyrinth, aber sie macht es möglich, dass wir in unserer Gegenwart Zugang zu unserer Vergangenheit haben, die nicht traumatisch belastet ist. ...Wie aber ist ein nostalgischer Blick auf die Geschichte beschaffen? Wahrscheinlich ist auch die Nostalgie eine Variante des Vergessens; doch sie löscht die Geschichte nicht aus, sondern baut sie um. Sie bringt eine kohärente Erzählung hervor, die traumatisierende Elemente ausfiltert, sie glättet die rauen Oberflächen der Erinnerung und ist bemüht, den Verdacht der Leser und Hörer abzuwehren, dass alles vielleicht doch nicht so harmonisch war, wie es uns die nostalgische Erzählung plausibel machen möchte. Nostalgisches Erzählen kann aber nur erfolgreich sein, wenn es auf nostalgische Rezipienten stößt; sonst nämlich kann jederzeit einer kommen, ein Philologe etwa, der etwas anderes oder mehr von der Geschichte weis als die nostalgische Erzählung“. (monde diplomatique, Mai 2005, S.18/19)

Belarus heute

Schon im letzten Jahr hatten wir damit begonnen, die Gesprächspartner, die wir schon häufiger interviewt haben, nach Veränderungen zu fragen, um auch die aktuelle Entwicklung in Belarus zu erfassen. In diesem Jahr war es vor allem die Förderung der ländlichen Gebiete durch die Regierung, die von unseren Gesprächspartnern hervorgehoben wurde.

Ekaterina F.Chonjak sagte: „In meinem persönlichen Leben hat sich gar nichts verändert. ...Im Dorf hat sich einiges verändert, denn wir merken, dass den Dörfern seitens der Regierung mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Alle Neuerungen in den Dörfern sind schon zu sehen“. Anatolij antwortete auf unsere Frage: „Ich kann sagen, dass Lepel frischer geworden ist, viel ist neu gestrichen worden, alles ist sauber“. Und Anatolij's Frau ergänzte: „Habt Ihr schon unseren Stadtpark besucht? Er ist jetzt neu gestaltet worden. Wenn wir Zeit haben, können wir ihn nachher besuchen“.

Iwan Bernjakowitsch verband seine Antwort mit einem Hinweis auf Ursachen und Ziele dieser Politik: „Ja, das ist so, und da hier niemand auf die Dörfer kommen wird, wenn keine Häuser vorhanden sind, fördert die Regierung den Bau von Wohnungen auf dem Lande. So kommen auch die entsprechenden Fachleute auf die Dörfer. Dabei müssen dann auch die Löhne entsprechend sein, um die Lebensbedingungen auf dem Land zu verbessern“. (13/1) Ekaterina hatte noch weitere Ursachen, Ziele und Maßnahmen der Entwicklung der ländlichen Gebiete genannt: „Aus den Dörfern kommt alles... in die Städte, ohne die Dörfer können die Städte nicht leben. Aber das Leben auf den Dörfern ist viel schwieriger als in den Städten. Man beginnt früh am Morgen zu arbeiten, und das bis spät in die Nacht hinein. ...Um etwas zu kaufen, muss man in die Stadt fahren. Um also das Leben auf den Dörfern zu verbessern, schafft man Geschäfte, Schulen und z.B. Krankenhäuser in ihre Nähe, ebenso wie es in den Städten ist. Wir brauchen jetzt also nicht mehr in die Kreisstadt zu fahren, um einen Arzt zu besuchen; jetzt kommt der Arzt selber zu uns und besucht uns. Und die Jugend braucht auch Orte und Plätze, wo sie sich nach der Arbeit erholen kann. So werden Clubs errichtet oder auch Sportstadien“. Auch Anatolij steuerte Einzelheiten zur Dorfentwicklung bei: „Was die innere Politik angeht, so will unsere Regierung unsere Dörfer stärken, es wird dort mehr investiert, und es werden Häuser in den Dörfern gebaut, um dadurch Menschen aufs Land zu holen. Dazu gehört, dass mehr landwirtschaftliche Maschinen produziert werden. Lukaschenko hat gesagt, dass die Menschen in den Dörfern dasselbe haben müssen, was die Bewohner einer Stadt bereits haben. Dieser Plan gilt bis 2010“. (5/1)

Die neuen Häuser fallen bei einer Fahrt übers Land an vielen Stellen auf; im Volksmund tragen sie den wohl ein wenig kritisch - ironischen Namen „Präsidentenhäuser“, von denen jede Gemeinde im Jahr 5 Stück bauen muss.

Ekaterina verband ihre positive Bewertung dieser Pläne und Maßnahmen mit einer Kritik an der Vergangenheit: „Man hätte aber mit einer solchen Politik bereits in den 70-er Jahren be-

ginnen müssen. Ich weiß, dass mein verstorbener Mann, der damals hier als Biologe Direktor der Schule war, die Landwirtschaft hier im Umkreis entwickeln wollte. Als erstes haben wir die Gärten mit den Schülern verbessert und neu bepflanzt. So hat sich mein Mann dafür eingesetzt, hier eine neue Landwirtschaftsschule zu gründen. In dieser Schule gab es einen Naturschutzzirkel, Bienenamateure, Gärtnerausbildung, Ausbildung für die Forsterei und auch für die Feuerwehr. Hier gab es eine Kolchose, die dem „1. Mai“ gewidmet war. Diese ist dann durch den Einfluss unserer Schule immer erfolgreicher geworden. Die Komsomolz – Organisation ... hat hier in einem kleinen Haus einen Club eingerichtet. Dafür benötigten sie Geld, und das haben sie durch den Anbau und Verkauf von Kohl verdient. Ich spielte auch ein Instrument und habe einen Liederzirkel geleitet“. Doch die Kolchose „1. Mai“ wurde mit anderen Kolchosen zu einer Sowchose mit einem neuen Zentrum in Sucha vereinigt, und dadurch ging die Eigeninitiative der Kolchosenmitglieder verloren: „Da wurde alles von oben bestimmt. Wir konnten nicht mehr allein über unsere Tiere, die Pferde und unser Auto entscheiden. ...Die Entwicklung in der Sowchose lief dann schlecht. ...Und deshalb sagen wir heute mit einem gewissen Vorwurf, dass wir damals die Landwirtschaft hätten entwickeln müssen. Die jungen Menschen haben das Dorf weitgehend verlassen. Und deswegen sage ich, man hätte bereits in den 70-er Jahren mit der Entwicklung beginnen müssen, mit der man jetzt erst anfängt“. (Nr.6,S.1/2)

Wladimir aus Kamen kommentierte auch diese Entwicklung mit der ihm eigenen Ironie: „Ja, Ihr habt sicher auch hier in Kamen gesehen, dass alles renoviert wird. Da wir wissen, dass das immer vor dem Besuch des Präsidenten gemacht wird, dachten wir schon, dass er unseren Ort im Sommer besuchen würde. Aber es ist eigentlich auch nicht schlecht, wenn die Behörden vor dem Mann an der Spitze Angst haben und sich von daher bemühen, etwas zu verbessern. (17/1)

Dieser positiven Entwicklung stehen allerdings auch negative gegenüber, die jedoch nicht so deutlich zu fassen sind. Eine alleinstehende ältere Dame, die nach einem sehr schweren Leben in einem alten Bauernhaus lebt, antwortete auf unsere Frage nach Veränderungen in ihrem Leben: „Ja, das Leben wird besser, aber die Menschen werden irgendwie schlechter und brutaler“. Auf unsere Frage, ob das für alle Menschen gelten würde, schränkte sie ein: „Sicher nicht alle, aber ich erlebe das selbst, dass das Verhältnis der Menschen untereinander anders wird.“(Nr.15/1)

Wie sich diese gesellschaftlichen Veränderungen konkret darstellen, schilderte eine unserer Gesprächspartnerinnen: „Was sich hier versammelt, sind Alkoholiker. Diese kommen nachts hierher gefahren und klopfen bei meinem Nachbarn an die Tür. Er verkauft Alkohol, besonders Wodka. Aber er kauft auch Ersatzteile von Autos, die in den Dörfern gestohlen worden sind. Und deshalb habe ich Angst, hier zu wohnen und vor allem hier zu schlafen. Eigentlich müssen gerade Nachbarn in Frieden und Freundschaft miteinander leben. Der beste Freund bei uns in Belarus ist immer der Nachbar. Und nun kommen zu meinem Nachbarn immer die Menschen aus den Nachbarorten. ...Sie halten sich an keine Regeln des Miteinander mehr. Ich habe Euch das nur erzählt, damit Ihr wisst, dass ich Angst habe“. Dabei muss man vielleicht berücksichtigen, dass der Nachbar uns im letzten Jahr erzählt hat, dass er arbeitslos ist, dass seine Unterstützung nicht zum Leben reicht und dass er glaubt, dass die Weißrussen das gleiche Recht auf Wohlstand und einen angemessenen Lebensstandard hätten wie die Deutschen. Vielleicht ist das aber auch nur die Phase der „ursprünglichen Akkumulation“ des Kapitalismus, aus der einst die Fords, Rockefellers und J.P.Morgans eines blühenden Weißrussland hervorgehen werden.

Anna formulierte das Problem des gesellschaftlichen Wandels im heutigen Belarus aus einer historischen und grundsätzlichen Sicht: „Das ist bei uns heute eine ganz andere Frage, denn durch Alkohol und Drogen kann unser Land heute zerstört werden. Und es gab Anfang der 90-er Jahre keine Disziplin mehr. Davor wärest Du schon bei fünf Minuten Verspätung bestraft worden, ebenso, wenn Du betrunken warst. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion herrscht diesbezüglich eine Unordnung. ...Wir müssen also Schritt für Schritt das Problem

des Alkohols und Drogenmissbrauchs lösen. Ich habe vor Jahren einen alten Lehrer getroffen. ...Der hat mir viele Gesetze genannt, nach denen ein Kind erzogen werden muss. Die erste Regel ist, dass das Kind immer die Wahrheit sagen muss. Man muss ein Kind nicht bestrafen, es kann den Fehler korrigieren. Du darfst dem Kind kein Geld geben, erst dann, wenn es selber verdient. ...Heute machen die Eltern ganz andere Dinge und beschäftigen sich nicht mit der Erziehung der Kinder“. (7/4-5)

Nadeschda stellte einen Vergleich zwischen Gegenwart und Vergangenheit an: „In der jetzigen Zeit ist es so, dass wir Arme und Reiche haben. ...Es gibt Zeiten, in denen die Reichen die Armen ausnützen. Zwar sind nicht alle Reichen so, ...Vor dem Kommunismus war es so, dass ein armer Mann zu einem reichen kam, um etwas Geld zu verdienen; der Reiche gab ihm Arbeit, am Ende bekam der Arme etwas zu essen und etwas von dem Geld, das der Reiche hat. Aber das klappt ja nicht immer, und der Kommunismus nun hat verhindert, dass die Reichen die Armen ausnützen“. (19/6) Auch Sigizmund bemängelte die wachsende Ungleichheit in Belarus: „Aber es ist hier jetzt so, dass die reichen Leute immer reicher und die armen immer ärmer werden“. Um seine Aussage zu verdeutlichen, zog er ein Beispiel aus Russland heran: „Oder das Beispiel Tschubai, ... der für die gesamte Elektrizität zuständig ist. Ist er das für das Land, oder ist das alles Privateigentum geworden?“ (19/6)

Die heutige Lage in Belarus

Insgesamt scheint sich die wirtschaftliche und soziale Lage in Belarus zu verbessern. Dabei werden „gute“ oder doch wenigstens regelmäßige Renten hervorgehoben, eine „gute“ oder wenigstens ausreichende Versorgung und ein gepflegteres Ortsbild. Das Lob über die Verschönerung der Lebensumwelt reicht von der Neugestaltung des Lepeler Uferparks bis zum frischen Anstrich der in Belarus charakteristischen Zäune. Und selbst Ewgenia, die alleinstehende ältere Dame in sehr bescheidenen Verhältnissen, konstatierte: „Das Leben wird besser!“ Sie schränkte allerdings gleich wieder ein, indem sie feststellte: „Allerdings muss ich sagen, dass das Leben teurer geworden ist. Bei den heutigen Preisen ist es nicht leicht, aber es geht“. Anna betonte außerdem, dass es „in Belarus keine Bin Ladens“ gäbe und „der Himmel wieder blau“ wäre. Nach den Angaben der Internetausgabe von Belarus News soll sich das Durchschnittseinkommen einer belarussischen Familie von 2003 bis 2004 von 136 auf 180 Euro erhöht haben; davon werden 70 bzw. 78 % (Land / Stadt) für Nahrung ausgegeben und durchschnittlich 15,5% auf eigenem Land erwirtschaftet. Man wird allerdings den Eidruck nicht los, dass von der Verbesserung der Lage – wie überall – vor allem die gesellschaftlich und beruflich Bessergestellten profitieren.

Iwan, der Lehrer und politisch Gebildete, formulierte die Veränderungen in der wirtschaftlichen und sozialen Lage von Belarus etwas abstrakter: „Ohne Zweifel!“, beantwortete er die Frage nach positiven Veränderungen, „Beim Staat ist es so, dass die Verbesserungen nicht nur in eine Richtung gehen, sondern es bessert sich ein Gesamtzusammenhang. Und so entwickelt es sich allmählich weiter“. Er erläuterte das an der Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande. (s.o.!, 13/1) Michaijl aus Kamen, der als ehemaliges Mitglied einer Kolchose eine Rente bezieht und 1 Hektar Land bewirtschaftet, drückte es etwas konkreter aus: „Wir können zur Zeit alles kaufen, was wir brauchen. Es wird zwar nicht alles auf einmal besser, es geschieht allmählich, Schritt für Schritt. Allerdings gibt es, wie in jedem Land, neben den Menschen, die zufrieden sind, auch solche, denen es hier nicht gefällt. Und so kann ich sagen, dass die Mehrheit in unserem Land unseren Präsidenten unterstützt“. (17/1) Dass es sich bei dieser Unterstützung nicht um blinde Gefolgschaft handelt, zeigt sich, wie etwa bei Sigizmund daran, dass durchaus auch Kritik an Lukaschenko geäußert wird: „Es gab bei uns in der ersten Hälfte der 90-er Jahre Papiere, die „Eigentum“ hießen“, - Es handelte sich um den Anteil jedes einzelnen ehemaligen Sowjetbürgers am Volkseigentum! – „ich habe auch solche. Aber als Lukaschenko an die Macht kam, war es damit vorbei; sie gelten nicht mehr“. (4/2)

Nach Erhebungen, die allerdings laut Belarus News vom 20.07.05 von dem – von den Republikanern in den USA finanzierten – Internationalen Republikanischen Institut (IRI) mit Sitz in Washington „realisiert“ worden sind, sollen „48% der belarussischen Bürger es für notwendig halten, A.Lukaschenko zum Präsidenten wiederzuwählen. Die belarussische Opposition wird von 25% unterstützt. 37% der Befragten konnten ihre politischen Ansichten nicht genau definieren“. (Belarus News v. 20.07.05) Freilich dürften nach unserem Eindruck auch viele Belarussen, die Lukaschenko kritisch gegenüber stehen, - wie auch bei uns vielfach! – das „kleinere Übel“ wählen, weil die Opposition für sie keine Alternative zu Lukaschenko ist. (Sascha, 2004)

Zumindest die ältere Generation scheint allerdings ein generelles Problem mit der Existenz und den Praktiken von Opposition zu haben, wie aus vielen Äußerungen hervorgeht: „Ich höre immer die Radiosendung „Swoboda“, also „Wahrheit“ aus Tschechien an; darin wird morgens immer ein bestimmtes Thema behandelt“, sagte Michail, der keineswegs als Systemkonservativer anzusehen ist und mit dem wir über viele heikle Themen offen diskutiert hatten, „Diese Sendung wird von der Opposition unterstützt. Zuletzt ging es um die Frage, ob die polnisch-stämmige Bevölkerung in unserem Land unterdrückt wird. Aber das ist doch nicht wahr. Wir stellen bei der Opposition keine Einheit, nur ein Durcheinander fest“: (17/1)

Offenbar gibt es ein breites Netzwerk von westlichen Staaten, Parteien und Organisationen, die Einfluss auf die Entwicklung in Weißrussland zu nehmen versuchen. Die „Junge Welt“ berichtete am 11.02.05 unter dem Titel „Umsturzpläne für Minsk“ z.B. von einem Strategiepapier, das auf einem in Kooperation mit dem litauischen Außenministerium von der Bertelsmannstiftung organisierten Treffen in Vilnius entstanden ist. An diesem Treffen sollen neben den Vertretern mehrerer Außenministerien und verschiedener „Nichtregierungsorganisationen“ auch Mitglieder der belarussischen Opposition teilgenommen haben.

Nach Zitaten aus diesem Strategiepapier besteht das Ziel darin, die EU zu bewegen, neben „Initiativen mit mittel- und langfristigem Einfluss“, insbesondere „Maßnahmen“ zu fördern, „die einen unmittelbaren und direkten Einfluss auf die kommenden Präsidentschaftswahlen im Jahr 2006 haben“, und, „mit einer ehrgeizigen, gut abgestimmten und wirksamen Strategie“ die Wahlvorbereitungen der Opposition zu unterstützen. Zu diesem Zweck sollen „europäische Politiker vor den Präsidentschaftswahlen nach Belarus gebracht“, politische Parteien mit „technischer Ausrüstung“, „wahlkampfbezogenem Material“, und „Reisekosten“ unterstützt und EU-Gelder, die außerhalb der strengen Richtlinien der Kommission angesiedelt werden sollen, lockergemacht werden. Zur Zentralstelle für die konkrete Durchführung dieser Pläne soll ein an Belarus angrenzender EU- Staat (Litauen, eventuell Polen) ernannt werden. Der Internet-Dienst „German Foreign Policy“, auf dessen Bericht vom 10.02.06 sich die „Junge Welt“ stützt, hat das Treffen in Vilnius als „offenen Akt der Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines souveränen Staates“ bezeichnet. (Junge Welt vom 11.02.05, www.german.foreign-policy.com, vom 10.02.05)

Interessant ist in diesem Zusammenhang, welchen Platz die Bertelsmann – Stiftung Belarus auf seinem Transformation Index zuweist, der „die politische Gestaltung des Wandels auf dem Wege zur marktwirtschaftlichen Demokratie“ bewertet: „Schlusslichter ... sind jene Länder, in denen derzeit auf Grund von Bürgerkrieg und Staatsverfall keine Transformation stattfindet (Somalia, DR Kongo), sowie Staaten, deren politische Eliten den Wandel zur Demokratie und Marktwirtschaft gar nicht anstreben (Weißrussland, Kuba, Nordkorea, Simbabwe und Turkmenistan).“ (Frankfurter Rundschau, 6.10.05)

Freilich fällt in diesem Zitat auch die Betonung von „Einheit“ und „Durcheinander“ auf, die die Vermutung nahelegt, dass sich sowohl die Herrschenden als auch die Beherrschten erst noch daran gewöhnen müssen, dass nicht nur eine Richtung in der Politik den Ton angibt.

Und eine ältere, recht distinguierte Dame, mit der wir im Kreise von Veteranen über die Rolle der Opposition im allgemeinen und in Belarus im besonderen diskutierten, wollte uns die

Probleme mit der Opposition erklären: „Unsere Opposition sagt auch, dass Lukaschenko ein Diktator ist, aber sie macht das nicht an konkreten Beispielen deutlich. ...Wir haben sehr viele große Zeitungen, aber darin stellt die Opposition ihr Programm nicht vor. ...Ihr habt auch eine Opposition, aber sie gießt ihren Dreck nicht über Euer Land aus. ...Mit zwei Ländern im Kaukasus hatte Lukaschenko vereinbart, dass sie ihre Baumwolle hierher liefern, um sie in unseren Fabriken zu verarbeiten. Das versuchte die Opposition zu verhindern. Sie schädigt dadurch immer wieder das Volk“. (18/2) Zwischen den Zeilen glaubt man die auch bei uns nicht seltenen Argumente staatlicher Propaganda und Versuche politischer Beeinflussung zu vernehmen; auch denkt man sogleich an das weitgehende Informationsmonopol der weißrussischen Regierung. Doch die belarussische Opposition scheint im Lande wirklich nicht sehr angesehen zu sein; Sascha hatte sie im letzten Jahr als „nationalistisch“ bezeichnet. (2004, S. 108) Aber sehr informativ, sachbezogen und überzeugend sind die Auseinandersetzungen zwischen den Parteien bei uns auch nicht gerade.

Die entscheidende Frage ist für mich deshalb, was die Opposition in Belarus, die sich weitgehend an den politischen Strukturen und Wirtschaftsmodellen des Westens orientiert, in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht mehr zu bieten hat als Lukaschenko. Die Beispiele Russlands und der Ukraine – Siehe Nadeshda und Sigizmund! – sind in dieser Hinsicht für viele Weißrussen nicht sehr attraktiv. Schon im letzten Jahr hatte Sascha Russland mit den USA verglichen: „Es gibt große Unterschiede zwischen den sehr Reichen, der Mittelschicht und der gesamten Bevölkerung. Das ist bei uns nicht der Fall.“ Auch das westliche Vorbild fand nicht Saschas uneingeschränkte Zustimmung: „Aber ich meine auch, dass es bei Euch im Westen jetzt auch nicht so gut ist. In der Reformdebatte sollen ja Fehler behoben werden, die vorher gemacht wurden. Das betrifft leider wohl nur den Sozialbereich, obwohl die armen Menschen nicht genug haben“. (2004, S.108) Demokratie im bürgerlichen Sinne, vor allem wenn sie weitgehend von wirtschaftlichen Interessen einer kleinen Minderheit bestimmt wird, ist für Menschen, deren Leben vor allem von der Sorge um das tägliche Brot bestimmt ist, offenbar nicht so wichtig, wie wir glauben: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!“ (B. Brecht)

Die Lage der Kolchosen

Im letzten Jahr hatten wir von einem Arbeitslosen, der als Traktorist in einer Kolchose gearbeitet hatte, gehört, dass es dort erhebliche Probleme gibt. Unser Informant hatte unter anderem gesagt: „Also, die meisten Menschen leben bescheiden. Was die Kolchosen angeht, so bekommen die Menschen, die darin arbeiten, fast kein Geld, und wenn, dann sehr verspätet. ...Und überhaupt, die Kolchosen sind zusammengebrochen. Die Menschen, die in den Kolchosen arbeiten, produzieren alles für den Staat. Die Produkte werden an den Staat abgegeben, der verkauft sie, und (wo bleibt) das Geld? Vielleicht bekommt es der Kolchoschef? Aber der kümmert sich nicht um die Arbeiter“. (2004, S. 108) Auch Wladimir, der lange Mitglied einer Kolchose war, hatte finanzielle Probleme angedeutet, die im Missverhältnis zwischen den Kosten für Energie und den Erlösen der landwirtschaftlichen Produkte liegen. Da die Kolchosen - wie eine Fahrt über Land deutlich zeigt! – nach wie vor das wirtschaftliche Rückgrat der ländlichen Gebiete bilden und die Industrieproduktion noch sehr weit von ihrem Stand vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Planwirtschaft entfernt ist, scheint mir die Frage nach Lage und Zukunft der Kolchosen von großem Interesse für jeden, der sich in Belarus engagiert.

Deshalb waren wir froh, auch in diesem Jahr unseren „Landwirtschaftsexperten“, Wladimir Petrowitsch Ageenko aus Kamen, wieder anzutreffen, der selbst viele Jahrzehnte in der Kolchose gearbeitet hatte und nun als Rentner einen Hektar Land bewirtschaftet.

Zur Lage der Kolchosen äußerte er, dass er nicht sagen könnte, dass früher in der Landwirtschaft alles besser organisiert worden wäre. Der Plan für die Ernährung werde erfüllt. Ein Problem der Kolchosen sei, dass es wenig Arbeitskräfte gäbe; die Alten würden älter und die Jugend falle aus. Schon im letzten Jahr hatte er gesagt, dass das Interesse der jungen Leute

an der Landwirtschaft gering sei. Hinzu komme, dass die Kolchosen wenig Geld hätten, weil die Energiekosten hoch seien: „Man muss z.B. 10 Liter Milch verkaufen, um 1 Liter Benzin zu bekommen“.

Danach schilderte Wladimir die Situation in der Kolchose von Kamen, in der er selbst lange gearbeitet hatte: „Unsere Kolchose hat 1500 Kühe, und dazu wird viel Getreide angebaut. Es ist eine große Kolchose. Viele hier im Dorf bearbeiten dazu auch Land in eigener Verantwortung. Dazu können sie soviel Land bekommen, wie sie selber bearbeiten können. Es wurde aber nicht reprivatisiert. Jeder behält das Grundstück nur für die Zeit, in der er es auch bearbeiten kann“. (17/1) An seinem eigenen Beispiel versuchte er zu zeigen, welche Bedeutung die private Landwirtschaft für den einzelnen besitzt: „Ich habe einen Hektar, und das reicht für mich, mehr kann ich nicht schaffen. Ich pflanze Roggen an, habe ein Stück Land mit Gras als Futter für die Tiere, eine Ziege und eine Kuh, sowie ein Pferd und dazu ein bisschen Gemüse und viel Kartoffeln. Damit kann ich meine Familie einschließlich Schwiegertochter und Enkelin versorgen. Wenn man nicht (zusätzlich zum normalen Einkommen?) arbeitet, wird man sich auch nicht ernähren können“. Und es sprach sicherlich ein gewisser Stolz aus seinen Worten, als er noch ergänzte: „Meine Kinder haben z.B. 2 Hektar (zusätzlich?) bewirtschaftet und dadurch ihren Kindern ein Hochschulstudium ermöglicht“. (17/1) Im letzten Jahr hatte Wladimir erzählt, dass im Vorjahr versucht worden sei, weiter zu reprivatisieren, aber bei den Jüngeren kein Interesse daran bestanden hätte, obwohl es heute leicht sei, aus der Kolchose auszutreten.

Vielleicht wird die Förderung des ländlichen Raums, die ein neuer Schwerpunkt der Regierung zu sein scheint, zu einer Lösung des Arbeitskräfteproblems beitragen. Steigende Energiekosten hingegen sind ein globales Problem, das wahrscheinlich auf breiterer Basis gelöst werden muss. Eine Möglichkeit bestünde meiner Ansicht nach vielleicht darin, in Zukunft maschinelle Arbeit wieder stärker durch menschliche Arbeit zu ersetzen. Und bei steigenden Einkommen wird es auf Dauer vielleicht möglich sein, kostendeckende Preise für landwirtschaftliche Produkte zu erzielen. Aber auch in der privaten Landwirtschaft sah Wladimir eine Alternative: „Wenn heute ein privatisierter Betrieb in Eigenregie gut vom Besitzer geführt wird, denke ich, ist es nicht so schlecht“. (2004 S.65)

Neue Religiosität in Belarus

Das Zusammenwirken von freikirchlichen Christen und messianischen Juden, die Christus als den Messias anzuerkennen scheinen, deutete auf eine neue Religiosität in Belarus hin. Schon im Jahr 2004 hatte Michajil aus Narotsch, der zwei Jahre zuvor noch streng zwischen Religion und Leben – „Aber Sie wissen ja, der Kommunismus ist die „helle Zukunft auf der Erde“ und die Religion ist die „Zukunft im Himmel!“ – unterschieden hatte, die Möglichkeit angedeutet, dass es „nicht irdische Zivilisationen (Mächte) gibt, die das Leben auf der Erde steuern: „Wir Menschen sagen, dass wir über uns regieren; aber das kann doch nicht wahr sein, denn es regiert doch auch jemand über uns“. (2004, S.49) 2005 hat Michajil seine Gedanken noch ein wenig präzisiert: „In einem Artikel habe ich gelesen, dass wir nicht denken dürfen, dass wir die einzige Zivilisation sind. Es gibt vielleicht im Kosmos eine, die uns ähnlich ist. Und unsere Zivilisation wird von ihr kontrolliert und gesteuert. Kriege, Erdbeben und Krankheiten sind Prüfungen für uns. Mit diesen Gedanken stimme ich überein“. (11/3)

Was unter dieser neuen Religiosität zu verstehen ist, zeigt vielleicht auch der Beitrag eines 67jährigen Mannes beim einem Gespräch mit einer christlich – jüdischen Gruppe (ROI) in Minsk: „Ich bin Ingenieur, habe Staatspreise bekommen und war Kandidat der technischen Wissenschaften. In meinem beruflichen Ruhestand habe ich ein Studium am theologischen Institut absolviert. Und ich überlege, warum die Völker immer Kriege zulassen. Meine persönliche Meinung ist folgende: Obwohl wir alle die Bibel als Heilige Schrift kennen, folgen wir den Regeln und Geboten, die daraus abzuleiten sind, nicht. ...Der Mensch, der für sich das „gute Leben“ aufbauen möchte, es aber ohne Gott tut, - so steht es in der Bibel! – ist verflucht“. (23/5)

Außerdem fallen überall in Weißrussland prachtvolle neue und restaurierte Kirchen auf, die vor allem der orthodoxen, aber auch anderen christlichen Konfessionen gehören.

Vielleicht spiegeln diese Phänomene die Umbruchssituation in den ehemals kommunistischen Ländern wieder, die auch eine neue geistige Orientierung nötig machen.

Ist eine Korrektur der weißrussischen Geschichtsschreibung erforderlich?

Bei unseren Recherchen lernten wir in Witebsk eine Gruppe von Menschen kennen, die sich im Rahmen des Vereins „Forschung“ sehr engagiert für eine Revision der offiziellen weißrussischen Geschichtsschreibung einsetzt. Im Mittelpunkt steht der 2. Weltkrieg; in seiner offiziellen Darstellung haben sie Widersprüche und Lücken entdeckt, die sie aufklären bzw. füllen wollen. Dabei suchen sie Unterstützung vor allem in Deutschland, weil sie dort die Informationen zu finden hoffen, die ihnen für ihre Arbeit fehlen.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, z.B. durch ein belarussisch-deutsches Historikergespräch, diese Erwartung zu erfüllen oder wenigstens die Möglichkeiten und Grenzen einer solchen Hilfe auszuloten. Als erster Schritt wird versucht, anhand einer Liste von deutschen Veröffentlichungen über den 2. Weltkrieg in Belarus festzustellen, ob einzelne dieser Werke greifbar sind. Auch ein Jugendaustausch zwischen Witebsk und Deutschland würde sehr begrüßt.

Interessant für uns war an dieser Begegnung u.a. die Erkenntnis, dass wir vielleicht unser Bild von der mittelalterlichen Geschichte von Belarus korrigieren müssen: Wir erhielten eine neue Interpretation des Teils der Geschichte Osteuropas, die wir als Entstehung des polnischen Jagiellonenreichs durch die Heirat zwischen Hedwig (Jadwiga) von Polen und Jagiello von Litauen im Jahre 1386 kennenlernen. Larissa empörte sich über die mangelnde Kenntnis der eigenen Geschichte in Belarus: „Denken wir z.B. an die Rzeczpospolita, die große polnisch-litauisch-weißrussische Adelsrepublik des 16. Jahrhunderts, dann weiß kaum einer, dass der erste große König Jagiello kein Pole war, sondern aus Witebsk kam“. (Nr. 14/11)

Igor, unser Dolmetscher, ergänzte: „Das war zur damaligen Zeit die größte Dynastie Europas. Molodeschna, Minsk, Witebsk gehörten dazu. Sie alle gehörten im 15. und 16. Jahrhundert zur Litwa oder Lituwa. Das heutige Litauen hieß damals Smus. Das damalige Weißrussland umfasste die Gebiete um Polodsk und Witebsk und weiter nach Nowgorod. Das schwarze Russland war das Gebiet um Grodno. Kleinrussland war die Ukraine. In den heutigen Gebieten von Minsk lebten die eigentlichen Russen. Und die heutigen Russen waren die Moskowiter, das Moskauer Reich. Und Franziska Rinna hat die Bibel in die russische Sprache übersetzt, und das war keine Moskowiter Sprache, sondern die, die hier in Polodsk und dem heutigen Weißrussland gesprochen wird“. (Nr. 14/11)

Man wird also zu klären haben, ob die baltischen Bewohner des heutigen Litauen ihre Herrschaft auf das heutige Weißrussland und die Ukraine ausgedehnt haben, wie es z.B. der dtv-Weltatlas zur Geschichte nahelegt (S.201) oder, ob das Geschlecht der Jagiellonen aus Witebsk stammt und von dort aus den „litauischen Großstaat“ geschaffen und später in Personalunion mit Polen zum „polnischen Jagiellonenreich“ vereinigt hat. Dadurch würde „Weißrussland“ eine erheblich größere Bedeutung für die Geschichte Osteuropas bekommen.

Ludwig Schönenbach

Anhang

Biografieforschung

Nach Revital Ludewig-Kedmi „Opfer und Täter zugleich“?

Über das Moraldilemmata jüdischer Funktionshäftlinge in der Shoah

Für die Holocaustüberlebenden sind Bewältigungsstrategien sehr wichtig, es geht um einen Zugang zu ihrer individuellen Biografie „Wer bin ich – weiß nur ich“.

Die Lebensgeschichte ist so eine Art Selbstdefinition.

Wie objektiv sind Erzählungen?

Das Erinnern an damalige Geschehen ist eine Gedächtnis- und auch eine emotionale Leistung. Also „richtig“ erinnern heißt noch nicht, sich „objektiv“ zu erinnern.

Menschen erinnern sich eher an etwas, was für sie persönlich wichtig war, was einzigartig und besonders erfolgreich war.

Jede Thematisierung des Lebens stellt eine Selektion dar. Jeder dreht, wendet, deutet und verfälscht, vergisst und verdrängt, was ihm widerfuhr. Das hängt einmal mit dem sozialen Erwünschtsein zusammen sowie dem Wunsch, sich im positiven Licht zu sehen, also moralisch gut dazustehen. Neben diesen Tendenzen zur Verzerrung gibt es aber auch das Bemühen, „einen exakten Bericht über die damalige nackte Realität“ abzugeben.

Biografische Erzählungen im Sinne von „Gewissen des Gedächtnisses“ befinden sich in einer Ambivalenz zwischen unbewussten Verzerrungstendenzen und der Exaktheit bezüglich der damaligen Wirklichkeit. In dieser Spannung von sozialer Erwünschtheit und den entsprechenden Verzerrungen liegen nicht nur Störfaktoren, sondern wichtige Momente der Analyse von Bewältigungsstrategien. Was erfasst wird in der Biografiearbeit, ist die Verarbeitung der damaligen Wirklichkeit. Ziel der biografischen Rekonstruktion ist, den psychischen Sinn hinter der Verzerrung suchen.

Welches Selbstbild will die Person vermitteln? Warum wird Unwichtiges in den Vordergrund gestellt, wie auch umgekehrt? Wo ist der Ausgleich zwischen dem Ist- und Sollwert (Ideal)? Im Zentrum der Analyse steht der Ausgleichsversuch der entsprechenden Person.

= Da wir nicht therapeutisch arbeiten und auch mit den belarussischen Veteranen eine andere Zielgruppe als die hier beschriebenen haben, können wir von diesen Vorüberlegungen doch einiges mit einbeziehen.

Für die Interviewer ist von daher eine vorherige historische Bestandsaufnahme und Analyse wichtige Voraussetzung, um während des Gespräches die Tendenzen der Verzerrungen aus dem Moraldilemmata zu erkennen.

Das autobiografisch – narrative Interview (*erzählend*)

Diese Form ist eine offene Interviewform, die sich vom oft üblichen Frage- und Antwortschema grundlegend unterscheidet.

Der Interviewer motiviert die zu befragende Person durch eine Eingangsfrage, ihre Lebensgeschichte an einem Stück zu erzählen (*Haupterzählung*)

Erst im zweiten Teil werden dann direkte Fragen im Zusammenhang der Erhebung gestellt. Die Person erzählt ihre Lebensgeschichte im Zusammenhang der zu erforschenden Fragestellung, hier Holocaust-Überlebende.

Hier die entsprechende Eingangsfrage:

„Ich interessiere mich für die Lebensgeschichte von Holocaust-Überlebenden und ihren Kindern. Ich möchte Sie bitten, mir ihre Familiengeschichte und ihre eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Sie können mit ihrer Familiengeschichte beginnen: alles was sie über ihre Eltern und Großeltern wissen und mit ihnen erlebt haben. Dann interessiert mich ihre Lebensgeschichte von der Kindheit bis heute zwar alle Erlebnisse, die für Sie persönlich wichtig waren. Bitte erzählen Sie so ausführlich, wie Sie können. Ich werde Ihnen erst mal keine Fragen stellen und notiere mir nur einige Stichworte für spätere Fragen, während Sie erzählen.“

Diese Eingangsfrage wurde bei Funktionshäftlingen sowie bei Getto- und KZ-Häftlingen bei versteckten Juden und jüdischen Partisanen angewendet.

Diese Frage zeigt sich im Zusammenhang aller Shoah-Betroffenen als sinnvoll.

Die offene Eingangsfrage überlässt dem Erzählenden das Relevanzsystem, hinsichtlich Ereignisse und Reihenfolge. Die Person bestimmt die Prioritäten, bestimmt, was ausgewählt und weggelassen wird.

In der Analyse kann der Interviewer das aufarbeiten, gerade auch hinsichtlich des Umgangs mit belastenden Themen.

Die Offenheit der Eingangsfrage hat oft überrascht; die „Haupterzählung“ variierte zwischen 15 Minuten bis zu 5 Stunden; durchschnittlich aber zwischen einer halben bis eineinhalb Stunden. In der zweiten Phase, dem sogenannten „Nachfrageteil“ sollen durch Nachfragen die Lücken geschlossen werden, fehlende oder zu kurz gekommene Phasen nachgetragen oder unklare oder unplausible Erzählungen präzisiert werden. Hier wurden Fragetechniken aus der systematischen Familientherapie gestellt. Dabei ging es nicht darum, eine „objektive Wahrheit“ zu gewinnen, sondern das persönliche Realitätsbild bzw. die subjektive Realität der Person abzubilden. Gegen Ende des Interviews, der dritten Phase wurden globale Fragen gestellt. Es können direkte Fragen, oder solche auf der Metaebene hinsichtlich Einstellungen, Selbsteinschätzung und Selbstdefinition sein.

Diese wurden - bezüglich des Vergleiches - allen Gesprächspartnern gestellt.

-Exzerpt 22.06.05 HHR -

Grober Geschichtsüberblick von Weißrussland

13. Jh.	Weißrussische Teilfürstentümer werden Bestandteil des Großfürstentums Litauen
1386	Polonisierung des litauischen Adels nach Heirat des litauischen Großfürsten Jagiello (aus Vitebsk) und der polnischen Königin Jadwiga –
1569	Union von Lublin: Adelsdemokratie der polnisch- litauisch-weißrussischen Rzeczpospolita (größte Staatsgebilde im Europa der frühen Neuzeit, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer)
1795	Im Zuge der 3. polnischen Teilung fällt der größte Teil Weißrussland an Russland
um 1850	langsam wachsendes Nationalbewusstsein
1914 – 18	Erster Weltkrieg: Weißrussland wird zum Kriegsschauplatz
1917	Februar- und Oktoberrevolution und Bürgerkrieg
März 1918	Frieden von Brest
1919	Versailler Vertrag: Westlicher Teil fällt an Polen - anschließend Besetzung des Ostteils durch Polen –
1921	Frieden von Riga: Abtretung der weißrussischen Westgebiete an Polen
30.12.22	Gründung der weißrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR)
ab 1937	große stalinistische Säuberungen
17.09.39	Hitler-Stalin-Pakt: Anschluss der 1921 an Polen abgetretenen Westgebiete

22.06.41	Zweiter Weltkrieg: Überfall der deutschen Wehrmacht	
03.07.44	Befreiung durch die Rote Armee	
25.06.45	Weißrussland wird Gründungsmitglied der Vereinten Nationen	
18.09.91	Umbenennung des Landes in „Republik Belarus“	
08.12.91	Gründung der GUS mit Russland und der Ukraine	
10.07.94	Wahl Lukaschenko zum Staatspräsidenten	26.03.05 HHR

Jüdische Welt in Weißrussland

vom Ende des 19. Jh. bis zum Holocaust

Volkszählung 1897 im Zarenreich: weißrussische Gouvernemente die von Juden am dichtesten besiedelte Region – und in der gesamten Welt mit 13,6 % - von 8,9 Mio. Einwohnern waren 1,2 Mio. Juden.

In den Städten lebten 1,040 Mio. Menschen, davon 561.225 Juden, gleich 53,9 %, z.B. in Minsk 59,3 %, Vitebsk 53,9 %, Mogilev 52,2 %, Gomel 55 %, Slomin 72 %, Pinsk 74 % und z.B. Lepel 63 %

Bevölkerungsanteil der Juden in Russland 3,4 %, Polen 9,2 % Ukraine 8,5 %.

Weißrussland war das einzige slawische Volk, das kaum antisemitische Elemente aufwies.

84,5 % der Kaufleute waren Juden, sie erzielten in Minsk 91 % der Umsätze (in Wilna 69 %) Das wirkte kaum sich auf die wenig begüterten Juden (arbeitslos und Gelegenheitsverdiens-te) aus.

So entwickelte sich gerade zu Beginn des 20. Jh. Minsk und Wilna zum Zentrum des politischen Widerstandes; 1897 wurde der BUND gegründet, 1899 die zionistischen Gruppen

In der frühen SU: Antijüdische Gesetze der Zarenzeit aufgehoben, aber Formen zionistischer Tätigkeiten untersagt

Es entstand im jüdischen Milieu eine prosovjetsche Haltung

Weißrussland wurde Zentrum der zionistischen Arbeiterbewegung, der Zionistenkongress fasste 1919 den Beschluss, 1.250.000 Juden nach Palästina auszusiedeln

Die Bolschewiki erkannten unter Lenin den jüdischen Faktor im Kampf um die Macht, sie gestatteten in Weißrussland die Bildung jüdischer Militäreinheiten

Während in Russland 1918-1921 sich 1.250 Pogrome mit 200.000 Toten (dazu 300.000 jüdische Kinder als Waisen) ereigneten, fanden in Weißrussland nur 235 Pogrome mit etwa 4.000 Toten statt. Davon allein 160 Pogrome von polnischen Verbänden

Zwischenkriegszeit: 448.000 Juden im polnischen und 407.000 im sowjetischen Teil Belarus

Im westlichen Teil waren die antijüdischen Gesetze zwar abgeschafft, behielten faktisch aber ihre Bedeutung; Zeit fruchtbarer national-kultureller, gesellschaftlicher Entwicklung

Im östlichen Teil durch antireligiöse Politik radikale Änderung der Lebensweise - ab 1921 erste Schauprozesse gegen Rabbiner – Gründung von „Volkssynagogen“, um Loyalität zu begründen.

Sowjetisierung der jüdischen Bevölkerung effektiv, 23, 6 % gehörten der KP an, es existierte bis 1928 eine jüdische KP.

Politik der Ansiedlung von Juden auf dem Lande begünstigt durch ihre landwirtschaftliche Ausbildung (ideologischer Bestandteil des Zionismus)

Mehrzahl der jüdischen Bauern wurden zu Motoren der Kollektivierung – das erst förderte dann antisemitische Tendenzen

Behörden förderten jüdische sozialistische Kultur –so begann der Siegeszug des Jiddischen. 1928 Anteil von Juden an den Universitäten 27 %; bei Medizin und Jura nahezu 50 %.

Anfang der 30er Jahre repressive Elemente in der sowjetischen Nationalitätenpolitik, es begannen die systematischen Säuberungen; 1937/38 Lager und Erschießungen.

1939 nach der Vereinigung wurde im Westteil schnell das nachgeholt, was im Ostteil bereits erfolgt war; der Zionismus wurde bekämpft, es wurde deportiert. Das betraf insbesondere auch die vor den Nazis aus Zentralpolen geflohenen Juden; sie wurden nach Polen ausgesiedelt und in die UdSSR deportiert.

1941–1944 fielen 75 – 80 % weißrussische Juden dem deutschen Völkermord zum Opfer.

-Handbuch der Geschichte Weißrusslands- 2001 Göttingen (Dietrich Beyrau, Rainer Lindner)
Mikola Iwanow (Übersetzung Bernhard Chiari) 26.03.03 HHR

Hitler-Stalin-Pakt

Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt wurde am 23. Aug. 1939 in Moskau geschlossen. In Belarus auch Ribbentrop–Molotow-Pakt genannt, da von beiden unterschrieben.

Inhalt: Gegenseitige Neutralität im Kriegsfall

Geheimes Zusatzprotokoll: Legt die Aufteilung Nord-, Ost- und Südeuropa fest.

Die baltischen Staaten – vorerst ausschließlich Litauen, dann aber ab 28. Sept. hinzu - (einschl. Finnland) sollten in den russischen Interessenbereich kommen. Deutsche Bevölkerungsgruppen sollten zwangsweise aus diesen Gebieten umgesiedelt werden.

Nach dem Kriegsbeginn am 1. Sept. 1939 auf Polen wurden die Grenzen, wie „verabredet“ verändert. Dafür aber die Grenze von Polen von der Weichsel zugunsten der an den Bug verschoben.

Die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen wurden 1940 besetzt und der SU einverleibt. Auch Teile der Bukowina, heute Teil der Ukraine.

Durch Hitlers Überfall am 22. Juni 1941 auf die SU brach Hitler den Pakt.

Frühgeschichtlich spricht man von indogermanischen Balten, die Wikingerzüge benutzten das Gebiet für Handel und Siedlungszügen. Im Hochmittelalter kam das Baltikum unter die Kontrolle des Deutschen Orden, Dänemarks und Polen-Litauen. Im 16. Jh. wurde in Estland und Lettland die Reformation eingeführt, Litauen in seiner Einheit mit Polen blieb katholisch. Es gab neben deutschen auch große jüdische Bevölkerungsgruppen.

Im 18. Jh. geriet das Baltikum unter die Herrschaft des russischen Zarenreiches.

Nach dem Frieden von Brest-Litowsk 1918 (auf Druck der Deutschen und seiner Verbündete) entstanden die 3 unabhängigen Republiken.

Nach dem Hitler-Stalin-Pakt 1940 von der SU besetzt als SSR.

Im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges wurde das Gebiet von der deutschen Wehrmacht besetzt, die zuerst als Befreier begrüßt wurden. Die Stimmung änderte sich dann gerade unter dem Eindruck der Massaker unter der jüdischen Bevölkerung.

Nach Ende des Krieges kamen die 3 baltischen Staaten wieder unter die sowjetische Herrschaft und bildeten bis 1991 Sowjetische Republiken. Zwischenzeitlich wurden viele Sowjetbürger aus anderen Sowjetrepubliken nach dort umgesiedelt.

1991 entstanden die drei unabhängigen Staaten neu und sind seit dem 1. Mai 2004 Mitglieder der EU.

08.04.05 HHR

Völkermord und Deportation im Zweiten Weltkrieg in Belarus

- Nach den Anfangserfolge der deutschen Wehrmacht **Evakuierung von 900.000 Menschen** aus den östlichen Teilen Belarus; **70-80 %** kehrten nach dem Krieg zurück
- Zahl der nichtjüdischen Opfer unter den **Zivilisten ca. 1,4 Mio.**
- Etwa **800.000 Rotarmisten** aus Weißrussland starben an den Fronten, **350.000** in den deutschen **Kriegsgefangenenlagern**
- Etwa **150.000** dienten freiwillig oder gezwungen in nationalen Verbänden auf deutscher Seite (**Kollaborateure**) ; **35.000 – 40.000** gehörten zur polnischen **Amia Krajowa** und etwa **180.000** zur sowjetischen **Partisanenbewegung**.

Die **Verluste** dieser Verbände beliefen sich auf **100.000**

- **380.000** Menschen **Zwangsarbeit** nach Deutschland;
- **120.000** verließen **mit der Wehrmacht** das Land; die Mehrzahl von beiden kehrte nicht zurück
- von den 820.000 Juden Weißrusslands überlebten 120.000 bis 150.000 den Zweiten Weltkrieg, diese waren überwiegend Angehörige der Partisanenbewegung und der Roten Armee; oder waren ins Innere der SU evakuiert. Der **Holocaust kostete 650.000 weißrussischen Juden** das Leben.
- Zahlen über die Repressionsopfer der Juden (Unterdrückung) der Nachkriegszeit existieren nicht
- Repatriierung (Rückführung) von Polen nach 1944 um die **274.000** Menschen, darunter auch Juden nach Palästina und Weißrussen in den Westen
- 1955-57 letzte große Migrationsbewegung: **101.000** Polen verließen das Land

*** addiert man sämtliche Zahlen, so ergibt sich eine erschreckende **Opferzahl von 3,4 Mio. Menschen**, die auf den von Deutschland zu verantwortenden Zweiten Weltkrieg zurückgehen

*** die Opfer unter der Bevölkerung Weißrusslands während der **sowjetischen Periode** – verschiedene Phasen der Säuberungen – belaufen sich auf **3,6 Mio. Menschen**

*-Handbuch der Geschichte Weißrusslands 2001 Göttingen (Dietrich Beyrau, Rainer Lindner)
Mikola Iwanow (Übersetzung Bernhard Chiari) 26.03.05 HHR*

Für die Lebenden – der Toten Gedenken Russische Kriegsgefangene

Stiftung Sächsische Gedenkstätten

Dresden 2003

Nikolaj Klimovic, Zentralarchiv Komitees Staatssicherheit Belarus

Stalin bezeichnete alle Kriegsgefangenen als Vaterlandsverräter. Durch den von ihm unterzeichneten Befehl Nr. 270 vom 16.8.1941 wurden sie zu Deserteuren und Verrätern. Die Familien von in Gefangenschaft geratenen Kommandeuren und Politstellvertretern wurden verhaftet und in die Verbannung geschickt, Familien von Soldaten wurden sämtliche Zuwendungen und Hilfen gestrichen, was sie zu Hunger und letztlich zu einem langsamen qualvollen Tod verurteilte. Das Schicksal der Überlebenden der deutschen Kriegsgefangenschaft war noch schlimmer. Viele von ihnen gerieten aus einem KZ Hitlers bei der Rückkehr in ihre Heimat direkt in ein Speziallager Stalins. (S. 18)

1942-43 wurden die ersten Kontroll- und Filtrationslager (Speziallager) eingerichtet, wohin die SMERS (Militärischer Sicherheitsdienst „Tod den Spionen“) sowjetische Armeeangehörige einwies, die aus Kriegsgefangenschaft geflohen waren oder von der Roten Armee befreit wurden. Dann kamen sie nach langen Verhandlungen in Lagerhaft oder wurden wegen Landesverrat zum Tode verurteilt. 354.592 ehemalige Armeeangehörige der Roten Armee (davon 50.441 Offiziere) durchliefen nach Angaben aus 1945 diese Speziallager.

Erst ab 1990 können Organisationen und Privatpersonen die Dokumente einsehen.

In den Archiven der Staatssicherheitsorgane der Republik Belarus lagern Filtrationsunterlagen von über 280.000 Personen.

1993 gingen beim KGB-Archiv in Belarus eine große Anzahl von Ersuchen ein.

29.4.02 Vertrag zwischen Stiftung Sächsische Gedenkstätten und dem Archivdienst des Komitees für Staatssicherheit der Republik Belarus, zur gemeinsamen Aufarbeitung der Archivalien aus dem Zweiten Weltkrieg.

Im Jahre 2002 konnten z.B. weißrussische Wissenschaftler 4.500 deutsche Karteikarten von etwa 3.000 Kriegsgefangenen bearbeiten.

Es heißt, die Kriegsgefangenschaft sei eine ebenso traurige und unvermeidliche Nebenerscheinung eines Krieges - wie Verwundung oder Tod. Für Letzteres gibt es Gedenkstätten; keine jedoch für auf unterschiedliche Weise in Gefangenschaft Geratene und dabei Umgekommene. (S. 19 – 21)

Klaus-Dieter Müller, Stiftung Sächsische Gedenkstätten

Das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen gehört in den Staaten der ehemaligen SU bis in die jüngste Gegenwart hinein zu den vernachlässigten Themen der Öffentlichkeit und Geschichtsschreibung: Ihnen haftete bis Mitte der 90er Jahre noch der Makel des Vaterlandsverrates an.

Auf vielen kleinen Friedhöfen befinden sich sogenannte „Russengräber“. Der Kalte Krieg förderte die Verdrängung und schloss die verstorbenen russischen Kriegsgefangenen vom öffentlichen Gedenken aus. (*Beispiel Sandborstel*)

Nach neueren Berechnungen verloren 26,6 Mio. Menschen der SU das Leben, etwa 11 Mio. Zivilisten sind in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten getötet worden oder durch Hunger und Krankheit verstorben. Mehr als 5 Mio. wurden zur Arbeit nach Deutschland verschleppt, von ihnen starben mehr als 2 Mio.

Die deutsche Militärgeschichtsschreibung geht bis Mitte 1944 von 5,7 Mio. sowjetischen Kriegsgefangenen aus. Die Zahl der Repatriierten wird für 1944-45 mit 1,8 Mio. angegeben, die Zahl der vorher Entlassenen steht nicht genau fest; so bleibt eine Zahl von etwa 3,3 Mio. in der deutschen Gefangenschaft Umgekommenen. Das entspricht 57 % - von den westalliierten Gefangenen sind lediglich 4 % umgekommen.

In den Gefangenenlagern im Reichsgebiet sind davon 370.000 umgekommen. Russische Historiker gehen von niedrigeren Zahlen aus. Sie galten aber bis in die 90er Jahre gemäß des Stalinistischen Selbstverständnis als Vaterlandsverräter und Opfer Zweiter Klasse.

Nach dem Kooperationsvertrag 2002 sind 2003 rund 60.000 personenbezogene Unterlagen von ehemaligen sowjetischen Gefangenen aus den KGB-Archiven (Komitee für Staatssicherheit) bearbeitet worden. Es geht dabei um die Erkenntnis zum Nachkriegsschicksal überlebender Kriegsgefangener, die vielfach nach ihrer Befreiung als angebliche Vaterlandsverräter in die Mühlen der stalinistischen Justiz gerieten. Sie wurden dadurch Opfer zweier Diktaturen.

Das Projekt besteht aus 3 Teilen: 1. „Sowjetische Kriegsgefangene (Offiziere) im Deutschen Reich 1941 – 1945“ 2. „Sowjetische Kriegsgefangene (Mannschaften und Unteroffiziere) in deutscher Hand“ und 3. „Deutsche Kriegsgefangene und Internierte in sowjetischer Hand“ Das Gedenken an gefallene oder umgekommene Rotarmisten in Deutschland findet auch auf russischer Seite Anerkennung und führt zur Versöhnung über den Gräbern.

(S. 22 – 38)

Igor Valachanovic, Zentralarchiv ... Belarus

Am 1. Sept. 1939 überfiel Hitlerdeutschland Polen; der Zweite Weltkrieg begann. Mitte Sept. hatten sich die deutschen Truppen der Grenze Weißrusslands und der Ukraine genähert, denen dadurch die unmittelbare Besetzung drohte. Die deutsche Führung, die sich auf die geheimen Vereinbarungen (Hitler-Stalin-Pakt vom 23.8.39 in Moskau) berief, drängte die SU, möglichst bald etwas gegen Polen zu unternehmen. Sie wollte damit der UdSSR die Verantwortung für den Beginn des Zweiten Weltkrieges zuschreiben. Stalin zögerte den Angriff hinaus, um den Eindruck der Neutralität zu erwecken. Erst am 17. September, als die polnische Armee geschlagen war und das ganze Gebiet des ethnischen Polen von deutschen Truppen besetzt war, erteilte er dem Oberkommando der Roten Armee den Befehl, die Grenze zu überschreiten und Leben und Vermögen der Bevölkerung West-Weißrusslands und der Ukraine unter ihren Schutz zu stellen. Innerhalb einer Woche war die Bevölkerung in den Städten bis Brest und Bialistok wieder mit ihren in der BSSR lebenden weißrussischen Brüdern vereint.

(In diesem Zusammenhang wird in dem Buch das Schicksal von 6 Männern vorgestellt.)

Es gab im Schicksal dieser Menschen aus den westweißrussischen Gebieten viele Gemeinsamkeiten. Sie alle kamen aus dem Hoheitsgebiet des ehemaligen Russischen Reiches zur

Welt und wurden 1921 polnische Staatsbürger. Sie alle wurden zum Wehrdienst in die polnische Armee einberufen, nahmen innerhalb der kämpfenden Truppe der polnischen Armee im September 1939 an Gefechten teil und gerieten anschließend in deutsche Gefangenschaft. Im Weiteren war das Leben eines jeden von ihnen Teil des Gesamtschicksals aller Kriegsgefangenen im Deutschen Reich.

Nachdem sie den Boden der SU (nach ihrer Flucht aus der deutschen Gefangenschaft) erreicht hatten, wurden die ehemaligen Militärangehörige der polnischen Armee und ehemaligen Kriegsgefangenen des Deutschen Reiches unerwartet für sich selbst zu Diversanten (Saboteur) und Spionen des deutschen Geheimdienstes. Die Situation erscheint uns heute absurd, jedoch sahen die ideologischen Gegner – NKWD und ehemalige Gefangene – die gleichen Ereignisse mit unterschiedlichen Augen.

Sechs weißrussische Bauern, die aus der Kriegsgefangenschaft in die Heimat zu ihren Verwandten und Angehörigen geflohen waren, stellten in den Augen der NKWD-Untersuchungsführer (Volkskommissar für innere Angelegenheiten) Verbrecher dar. Die Tragödie dieser Menschen bestand darin, dass sie weit früher in den Krieg hineingezogen waren als ihre Landsleute aus der BSSR und dass sie nach dem 17. Sept. 1939 nicht die weißrussische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, da sie Angehörige der polnischen Armee waren und an den Kampfhandlungen gegen die deutsche Armee teilgenommen hatten. Die sechs ehemaligen Angehörigen der polnischen Armee und ehemaligen Kriegsgefangenen des Deutschen Reiches, waren erneut in Kriegsgefangenschaft geraten, aber nun schon in der Heimat.

Mikulic wurde zu 2 Jahren Haft verurteilt, amnestiert und der polnischen Armee „Anders“ zugewiesen; er kehrte 1948 als Repatriierter nach Weißrussland zurück. 1951 wurde er als ehemaliger Angehöriger der „Anders-Armee“ mit seiner Familie in das Gebiet von Irkutsk (Sibirien) verbannt.. Heute ist er rehabilitiert.

Giba, Pocebut und Zuk wurden in ein Stadtgefängnis überstellt, 1947 wurden die Strafverfahren eingestellt; heute sind sie rehabilitiert.

Romanko und Lavrincik waren bei ihrer Festnahme 1940 in Litauen festgenommen. Kamen dann nach Baranovici ins Gefängnis. Sie wurden im Juni 1941 durch deutsche Truppen dort befreit. Unwahrscheinlich aber Tatsache: Die deutsche Armee, aus deren Kriegsgefangenschaft beide unter großen Mühen fliehen konnten, befreite sie diesmal aus der Gefängnishaft ihrer Heimat! Beider Schicksal ist unbekannt, die Verfahren wurden aber 1948 eingestellt. Diese sechs Schicksale von Flucht und Wiederverhaftung sind nur eine kleine Episode von vielen Schicksalen weißrussischer Staatsbürger. (S. 86 – 102)

Rolf Keller (Nieders Landeszentrale Pol. Bildung) , Klaus-Dieter Müller, Reinhard Otto (Senne, NRW-Ministerium)

Es zeigt sich zwischenzeitlich, dass auch andere Nachfolgestaaten der SU Interesse an solchen Projekten haben und dass in den Archiven Weißrusslands noch viele Bestände über Kriegsgefangene vorhanden sind. In CAMO (Zentralarchiv des Ministeriums für Verteidigung) Podolks ca. 500.000 Karteiunterlagen, 350.000 Personalunterlagen befreiter und repatriierter Kriegsgefangener, Karteiunterlagen von 60.000 Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften.

Neue wissenschaftliche Fragestellungen:

Komplex I

- a) Sowjetische Kriegsgefangene in deutschem Gewahrsam
- b) Sowjetische Kriegsgefangene nach der Befreiung

Befehl Nr. 270 der sowjetischen Führung machte Rotarmisten, die in Gefangenschaft geraten waren, zu Vaterlandsverrättern. Ihre Angehörigen hatten entsprechende Behandlung zu erwarten. Befreite und entflohenen Kriegsgefangene wurden als potentielle Verbrecher behandelt, denn „sie hatten sich freiwillig in die Hand des Feindes gegeben“.

Sie wurden – wie schon erwähnt – in Filtrationslager des NKWD überwiesen und überprüft. Danach erfolgte die Wiedereingliederung in die Rote Armee oder Überweisung in die Strafbataillone, die Verhängung von Gulag-Strafen oder unbefristete Zwangsarbeit.

Von etwa 180.000 im Jahre 1945 Befreiten kam etwa die Hälfte ohne Diskriminierung zurück in die Heimat, 20 % wurden wieder in die Armee eingegliedert, 15 % in Arbeitsbataillone ein-

gezogen, 9 % verurteilten Gerichte wegen Vaterlandsverrat zu Zwangsarbeit oder Zwangsansiedlung.

Die ehemaligen Kriegsgefangenen standen - unabhängig vom Grad der Diskriminierung - ebenso wie zivile Zwangsarbeiter auf Dauer, gelegentlich über Jahrzehnte hinweg, in ihren Heimatorten unter Beobachtung, waren Bürger zweiter Klasse. Sowjetische Kriegsgefangene waren Opfer zweier Diktaturen.

Komplex II

a) Lager in den besetzten Gebieten

Für Weißrussland wurden durch das Projekt angeregt, vom Nationalarchiv in Minsk eine Übersicht von 40 Lagerstandorten deutscher Kriegsgefangenenlager erstellt.

Daraus folgt eine neue Sichtung der Bestände im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg.

Umgekehrt halten russische Archive umfangreiche Bestände einzelner Lager im Reichsgebiet, hier besonders das Stalag 326 Senne.

b) Zahlen der in deutsche Hand geratene und in Gefangenschaft umgekommenen sowjetischer Soldaten

Hier unterscheiden sich die unterschiedlichen Zahlenangaben, die deutschen und russischen Quellen weichen stark voneinander ab.

Auf deutscher Seite schwanken die Angaben zwischen 2,53 Mio. Umgekommenen bei 5,16 Mio. Gefangenen und 3,3 Mio. bei 5,7 Mio.

Auf ex-sowjetischer Seite schwanken sie zwischen 1,9 Mio. Umgekommenen bei 4,6 Mio. Gefangenen und 3,3 Mio. bei 5,7 Mio.

Die Fülle des jetzt zugänglichen Quellenmaterials eröffnen neue Perspektiven und ermöglicht die Bearbeitung von Fragen, deren Klärung bisher weitgehend außerhalb der Vorstellungen der Historiker beider Seiten lag. (S. 140 – 160)

07.04.05 HHR

Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte in Belarus 1944 – 1951

Erst kurz vor Beginn der diesjährigen Recherchen in Belarus wurde ich auf die vom IBB Dortmund 2000 herausgegebenen Dokumentation aufmerksam. Autor der 1999 vom Innenministerium der Republik Belarus – Akademie der Wissenschaften ist Anatolij Wasiljewitsch Scharkow. In 5 Kapiteln werden beschrieben: Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte – Bewachung und Haftbedingungen von Kriegsgefangenen – Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten beim Wiederaufbau der im Krieg zerstörten belarussischen Volkswirtschaft – Organisation und Durchführung geheimdienstlicher Arbeit unter Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten – Vorbereitung und Durchführung von Gerichtsprozessen gegenüber ehemaligen Angehörigen der deutschen Armee und der Straforganen, die in den besetzten Gebieten Gräueltaten begangen haben.

In dieser Monographie wird erstmals in der belarussischen Historiographie die Frage der deutschen Kriegsgefangenen in belarussischen Lagern erläutert. Es wird über die Alltagserfahrungen berichtet, wie auch über den Einsatz beim Wiederaufbau der zerstörten Volkswirtschaft. Sie basiert auf Archivquellen des Innenministeriums und des Sicherheitsdienstes sowie des National- und Staatsarchivs.

1945 gab es Belarus 9 Lager und 7 Sonderspitale für Kriegsgefangene, inhaftiert waren 83.159 Kriegsgefangene, darunter 3.734 Offiziere; davon 70.020 Deutsche, 6.482 Österreicher, 5.384 Ungarn und 1.273 Vertreter anderer Nationen. Zu diesen Kriegsgefangenen kamen noch die Zwangsdeportierten hinzu, 1946 waren 4 Bataillone mit 3.970 Deportierten aufgestellt, später stieg die Zahl auf 9 Bataillone. Insgesamt stieg die Zahl der Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten in Belarus 1946 auf 103.000.

Der Monographie sind die 11 Standorte der Lager und 8 Sonderspitäler für Kriegsgefangene zu entnehmen, wie auch Angaben über die dortigen Sterberaten.

Der bezüglich unserer Recherchen uns interessierende Standort Vitebsk weist 10 Lager mit 8.100 – 8.234 Gefangenen aus.

Nach einer TASS-Meldung vom 5. Mai 1950, dass mit 17.538 Personen die letzte Gruppe der insgesamt 1.939.063 deutschen Kriegsgefangenen in ihre Heimat zurückkehrte.

Während insgesamt 9.717 deutsche Kriegsgefangene wegen schwerer Kriegsverbrechen zu Freiheitsstrafen verurteilt wurden und bei 3.815 noch die Ermittlungen liefen, waren 1950 in der damaligen BSSR 1.066 Kriegsgefangene inhaftiert, davon 785 bereits durch das Kriegstribunal verurteilt. Es werden insgesamt 30 beteiligte Divisionen, davon 5 SS-Einheiten und 25 Wehrmachtsdivisionen mit 2.608 entlarvten Kriegsverbrechern und 659 davon überführt, aufgeführt. Einige der Verurteilten werden auch benannt.

Mit dem 12. März 1951 sollen alle Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte über Brest ins Rückführungslager Frankfurt an der Oder repatriert worden sein.

Nach Auflösung der Lager und Spitäler blieben in Belarus 77 Friedhöfe mit Gräbern von 13.000 Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten zurück. Diese sind in Einzel- und Massengräbern bestattet.

Die Monografie enthält die Aufstellung der Standorte der Straßenbauabteilungen und die Einsatzorte für alle anderen Wiederaufbauarbeiten. Auch hier gibt es mehrere Standorte im Bereich Vitebsk, zu dem auch Polosk gehört.

Die Monographie benennt den Widerspruch zwischen der Absicht der BSSR nach der internationalen Konvention, die nötigen Maßnahmen für die zwangsinhaftierten Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten zu gewährleisten und der Tatsache, dass die Nationalsozialisten den Krieg gegen die SU vom Zaun gebrochen hatten. Sie hatten ihn mit äußerster Brutalität geführt, die darauf abzielte, das belarussische Volk zu vernichten. Das wirkte sich natürlich auf die Lage der Gefangenen aus.

Scharkow erwähnt auf S. 30, dass seit nun mehr als 5 Jahrzehnten fast alle Gräber von Kriegsgefangenen und Zwangsdeportierten aus verschiedenen Gründen in Vergessenheit geraten sind. Es muss der nachwachsenden Generation möglich sein, ihrer Vorfahren zu gedenken. Das bedeutet, die Grabstellen wieder herzurichten und Gedenksteine aufzustellen. In dem Zusammenhang weist er auf die verbesserten Beziehungen, die diesbezüglich durch die Arbeit des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge gewährleistet wird, hin. Davon konnten wir uns in diesem Jahr „vor Ort“ ja auch ein Bild verschaffen.

Während des diesjährigen Camps diskutierten wir auch über das Thema der zwangsdeportierten Deutschen. Das war, wie wir von Werner Naumann, der in Dresden zu Hause ist, gerade für die Menschen der „sowjetische besetzten Zone“ in der unmittelbaren Nachkriegszeit bedeutsamer als für die, die in den 3 „anderen Zonen“ lebten, eine konkrete Erfahrung.

Ich bat ihn um eine Einschätzung, ob diese leidvolle Erfahrung das Bild über die Menschen in der früheren SU beeinflusst hat, gerade auch nach dem Zusammenbruch dieses Systems. Er antwortet: *„Du fragst nach der Zwangsdeportation nach 1945 und ihrer Rolle für das Zusammenleben mit den Russen. Weil ich dazu wenig beitragen kann, habe ich das Problem in meinem Freundeskreis, der gestern tagte, zur Diskussion gestellt. Wir alle, 15 Personen, um die 65 Jahre alt, kamen einhellig zu dem Ergebnis: Zwangsdeportationen kamen vor. Sie werden gegenwärtig in der Presse aufgearbeitet. Aber sie spielten keine Rolle bezüglich des Verhältnis zu den Sowjetbürgern. Sie beeinflussen eine „Aussöhnung mit den Völkern der ehemaligen SU“ keinesfalls. Zwangsdeportationen werden jedenfalls der Aufarbeitung der Kriegsgeschichte nicht behindern. Es grüßt Dich Werner“* Dresden 25.10.05“

28.10.05 HHR

Verleugnet – verdrängt – verschwiegen - Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung -

Jürgen Müller – Hohagen –

2005 by Kösel Verlag München

Psychotherapeut und Leiter Dachau Institut Psychologie & Pädagogik

Verwicklungen mit der NS-Zeit bis heute

In dem ersten Buch 1988 war davon auszugehen, dass in jeder 5. Familie die Nazizeit als Vorgeschichte bei den Klienten eine Rolle spielte. Im Jahre 1988 war das bei genauem Hinsehen 43 %. Das hat aber im Alltagsbewusstsein keine solche Bedeutung. Aber es gibt viele Verfolgte und deren Nachkommen. Es sind da die Millionen von Flüchtlingen, Vertriebenen,

Verschleppten. Millionen von Soldaten, Kriegerwitwen, Halbwaisen, Millionen von Bombengeschädigten. Und – es gibt Millionen von Parteigenossen und Funktionsträgern, die weitgehend an der Mär „der Stunde Null“ festhalten und so die Nachwirkungen der NS-Zeit auf persönlichem Gebiet leugnen! Bei den einen herrscht das Schweigen angesichts des Unsagbaren vor, bei den anderen das Verschweigen dessen, was sie getan, befürwortet, zugelassen haben.

-Verfolgte und ihre Nachkommen

Menschen, die der Hölle von KZ und Holocaust entronnen sind, betonen immer wieder, wie schwer und oft unmöglich es ist, das Erlebte mitzuteilen. Wir – es fällt uns schwer, daran zu denken, haben vieles vergessen und den Horror in unserer Erinnerung auf ein erträgliches Maß eingependelt. Das hat aber – heute – angesichts des Umgangs mit den Emigranten große Bedeutung. Nach Harry Mulisch haben sich Hitler und das deutsche Volk durch das dritte Reich unsterblich gemacht; wie eben auch die Untaten Neros vor 2000 Jahren weiterleben.

Kinder als Verfolgte und Kinder der Verfolgten – so zeigen die Untersuchungen – leiden unter einem Gefühl von Trauer und Scham mit Schuldgefühlen. Sie tragen die Last der Geschichte – die Folgen aus der Erfahrung extremer Gewalt – d.h. die Verfolgten, ihre Kinder und ihre Kindeskinde. Kinder von Holocaust-Überlebenden sind nachträglich in das Grauen mit einbezogen; sie litten mit ihren Eltern mit, ohne zu wagen, ihnen Fragen nach dem Erlittenen zu stellen. Darin zeigt sich das Verfolgungsschicksal einer betroffenen Familie.

M.H. fragt sich, ob er, der aus dem „Kollektiv der Täter“ kommt, gegenüber dem „Kollektiv der Verfolgten und ihrer Nachkommen“ frei von Befangenheit mit ihnen therapeutisch arbeiten kann. (*Ähnlich meine Fragen und Empfindungen bei unseren Zeitzeugengesprächen*) Aber diese Spannungen treten in den Gesprächen auf „darüber habe ich noch nie mit einem Deutschen gesprochen“. Das zeigt Grenzen auf; zumal in den historischen Ausgangslagen die bekannten Abgründe auftaten.

Die Erfahrungen zeigen, dass über die Verfolgungserfahrungen erst nebenbei in den Beratungsgesprächen gesprochen wird. Menschen leiden oft bis ans Ende ihres Lebens unter ihren traumatischen Erfahrungen; dafür hat sich der Begriff „Überlebens-Syndrom“ gebildet; besser wäre wohl „Seelenmord“, zumal durch solche Erfahrungen ein unheilbarer Knick in der Lebenslinie entstand. Rettung daraus sind dann Depression und Angst. Ohne Omnipotenzgehebe können hier therapeutische Fachleute ihre Mithilfe anbieten. Nicht aber in der Therapie das Allheilmittel sehen. Gleichzeitig immer die Reflexion der eigenen Biografie bezüglich NS-Zeit. Nicht wegtherapieren oder wegschieben, das kann untergründige Täteridentifikation offenlegen. Wichtig aber auch für deutsche Fachleute, die Überlebenden und Nachkommen nicht nur als Opfer zu betrachten. Zerbrechen im KZ – ein deutliches Zeichen von Ernst Wiechert in „Totenwald“ – zeigt insbesondere, dass Menschen aus bürgerlichen und staatstragenden Schichten nicht nur unter der extremen Brutalität zerbrochen sind, sondern auch durch den Verlust ihrer grundlegenden Orientierungen. Gedanken an Tod und Selbstmord waren ihre täglichen Begleiter. (Primo Levi, Bruno Bettelheim, Jean Améry – die sich im Alter umbrachten)

-Widerstand und das Leben danach

Einer prominenten Widerstandsfamilie anzugehören, heißt aber nicht gleich, mit gutem Selbstwertgefühl durchs Leben zu gehen. Zumal solche auch nach 1945 massiv mit der Ächtung als „Vaterlandsverräter“ leben mussten. So waren die Nachkommen oft einem enormen Druck betreffs Anerkennung ausgesetzt, das betraf insbesondere Sozialdemokraten und Kommunisten. Viele Beispiele zeigen, dass solche Situationen über Generationen hinweg weitergetragen wurden. Insgesamt zeigt sich aber, dass der alltägliche Widersand im NS-Reich bis heute ein weißer Fleck in unserem Bewusstsein ist.

-Fortdauernde Schrecken des Krieges

Über den Bombenkrieg ist nach 1945 (*bis heute; siehe Sächsischer Landtag 2005*) viel gesprochen worden. Im Bombenkrieg war man selber Opfer. Ausgeklammert wird aber, dass Nazi-Deutschland damit begann, Städte „auszuradieren“, wie z.B. Guernica, Rotterdam, Coventry. Trümmerlandschaften auf seelischen Gebiet hat der Bombenkrieg hinterlas-

sen. Ohnmächtig ausgesetzt waren ihm insbesondere Frauen und Kinder. Daraus sich ergebende Traumatisierungen sind lange im Nirgendwo geblieben. Die geschilderten Beispiele führen zu der Frage, ob sie nicht zwangsläufig zu tiefgreifenden Veränderungen im Erleben von Mitmenschen, Solidarität und Vertrauen geführt haben. Verkapselte Ängste zeigen an, dass während der Kriegszeit keine Zeit war, sich um die Tränen kleiner Kinder kümmern zu können. Diese wurden tief innen vergraben. Es führte zur Sprachlosigkeit.

-Soldatenalltag und die Folgen nach 1945

M.H. bezeichnet beides als „Löcher in der Wahrnehmung“, denn er wurde z.B. nie um einen Vortrag über die Folgen bei Soldaten und ihren Angehörigen gebeten. Vermutete Gründe:

1. Millionen von Soldaten sind nicht zurückgekehrt, das bedeutet eine große Lücke.
2. Für ihre Frauen war der Verlust schwer zu greifen, die Nachricht kam oft sehr spät; sie hatten oft sehr kurz nur zusammengelebt. Was konnten sie ihren Kindern weitergeben?
3. Diese hatten kaum eigene Erfahrungen mit ihren Vätern zur Verfügung.
4. Und deren Kinder – die Enkel der Soldaten – die heute als Eltern in die Beratung kommen, sind noch weiter emotional entfernt.
5. Eigener biografischer Hintergrund M.H.: Vater Ingenieur im Rüstungsbereich. Es weiß wenig über ihn.
6. Hauptgrund liegt in der Vermischung von „normalem“ Krieg und Vernichtungskrieg. Der Krieg im Osten wurde als solcher geführt, dagegen steht die Legende von der „sauberen Wehrmacht“. Diese führte zur Empörung gegen die Wehrmachtsausstellung. Von daher kommen erst jetzt (*auch in bezug auf unsere Recherchen*) die z.T. ängstlichen Fragen „Was hat unser Vater, Großvater wirklich getan?“
7. Die Soldaten waren bereits vor dem Krieg durch die NS-Ideologie indoktriniert.
8. Letztlich die Unfähigkeit vieler Männer, eigenes und fremdes Leiden mitzuteilen. Das geht auf jahrtausendelange kriegsorientierte Sozialisation des Mannes, nicht auf genetische, zurück.

Darauf weist auch Horst Eberhard Richter 1986 in seinem Buch „Die Chance des Gewissens“ hin. Krankenhauspfarrer berichten von unverarbeiteten Erleben aus der Nazizeit am Krankenbett. Wie viel ist da nach 1945 bei den vielen Millionen Soldaten unaufgearbeitet geblieben und hat sich in den Familien ausgewirkt?

-Seelische Langzeitwirkungen bei Soldaten :

Hohe Reizbarkeit, cholerische Zornausbrüche, Unberechenbarkeit - Schwanken zwischen Unnahbarkeit und großer Bedürftigkeit (indirekt über Krankheiten ausgedrückt) - Mangel an Einfühlung - Kommunikationsstörungen beim Berichten über die Kriegsvorgänge (zu viel, zu wenig, falsche Situation) - Das betrifft dann auch die allgemeine gegenwärtige Situation im Ausblenden der Gefühlsebene und der Unfähigkeit, Perspektiven zu sehen - Verharmlosen von Gefahren, Wegschieben von Angst - Ausüben von massiver Gewalt (Prügel, seelische Gewalt, sexueller Missbrauch) - Identifizierung mit den Mächtigen dieser Welt - Alkoholismus - Partnerschaftsprobleme - Abriegeln von Weichheit - Zwanghafte Lustigkeit - Wegschieben von Traurigkeit, Schwierigkeit zu trauern - Aktivismus bis zur Übersteigerung - oder - depressives Zerstörtsein - Riesenlasten bis ins hohe Alter, die sich dann erst in Alpträumen melden.

Dazu das Thema Sexualität: Überall in der Wehrmacht gab es Bordelle, selbst in den KZ's. Wie haben all die jungen Soldaten erstmals mit sexuellen Kontakten erlebt? All das hatte Folgen für den Umgang später mit der „eigenen“ Frau. Immer wieder gab es Erfahrungen in den Therapien, wo Frauen als Kinder von ihren eigenen Vätern missbraucht wurden.

Das führt zu den **Seelischen Auswirkungen bei den Nachkommen;**

Ängste, Unsicherheiten, Autoritätsprobleme, - Schwierigkeiten, Partnerschaft balanciert zu gestalten - Sexuelle Störungen, selbstdestruktive Tendenzen (bei Frauen) - Aggressivität nach außen (Beruf, Autofahren, Konkurrenz) (bei Männern) - Folgen sexuellen Missbrauchs in der Kindheit durch den Vater - Verinnerlichung tödlicher Vater-Kind-Dynamiken - Emotionale Blassheit, Gefühlsabwehr - Insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass es in den verdeckten Weiterwirkungen zu Gewalt gegen Töchter und Söh-

ne gekommen ist. - Vater-Sohn-Dynamiken hatten oft (wie in allen Mythologien) tödliche Dynamiken. - Das Täuschungsbild „Jungen – Männer sind eben so“ ist falsch!

-Vorfahren, die damals mitgemacht haben

Angesichts der massenhaften NS-Täter sind aber auch die zu bedenken, die einfach „nur“ mitgemacht haben. Selbst bis in RAF-Verstrickungen sind Nazi-Wurzeln erkennbar. Größenfantasien leben weiter. Familienforscher haben aufgezeigt, dass es „unsichtbare Bindungen“ gibt, über die Delegationen weiterlaufen. Z.B. leiden viele Frauen darunter, als Frauen geboten zu sein, da die Eltern ja dem „Führer einen Sohn“ schenken wollten. So kommt es zu Abgründen der „Normalität“. Also, was haben Mitmacher und Täter von damals an ihre Kinder weitergegeben? Wo fing Täterschaft an – wo hörte Mitläufertum auf?

Martin Bormann jun., Moraltheologe und Sohn von Hitlers rechter Hand wird gefragt: „Was ist böse?“ Er: „Böse ist nur jemand, wer seine Tat im Augenblick des Tuns für böse hält“. Ob sein Vater nun brutal, gewissenlos war? „Das kann, muss aber nicht sein. Der Mensch ist durch das gebannt, was er für richtig hält. Ein Irrtum kann jedem unterlaufen“.

Eine Emnid-Untersuchung ergab, dass es aus der Sicht deutscher Familienangehöriger so gut wie keine Nazis gegeben hat - „Opa war kein Nazi“ -: „Antisemiten und Tatbeteiligte schon gar nicht! Bormann jun. – der Theologe – befindet sich in Übereinstimmung der breiten Mehrheit deutscher Bevölkerung. Zwischen ihm als Sohn eines Täters und als theologischer Fachmann muss aber unterschieden werden. Denn, wenn Bormanns Sätze Geltung bekämen, gäbe es fast keine Täter und Täterinnen auf dieser Welt!

Hier werden im nachhinein Ziele, Werte und Visionen legitimiert, das gilt für solche von Hitler, Stalin und anderen institutionelle Massenmörder, wie Inquisition, Kolonisation und heutige Diktaturen. Bormann ist Vertreter einer Theologie, die sich gedankenakrobatisch an dem deutschen Reich des Bösen vorbeibewegen, obwohl es noch stark in Hirnen und Herzen wirkt. Trotzdem fragen unzählig viele Nachkommen ehemaliger Volksgenossen, ob ihre Eltern oder Großeltern „nur“ mitgemacht haben oder auch Täter waren. Beispiele zeigen immer wieder die engere Bindung von Töchtern an die Täter-Väter; aus denen sie schwer rauskommen, während z.B. Niklas Frank mit seinem Vater (Generalgouverneur in Polen) abrechnet. Wie muss es in vielen Familien ausgesehen haben, als man von solchen Täterschaften erfuhr. Was müssen also die Kinder alles in sich tragen!

Die Organisatoren der Vernichtung sind mit der Wannseekonferenz zu benennen, also bis hin zu „humanistisch“ gebildete Staatssekretäre. Sie planten die „Endlösung“ durch die Nürnberger Gesetze. Sie planten millionenfach den Mord. Wie sind sie damit fertig geworden? Von ihren Nachkommen gibt es viele Beispiele, wie sehr sie unter der Last ihrer Väter leiden. Sich der Nazi-Vergangenheit seiner Eltern zu stellen und sich davon echt zu distanzieren, fällt den Kindern extrem schwer!

Viele NS-Täter und Mitmacher haben nach 1945 im Schoß der Familie so wie während des Krieges weitergemacht. M.H spricht von „deutscher Unterwelt“; Männer, die im Krieg vernichtet haben, Frauen vergewaltigt haben, haben gerade letzteres in dem „Schutz“ der Familie weitergemacht. Es ist enorm schwer, sich aus den Loyalitäten zu Nazi-Vorfahren zu lösen. Wenn Kinder gelernt haben, mit den Wölfen zu heulen oder die Wolfsaspekte der biedereren Umgebung akzeptieren, kann es bedeuten, dass sie den Wolf selber in sich tragen.

-Flucht, Verschleppung, Vertreibung

Es handelt sich hier um ein bis heute heikles Thema, denn man stößt auch hier auf erstaunliche Verleugnung bei Betroffenen und deren Kindern. Von den 17 Mio. Menschen, die in den Ostgebieten lebten, sind bei den Kriegshandlungen 2 Mio. umgekommen, bei Flucht und Vertreibung mehr um 1,2 Mio. Menschen. Dazu noch die 3,25 Mio. gefallener Soldaten und die 2 Mio. verwundeten und kriegsbeschädigten Soldaten und Zivilpersonen. Im 2. WK. kamen insgesamt 55 Mio. Menschen um.

Dazu kommen noch die kaum beachteten Schicksale von Frauen und Mädchen, die nach Kriegsende von der Roten Armee verschleppt und zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden. Von den vom Krieg Betroffenen gibt es ganz wenige Biografien, sie mussten sich sogar noch rechtfertigen. Hinzu kam zu dem Erlittenen noch Schuld- und Schamgefühl. Wichtig ist,

gerade die Zeitzeugen vom Krieg Betroffener zur Kenntnis zu nehmen. Bei ihnen zeigen sich Brüche, Entwurzelungen und Herumirren. Und – das zeigen die Therapien – die Erfahrungen von unsagbarem Schmerz waren so stark, dass innerhalb der Familien keine Verständigung darüber möglich war. Das hatte natürlich Folgen für die betroffenen Kinder, denen Grundvertrauen und daraus das Selbstbewusstsein fehlte. Folgerungen:

1. Flucht und Vertreibung ist in vielen Fällen bis heute noch nicht bewältigt.
2. Kinder nehmen daraus das Verleugnete auf, können es aber nicht erfassen.
3. Diese Erfahrungen beeinträchtigen wieder die nachfolgende Generationen.
4. So wirkt die Macht des Verdrängens „bis ins 3. und 4. Glied weiter“.
5. Wenn in der Therapie nicht an die Vergangenheit heranzukommen ist, leidet sie.

Es heißt, im Heute ankommen. Oft kommt es zur Generationsumkehrung, dass eben an dem Kind die verleugnete Geschichte sichtbar wird. Gründe für die Verleugnung:

1. Traumatisierung durch Schrecken von Flucht, dass darüber nicht zu sprechen war.
2. Die Umgebung war nicht auf das zu Berichtende vorbereitet.
3. Obwohl die Außenwelt die extreme Schuld des Nazi-Verbrechens kannte und obwohl sie geleugnet wurde, band die Opfer eine psychische Energie.
4. Sie, die Opfer, trugen eine gesamtgesellschaftliche Schuld.
5. Der Kalte Krieg und die Politik der Vertriebenenverbände verstärkten die Polarisierung, dagegen konnte sich ein einzelner Flüchtling z.B. nicht wehren.
6. Sie waren genauso wie die, die nicht flüchten mussten, in die Schuld des Nazi-Reichs verstrickt, neigten aber, aus der Täter- in die Opferrolle zu gehen.

All das führte zu seelischen Folgen, die sich bis heute in den Beratungen zeigen. Die Beispiele zeigen, dass auch hier die Frau und das Mädchen als „Kriegsbeute Frau“ unsagbare Brutalitäten erlebten

-Jenseits der eindeutigen Zuordnungen

Hier geht es um Beispiele von Euthanasie und Zwangsarbeit und KZ-Aufenthalt. Aber immer wieder die Beispiele, wo es zur Umdeutung von Tätern und Tatbeteiligten zu Opfern ging, wo die reale Schuld geleugnet wurde und somit die nachfolgende Generation bis ins Innerste verwirrt wurde. Täter erklärten sich zu Opfern, das wurde in den Familien gedeckt, aus Loyalität wurde verschwiegen, verleugnet, verdrängt. Darüber entstanden Stereotypen über alle Beteiligten, wie z.B. brutale SS, saubere Wehrmacht, KZ-Häftlinge edel und Mitläufer harmlos. Es ist also nicht so einfach mit der eindeutigen Zuordnung.

Blick zurück – Blick nach vorn: Verschiedene Perspektiven

-Verleugnet, verdrängt, verschwiegen

M.H. benennt Beispiele von Verleugnung in Freundes- und Fachkreisen und versucht daraus, seinen eigenen Verleugnungstendenzen nahe zu kommen. Diese also als Kompass fürs eigene Leben nutzen. Begriffsbestimmung: Verleugnet: Bezieht sich auf die Wahrnehmung der Außenwelt, Tatsachen werden wahrgenommen, aber ihrer Bedeutung beraubt. Verdrängung: Bezeichnet einen innerseelischen Impuls, wobei der Vorgang ins Unbewusste abgeschoben wird, bzw. nicht ins Bewusstsein kommen darf. Verschweigen: Dieses geschieht im vollen Bewusstsein, nur soll das Wissen nicht nach außen dringen. Das bewusste Verschweigen auf Seiten der Eltern kann bei den Kindern zu Störungen auf der unbewussten Ebene führen. Es wird aber als Loch in der Wahrnehmung wirksam. Bei Verleugnung und Verdrängung ist ein „psychischer Apparat“ als ausgebildete Instanz vorhanden, das Ich, das den Geboten des Über-Ich gehorcht.

Zentrale Themen beim Blick auf die seelische Nachwirkungen der NS-Zeit

-Traumatisierungen

Es handelt sich um Ereignisse, die unvorbereitet von außen kommen und einen wichtigen Bereich im Leben betreffen. Das hat während der Nazi-Zeit in vielfacher Weise viele Opfer unvorbereitet getroffen. „Auschwitz, das ist der Tod, der totale, absolute Tod des Menschen...“ (Elie Wiesel) Die Traumatisierungen aus dieser Zeit, die mit eingestürztem Weltvertrauen und den Erfahrungen des Mitmenschen als Gegenmenschen einhergingen sind natürlich anders als die bei einem Verkehrsunfall mit tödlichem Ausgang. Jedenfalls reagieren

ältere Menschen bis heute übersensibel auf bestimmte Vorgänge, wie z.B. Geräusche oder Sirenen, die zu den Erfahrungen des Kriegs gehörten. Typisch ist auch die sich aufdrängenden Erinnerungen. Es geht darum, das Trauma wahrzunehmen.

-Ängste

Angst ist schwer zu greifen. Bis in die Nazi-Zeit war es „gut“, dass Jungen und Männer keine Angst zu haben durften, das wirkt bis heute nach. Dazu noch der Unterschied zwischen Angst und Furcht. Während ersteres etwas Diffuses ist, ist Furcht ein Gefühl auf etwas ganz Bestimmtes, wie Prüfung, hin. Gerade Schulen sind heute in Deutschland Agenturen für Angstbekämpfung und gleichzeitig Angsterzeugung. Unterdrückte Angst ist der Boden für Gewalt

-Verschiedene Arten von Schuld

Schuldgefühle und Schuld bei Verfolgten: Die Davongekommenen werfen sich vor, überlebt zu haben, das wird als Überlebensschuld benannt. Hier zeigt sich für die Betroffenen die tiefe Kluft zwischen eigenem Überleben und dem Verderben anderer. Ein besonderes Problem sind die von den Nazis nach dem Programm „Vernichtung durch Arbeit“ missbrauchten Judenräte, Blockältesten, Kapos usw. Ihre Schuld ist eine ganz andere als die derer, die die Vernichtung durchführten, guthießen oder sich raushielten. Es gibt real begangene Schuld, existenzielles Schuldgefühl, Schuldgefühle zur Bewältigung.

Schuld und Schuldgefühle bei Tätern und Mitmachern: Viel an Beschönigen ist von den ehemaligen Volksgenossen und deren Nachkommen zu hören. „Meine Eltern kann ich damit nicht belasten“ macht die Nachkommen zu Tätern und die Nazi-Eltern zu „Opfern“. „Von der Last Deutscher zu sein“ schreibt Ralph Giordano 1987 und kommt zu dem Ausspruch „Die zweite Schuld“. Die Mehrheit der alten und älteren Generation hat mehr Energie für die Verweigerung aufgewendet als an das Wohl ihrer Kinder gedacht. Vielleicht gibt es bald eine „dritte Schuld“, wenn wir das Verschweigen, Verdrängen und Verleugnen unserer Vorgängergenerationen fortführen. Schuld und Schuldgefühle sind nicht deckungsgleich. Schuldige finden oft keine Schuldgefühle und Menschen mit Schuldgefühlen sind oft unschuldig.

In der Täter-Opfer-Umkehrung wird eines der Kinder zum Sündenbock gemacht. Gewaltanwendung und Projizieren gegenüber den eigenen Kindern als Schuldabwehr. Im Spiegel der Unschuld der Kinder selbst unschuldig. Kinder übernahmen Elternrollen.

Folgen für die Nachkommen – über mehrere Generationen: Diffuse Angst - Überzogene Sachlichkeit als Folge der Angstabwehr - Unbewusstes Ausagieren elterlicher Schuldaspekte - Irrationale Schuldgefühle - Parentifizierung (Elternrolle), d.h. Sorgen für andere, weniger für sich, andere z.B. „Höhergestellte“ zu Sündenböcken“ machen = Teufelskreis - Loyalitätsbindungen an die Eltern, Ablösung mit Schuldgefühlen - Schwerer Umgang mit Schuld im Alltag, gegenüber Partner und Kinder - Desorientierung im ethischen Bereich - Fehlendes Vertrauen in die Mitmenschlichkeit Diese Auflistung zeigt die Dimension der Schuldverstrickungen mit der NS-Vergangenheit über die Generationen hinweg.

-Gewalt auf vielen Ebenen

Kontinuitäten von Gewalt über 1945 hinaus. Insofern hat es keine „Stunde Null“ gegeben. Insbesondere geht es um den sexuellen Missbrauch von Männern, die im Krieg eindeutig Täter waren. Und das eben nicht in den „unteren“ Schichten, sondern – in Therapie bearbeitet – brutale Gewalt gerade in Mittel- und Oberschicht. Es geht um das Festhalten an der NS-Gewalt, an brauner Ideologie und menschenverachtenden Praktiken. Die Gesellschaft entlastet sich durch das „Übertragen“ auf Skinheads.

Zur Unterscheidung im Gewaltbegriff: Gewalt zielte auf Vernichtung und Aberkennung der Zugehörigkeit zur Menschheit der Verfolgten. Diese Wahnsinnsidee wurde getragen von der deutschen Gesellschaft. Nach Fromm und Rainer Funk ist die Gewalt eine Aggressionsart, die sich gegen das Leben richtet, indem sie das Opfer wehrlos zu machen versucht oder wehrlose Opfer sucht.

Zum Täter werden: Von der Identifikation zur Verschmelzung:

1. Identifikation mit dem Aggressor, 1936 nach Anna Freud als ein Abwehrmechanismus verstanden. In unserem Kontext wäre aber von der Identifikation mit dem Gewalttäter zu sprechen.
2. Konzept der Identifikation mit der Macht, also hier mit Deutschland, dem Führer, Volk und Vaterland. Diese Identifikationen können lebenslang wirken.
3. „Vision des Gärtners“, d.h. eine Gesellschaft nach dem Modell des perfekten Gartens zu gestalten und alles Störende wie Unkraut auszurotten. Dieses Bild spricht die Vernichtung an.

Folter war nach Jean Améry die böseste Form zum Sterben. Die Folterer setzten sich an die Stelle von Gott, um die zu Folternden zum Nichts zu machen. So kommt es zur Vergötterung des Gewalttäters. Unvergleichbar bleibt, dass die meisten Opfer der Nazis „nur deshalb“ umgebracht wurden, weil sie Kinder von Juden oder Zigeunern waren. Das demokratische Staatswesen ist nach 1945 massenweise von ehemaligen Nazis aufgebaut wurde

-Desorientierungen

Wieviel von Auf-den-Kopf-stellen ethischer Werte während der NS-Zeit wirken sich heute noch als Desorientierung aus? In Verlautbarungen, alten Texten ist das noch nachspürbar. Alles begann ja nicht erst 1933. Der erste Weltkrieg und seine „Aufarbeitung“ zeigen die Tendenzen auf. Hinzu kam, dass das damalige Gottesbild und die Nähe von Thron und Altar verhängnisvoll war. Die Desorientierungen nach 1945 ist bisher an einzelnen Schicksalen deutlich geworden, aber insgesamt, wie geht man mit der Nazi-Schuld, den Millionen Toten und der verlorenen Heimat um? Ralph Giordano 1987: Die erste Schuld unter Hitler, die zweite der Verdrängung und Verleugnung. Das hat die Kultur der BRD wesentlich geprägt. Es kam zum „Frieden mit den Tätern“ aber das zweite Codewort lautet „Verlust der humanitären Orientierung“. Das wird natürlich weitgehend kritisiert. In den Therapien, in der Täterschaft und Orientierungsverlust zur Sprache kamen, zeigen sich nur die Spitze des Eisberges. Was zeigt sich aber insgesamt hinter den blitzenden Fassaden unserer Normalität?

-Loyalitäten

Aus der Familienforschung kommend hat dieser Punkt im Zusammenhang mit der NS-Zeit eine erhöhte Bedeutung bezüglich der Gruppenbindungen und –identitäten. Es ist schon ein Unterschied, Kind eines Verfolgten oder Verfolgers zu sein. Zu fragen ist, wie die Loyalitäten zustande kamen, gewaltfrei in Liebe oder durch Gewalt. Die unterworfenen Seite handelt oft selbstdestruktiv am Wiederholungshandeln mit und verdeckt das Gewaltverhältnis. Wichtig ist auch das Faktum der „Selbstloyalität“, d.h. „ich bleibe mir gegenüber selber treu“. Wichtig ist für alle die Distanzierung von den Vorfahren für die Entwicklung einer Selbstloyalität. Dazu gehört die der ethischen Dimension von Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Der Blick auf die Nachkommen der Opfer ist unerlässlich für den Zugang zur eigenen existenziell-ethischen Dimension, die zur Selbstloyalität führt. Der Widerstreit von Loyalitäten liegt zwischen den schweigenden, verleugnenden Vorfahren und der dunklen Wahrnehmung der Selbstloyalität, die nicht ohne den Blick für die Verfolgten und das ihnen Angetane leben kann. Die Gefahr besteht an die Überanpassung, an eine Loyalität und die Ausblendung der anderen. In Westdeutschland ist es so nach 1945 zu einer Komplizenschaft gekommen, indem der Friede mit den Tätern geschlossen wurde.

-Linien der Verbundenheit

In den KZ's waren nicht die bestialischen Schergen die gefürchtetsten, sondern am gefährlichsten waren die „Pflichterfüller“. Sie trugen zur Zerschneidung der Verbundenheit bei. Aus dem Südamerikanischen stammt der Begriff „Brüche der Erinnerung“, wo es einem der Gefolterten gelang, „die teuflische Maschinerie des Feindes zu besiegen“. Es gilt also, das System brutaler politischer Gewalt zu unterlaufen und sich auch gegen „Weltverbesserer“ mit Slogans wie „Reich des Bösen“ und „Reich des Guten“ zu unterlaufen. Die Lebensberichte besagen, dass selbst unter unsagbaren Bedingungen von Auschwitz und Dachau Menschen dem Terror Liebe oder Verbundenheit entgegensetzten. Ein Beispiel (Eugen Kessler, KZ Dachau) besagt, dass Freundschaft das Wichtigste ist, denn ohne sie ist das Leben zwecklos. Das Zentrale der Verbundenheit ist, die ganze Menschheit im Blick zu haben. Es ist das

Gegenstück zu dem, was die Nazis getan haben! Die Gewalthaber dieser Welt und ihre Schergen machen es ebenso, sie zerstören und zerschneiden die menschliche Verbundenheit bis über die individuellen Bereiche hinaus. Das ist Komplizenschaft, Zusammenschluss von Menschen, anderen zu schaden. Verbundenheit heute bedeutet nach Sigmund Freud alles, was an Gefühlsbindungen unter den Menschen hergestellt wird, es muss dem Krieg entgegenwirken. Die Gefahr ist, dass es zur Verschiebung auf Sündenböcke kommt, die somit den Aufbau einer menschlichen Gesellschaft gefährden. Nur da, wo (nach Auschwitz) miteinander geredet wird, ohne die Belastungen der Vergangenheit auszuklammern, kann das gelingen. Es ist fast unverständlich, dass ein 1938 in der NS-Zeit von der Ärztin Johanna Haarer publizierter Ratgeber „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ noch nach 1945 über 1,2 Mio. mal verkauft wurde. Darin zeigt sich Auslese und Vernichtung zugleich „junges Leben erhalten und fördern mit allen Mitteln“ und „unter Auslese des Wertvollen und Gesunden und unter Ausmerzung des Kranken“. Hier sind die lebenslangen Wirkungen der NS-Pädagogik zu spüren. Insgesamt war die NS-Erziehung eine Erziehung zur Bindungslosigkeit und Bindungsunfähigkeit.

-Drängende Fragen zum Menschenbild

In den Beratungen zeigt sich, wie deutlich noch die aus der NS-Zeit stammenden Bilder vom Menschen das heutige Verständnis bestimmen. Und es zeigt sich immer wieder schwer, zu Großeltern und Eltern die notwendige Distanz herzustellen. Offen bleibt also die Frage, was waren das für Menschen, die anderen die Zugehörigkeit zur Menschheit abgesprochen haben?. Antworten:

1. Der Traum vom autonomen, vernunftgeleiteten Subjekt ist zerstoßen. Der Tod sitzt bis heute hier bei den Tätern, den Mitmachern und ihren Nachkommen.
2. Der Verhaftung auf „höhere Werte“ war keine Versicherung, dagegen zu sein. Eher das Gegenteil, denn in Kultur, Philosophie, Theologie und Alltag wird stillschweigend so getan, als seien die NS-Verbrechen nur ein bedauerlicher Unfall gewesen und selber sei man nicht betroffen.
3. Wenn beides nicht anerkannt wird, ist die Idee „Verbundenheit“ sehr vage.

„Was waren das für Menschen?“, fragen wir, wenn wir z.B. an Doktor Pankwitz denken – Chemiker in Auschwitz und später irgendwo Direktor eines Chemiewerkes -. Primo Levi beschreibt in „Ist das ein Mensch?“ Aber die Fragen werden nicht beantwortet, da die „Dr. Pankwitz“ sich nach 1945 als ehrenwerte Bürger – in Beruf und Familie – nicht zu erkennen gaben, und so auch nicht ihren Nachkommen. So bleibt aber die Frage, was steckt von ihm noch in uns – den Nachkommen?

Möglichkeiten und Grenzen psychologischer Arbeit an NS-Wirkungen

Möglichkeiten:

Verschiedene Ursachenmöglichkeiten nebeneinander stellen - Blinde Flecken werden sichtbar - Gemeinsame Suchbewegung - Persönliche und familiäre Hintergründe - führen oft zu Aha-Erlebnissen - Grundgefühl anderen Menschen gegenüber verändert sich. Therapeuten müssen dann zulassen: Unsicherheit, zwischen unterschiedlichen Perspektiven hin und her pendeln; weder alles psychologisch, noch gesellschaftlich erklären, noch nur den Nationalsozialismus dafür allein verantwortlich machen. Gut über sich reflektieren und Austausch mit anderen suchen. Ausreichend Distanz zu Klienten halten, sicheres Gefühl für die Belastbarkeit des Klienten – und für sich selber. Gewisse Grundkenntnisse über den Nationalsozialismus haben. Bereit sein, sich von Klienten belehren zu lassen. Hinzuziehung von Literatur; eigene Verstrickungen mit der NS-Zeit erkennen, persönlich, familiär, beruflich. Für die Klienten: bereit zur Offenheit und Vertrauen, kritisch sein und neue Denkmöglichkeiten zulassen.

Grenzen:

Psychologische Arbeit kann nicht gesellschaftliche Versäumnisse ausgleichen, sie darf sich nicht zum Zentrum der „Vergangenheitsbewältigung“ hochstilisieren. Kritisch ist die Vermengung psychologischer und theologischer Dimensionen. Unreflektiertes „Vergeben“ und „Versöhnen“ macht keinen Sinn. Es ist schwer, dass die missbrauchten Nachkommen der Täter entlastend vergeben können; die Täter müssten schon „auf Knien“ darum bitten. Hinter den Schuldgefühlen der Nachkommen die verborgenen Loyalitäten entdecken.

Und: Die Psychologie hat erst seit 1941 in Deutschland eine Diplom-Ordnung und die Psychoanalyse war selber in dem NS-System involviert.

Nachkommen aus dem NS-Kollektiv auf Nachwirkungen zentraler Nazi- Einstellung achten: Perfektionismus, Selbstüberschätzung, Schwarz-Weiß-Denken, Arroganz, Verweigerung von Mitgefühl; stattdessen: Demut.

Den „Knick in der Lebenslinie“ kann Therapie nicht heilen

-Hinweise für Hilfesuchende

Aus den im Buch geschilderten Beispielen geht hervor, dass Klienten eine gewisse Ahnung von den NS-Zusammenhängen hatten oder es entwickelte sich im Prozess und wurde zu einer gemeinsamen Suchbewegung. Dabei ist wichtig, dass dem Klienten ein freundliches Interesse seitens des Therapeuten signalisiert wird, also keine Verurteilung. Wichtig ist, auf eigene Fluchtimpulse zu achten. Gerade aus dem Unbewussten heraus wird deutlich, dass hier im Sinne der Abwehr „Gefahr lauert“.

-Hinweise für Fachleute

Gerade alte Menschen werden überschwemmt von Erinnerungen. Es zeigt sich deutlich, dass der Aspekt der Aufarbeitung in der Altenarbeit in Deutschland, in der Erwachsenen- und Seniorenbildung sträflich vernachlässigt wird. So wird die Problematik heute insbesondere mit medizinischen Sektor und gerade der Psychiatrie sichtbar. Auch in Theologie und Seelsorge war bisher wenig Platz der Bearbeitung.

Möglichkeiten:

Es gibt keine Anweisungen, keine Rezepte- Es gilt, die Individualität zu wahren, keine Gleichmacherei und soziale Unterwerfung. Selbstreflexion und Gespräche unter vertrauten Menschen und Kollegen, Supervision. Gelassen auf den Prozess eingehen. Was ist der eigene und was der Hintergrund der NS-Zeit beim Klienten? Wo sind ihre Schwachpunkte? Ihre Fallstricke? Sind sie sicher in diesem thematischen Sachzusammenhang? Diagnosestellung – keine Tendenz, das Gegenüber abzuwerten; gegen Sündenbockpositionen. Fluchtimpulse bei untergründiger Destruktivität, beim Gegenüber bis hin zum Bösen. Psychische Schwierigkeiten haben mehr als nur eine Ursache. Aufbau von Vertrauen, Distanz und Mitgefühl in guter Balance halten, auf die Autonomie des Klienten achten. Problematisch ist es, Täter- und Opferdimensionen miteinander zu vermengen. Kollektiv gestörter Umgang mit Schuld. Oft findet ein verzweifelter Kampf dagegen statt, als schuldig dazustehen. Das betrifft auch die Scham. Die Sinnfrage spannt letztlich einen weiten Bogen zwischen Alltag, traditioneller Frömmigkeit und alternativer Spiritualität, Philosophie, politische und weltanschauliche Orientierungen: In all diesem hat der Nationalsozialismus viel zerstört!

-Schutzfaktoren

Überall müsste es möglich sein, darüber zu reden, in Partnerschaft, Freundeskreis, unter Kollegen. Aber da wird oft abrupt abgebrochen, wenn „dieses Thema“ als dunkler Fleck angesprochen wird. Alle Lebensbereiche, Wissenschaft und Forschung, Handel und Industrie waren vom NS-System infiltriert, d.h., die gesamte Gesellschaft - und von daher gab es keine „Stunde Null“; es wirkt heute oft noch in persönlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Alles im Sinne des Schutzes wie „Ritterburgen“ - und das wirkt noch im Heute.

Wege zur heutigen Überwindung von NS-Verstrickungen

-Ferne Zeit so nah

Im gesellschaftlichen Bereich ist die ferne Zeit so nah. Altenheime und Krankenhäuser sind heute voll von Albträumen gerade der Männer; aber wer kümmert sich darum? Ist bei der Pflege „Satt-sauber“ noch Zeit für Gespräche? Soll die Vergangenheit mit ins Grab genommen werden? Oder was bedeutet es, wenn eine weißrussische Altenpflegerin einen alten deutschen Soldaten versorgt, über deren Großelterngeneration Wehrmacht und Sonderkommandos hergefallen sind?

In Fortbildungsveranstaltungen zeigt sich, wie Vieles noch unter der Oberfläche liegt und wie groß das Bedürfnis nach offenem Austausch ist. Wieso fragt niemand der Fachleute, was Menschen mittleren und vorgerücktem Alters zu diesem Thema noch in sich tragen? Fragen bleiben; die einen können gut damit leben, die anderen zerbrechen daran. Soll es bleiben: verleugnet, verdrängt, verschwiegen – ausgegrenzt?

-Aktuelle gesellschaftliche Problemfelder unter dem Schatten von damals

Deutschland Ost und West: Werden alte Lasten aus der im Westen gründlich misslungener Entnazifizierung „entsorgt“ über westdeutsche Aktivitäten zur Bewältigung der Stasi-Vergangenheit im Osten? Das kann aus einer skeptischen Sicht des ebenso – von Westdeutschland dominierter Politik - gescheiterten Aufbau Ost geschlossen werden. Die unterschiedlichen Lebenswelten in Ost und West. Also, was für extreme Brüche haben Menschen in Deutschland im 20. Jh. über sich ergehen lassen, selber mit hergestellt und tragen immer noch daran, vielleicht verdünnt, wenn nicht sogar verzerrt? Der Umgang mit dem Rechtsradikalismus ist nicht auf marginale Gruppen zu reduzieren, es betrifft auch die „besseren Kreise“, das zeigt sich in deren z.T. harten Familiendynamiken. Hier malen leider die Medien ein sehr einseitiges Bild, wenn sie und gut situierte Menschen aus dem Westen mit dem Finger auf rechtsradikale junge Menschen im Osten zeigen. Oder wenn aus Einzelbeispielen Verallgemeinerungen zur eigenen Entlastung vorgenommen werden. Presse und Öffentlichkeit bestätigen Stereotype gerade im Umgang mit Neonazis. In der Regel wird der jeweiligen Familie die Schuld zugewiesen, aber sie ist nicht an allem, auch an rechtsradikalen Straftaten schuldig. Die Familie gibt oft den Sündenbock ab. Das wird noch stärker durch die Folgen der „Verschlankung“ und den „Synergieeffekten“ in der Arbeitswelt, die den Mann treffen. Hier vermutet M.H. untergründige Kontinuitäten aus der Nazizeit. Das wird noch deutlicher bezüglich des Verhaltens gegenüber den Migranten, den in ihrer Heimat politisch Verfolgten. Werden da nicht Kontinuitäten sichtbar? Vierzig Herkunftsländer sind z.B. in der Münchener Beratungsstelle, 40 % unserer Familien leben in diesen Migrantenzusammenhängen. Die Folgen solcher Biografien in den psychosomatischen Zusammenhängen füllen die Sprechzimmer! Nachkommen von Flüchtlingen und Vertriebenen ehemaliger deutscher Ostgebiete, Spätaussiedler, DDR-Flüchtlinge, Um- und Aussiedler, Umsiedlung von Ost nach Westdeutschland. Dazu noch die Arbeitsmigranten aus dem südlichen Europa, die Asylanten. Alle zeichnet extreme Beziehungsbrüche aus. Die Ablehnung, oft verbunden mit Gewalt, deutet auf untergründige Linien der Gewalt im NS-Reich hin. Das unermessliche Leid, das Migranten von „Gastarbeitern“ und Flüchtlingen getroffen hat, wirkt über Generationen hinweg. Erst spät erkennt unsere Gesellschaft die dahinter stehende explosive Brisanz. Untersuchungen zeigen, dass gerade in sozial benachteiligten Stadtteilen mehr Zusammenhalt und gegenseitiger Wahrnehmung zu finden ist, als in besser gestellten Gegenden. Die Missachtung und Nichtwahrnehmung von Migranten in unserer Gesellschaft ist eklatant. Und das dürfte seine Quellen in der NS-Zeit haben. Diese Schatten wirken darin, wie heute mit vielen Fremden umgegangen wird, die als Arbeitskräfte benötigt werden; aber ihre Gefühle sind nicht von Belang. Die individuell und gesellschaftlich ungenügende Verarbeitung des Flüchtlinsschicksals von Millionen Deutschen dürfte dazu beigetragen haben, zur mangelnden Einfühlung von Migranten. Auf Kriege und Terror weltweit wird auch aus der Verstrickung mit der NS-Zeit heraus reagiert, das betrifft auch die gesamte Weltlage. Der Blick kann nur klar werden, wenn wir uns gegenseitig wahrnehmen und unterstützen. Die Schule, offenbart durch den Pisa-Schock, ist noch dabei, die Schatten der Vergangenheit; der Abkehr von der Reformpädagogik in der NS-Zeit zu bearbeiten.

- Eine erweiterte psychologische Perspektive

Eine soziologische Perspektive: „Dialektik der Ordnung – Die Moderne und der Holocaust“ von Zygmunt Baumann zeigt, wie stark das eigene Verleugnen wirkt, und wie wichtig das Nachforschen ist. Was dabei heraus kommt, geht nicht nur die Betroffenen an, sondern alle! Denn die Judenvernichtung im Dritten Reich fiel nicht heraus aus dem historischen Prozess abendländischer Zivilisation. Ohne das zu relativieren, müssen die Vorbedingungen bedacht werden, die Antisemitismus immer wieder ermöglichen. Der moderne Genozid hat als Grundlage das Ziel einer gewandelten Gesellschaft nach der „Vision des Gärtners“. Aus diesen

Vorstellungen einer Gesellschaft vom Garten entstehen bestimmte soziale Gruppen als „Unkraut“, das ausgesondert, gebändigt, an der Ausbreitung gehindert und wenn das alles nicht hilft, vernichtet werden. Ja, es ist ein schreckliches Bild! Aber es zeigt die Nähe zum Holocaust, die visionäre Nähe zu Gewaltherrschaft von Staat und Gesellschaft. Im NS-Staat ging die SS am konsequentesten diesen Weg, dazu kamen die KZ-Schergen, aber eben auch die „ganz normalen“ Bürokraten, Juristen und Mediziner. Sie alle gingen von der „gärtnerischen Vision“ aus – und es wirkt unaufgearbeitet über die Generationen und Gesellschaft weiter.

Eine philosophische Perspektive: In der „Ethik und Unendliches“ von Emmanuel Lèviass wird ein Bild gezeichnet von Menschen, das sich völlig abhebt vom Zerschneiden menschlicher Bande, menschlicher Verantwortung für das Gegenüber, den Anderen. Verantwortung für den Anderen, dem ich mich – als Antlitz – nähere. Die Menschlichkeit im historischen und objektiven Sein, dem eigentlichen Durchbruch des Subjektiven, das ist das Sein, das sich seiner eignen Seinsbindung entledigt: Selbstlosigkeit. „Sein für den Anderen“, ein „Sich-Lösen aus dem selbstsüchtigen Interessiertsein“. Es ist ein radikales forderndes Denken. Zur ethischen Dimension sagt Lèviass weiter: „Die erste Philosophie ist eine Ethik“ und „der Zugang zum Antlitz ist von vornherein ethischer Art“. Aus all dem (Baumann) gilt es, Nazi-Täter nicht nach dem Modell eines Affekt- oder Triebtäters zu begreifen, sondern als den des beflissenen Gärtners. Da einige unter den Bedingungen der Gewalt widerstanden haben, beweist, dass es immer Entscheidungsmöglichkeiten gab. Die Bedeutung von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Verbundenheit sind in diesem Kontext bedeutsame Faktoren. Die verschiedenen angesprochenen Therapien sind Zeichen für erweiterte Perspektiven, wie in dem Tagtraum einer Tätertochter „Ich stehe den Nachkommen der von meinem Vater Ermordeten gegenüber ... Ich breche ein Familientabu: Ich schlage die Augen nieder. Dieser Tabubruch wiegt schwer. Ich weiß, ich verliere durch ihn die Zugehörigkeit zur Familie und den Schutz des Vaters. Im Gewahrsein der von ihm verübten Morde bin ich allein“. Es ist die Ablösung von den Eltern und den Logiken, die sie gelebt haben. Hier zeigt sich eine menschenfreundliche Grundausrichtung.

Ausblicke

Das hier Berichtete – im Sprechzimmer zur Sprache gekommen – zeigt Leid und Verstrickungen. Es wäre gut, wenn die Allgemeinheit solche Zusammenhänge mehr als bisher wahrnehme, denn Schweres, das mit anderen geteilt wird, lässt sich eher überwinden. Um uns aus Desorientierungen von damals zu befreien, macht einen lang andauernden Prozess aus, gesellschaftlich wie auch individuell. Davon hängt ab, zukünftig menschliche Wege miteinander zu gehen.

Exzerpt 07.7.05 HHR

Lernen aus der Geschichte

A: Geschichtsbewusstsein , Tradition, Westorientierung BRD

Habermas 1987 Kopenhagen

Ausgangslage 19. bis 20. Jh.:

Europa – Nationalstaaten u. Demokratien
Deutschland – antidemokratisch, Hegemonie als Mittelmacht
Erster WK. „Urkatastrophe des 20. Jh. führt mit seinen Folgen zum
Zweiten Weltkrieg – mit der von Deutschland ausgehenden Vernichtung, Zerstörung,
Ausrottung = Synonym „Auschwitz“

Nach 1945: Westorientierung der BRD

= Bevölkerung prowestliche Grundstimmung, begründet im Scheitern der NS-Zeit und des Antikommunismus

= Neuorientierung oder Anpassung ?

= erst in den 60er Jahren Beginn der Aufarbeitung (Uni und Studentenbewegung)

= Verfassungsstaat gefährdet sich selber (u.a. Spiegelaffäre)

= 1986 Historikerstreit: Diskretion gegenüber der eigenen Geschichte

Theoretiker:

- Habermas – Wir Nachgeborenen haben eine geteilte Erbschaft, sind Kinder von Tätern oder Opfer und Stillgehaltenen; Auschwitz hat die geschichtlichen Lebenszusammenhänge verändert
- Nach Jasper tragen wir verschiedene Sorten der geschichtlichen Haftung. Der Nationalismus des 19. Jh. war eine spezifische Erscheinungsform der kollektiven Identität. Der Schock der Kriege nagt an dieser kollektiven Identität.
- Sternberger spricht vom Verfassungspatriotismus
- Hegel sagte noch, dass es für den Einzelnen sittlich sei, sich für das Vaterland zu opfern
- Hannah Ahrend spricht davon, dass die Lager des 20. Jh. Anstoß zu Lernprozessen liefern
- Kierkegaard spricht von der Identität der einzelnen Person nach dem Anspruch dem kantischen Imperativ, was bedeutet, dass es kein „Sowohl - als auch“ geben kann, sondern nur eine „Entweder – Oder“ Wie müssen also Gruppen, u.a. ein Staat beschaffen sein? Und lässt sich eine existenzphilosophische Begrifflichkeit auf Gruppen übertragen? Wie steht es also – historisch gesehen – mit unserer intersubjektiven Hoffnung ?

B. Aus Geschichte lernen ?

Habermas 1994 Wittenberg

FAZ fragt 1993 „Wie lange darf der „steinerne Geist der Vergangenheit“ noch sein Veto einlegen?

= Lernen nur aus der Geschichte, die sich wiederholt

- Hegel: Lehren daraus für die Handelnden zu spät
- Marx:: Zukünftigen als Lehre
- Ranke: Historie zeigt Blühen und Verfall, aber keinen Fortschritt
- Hermeneutik: Verstehen durch Vorverständnis bestimmt, d.h. als der eigenen „Fortbildung“ Tautologien: dogmatisch autorisierte Texte
- Problem zeigt sich, dass die Erfolgsgeschichte der BRD ab 1945 keine Analogie zu 1989 für die verheißenen „blühenden Landschaften“ zulässt

= Geschichte bleibt Quelle von Wissenswertem, für Maßstäbe und Werte

- Merkwürdig, da wir sonst nur aus negativen Erfahrungen lernen, für den Einzelnen, für Kollektive wie z.B. Völker.
- Wir lernen aus tragenden Traditionen, lernen wir auch aus solchen, die versagten ?
- Geschichte als Lehrmeister ? Kritische Distanz fordert zu Revision, nicht Nachahmung.

= Habermas: Meine Generation

- 1945: Aufstieg, Fall und Verbrechen des Nazireichs enthüllt.
- Scheitern einer kulturell hoch entwickelten Bevölkerung,
- das begann aber bereits vor 1914 mit der Gegnerschaft zu den Ideen der Französischen Revolution und Demokratie und Rechtsstaat mit rassistischen und antisemitischen Stereotypen und
- zeigt sich heute erneut in der Ausländer- und Integrationsdebatte (Konservative).
- 1989: Zäsur im Scheitern des Aufstieg, Fall und Verbrechen der Sowjetregimes
- Frage von Gegenwart in die Zukunft: Wie wird eines Tages das Urteil über die durch den Neoliberalismus getragene Globalisierung sein ?

= Lernen aus der Geschichte?

- Keine theoretisch befriedigende Antworten,
- allenfalls „kritische Lehrmeisterin“, sagt aber nur „was wir nicht machen sollen“.
- Ungelöste Probleme nicht wegschieben, verdrängen.
- Wir stoßen immer auf „enttäuschte Erwartungen“, die eben in Problemen sichtbar werden

C. Verhältnis Historie – Politik nach 1945

Heinrich August Winkler HH 2004

= 1945 war die tiefste Zäsur deutscher Geschichte, auch 1871 ging unter –

der neue Staat ist nicht gegen die Mehrheit der Bevölkerung entstanden;

- aber eine Phase „kommunikativen Beschweigens“ – private Diskretion und öffentliche Verurteilung NS-Zeit – daraus viele Nachkriegskarrieren entstanden.
- Tabu: Bekenntnis zum 3. Reich und keine bohrenden Fragen stellen
- 1954 lieferte Heuß mit seiner Ehrung der Männer des 20. Juli einen Gründungsmythos der BRD
- 1965 wurde das durch Karl Dieter Bracher in seinem Werk „Auflösung der WR“ kritisiert, denn die Elite des 20. Juli hatte die WR mit antidemokratischen Ideen bekämpft und sich an Hitlers Krieg beteiligt.
- 1966 kritisieren junge Historiker Momsen, Dahrendorf die Männer des 20. Juli.
= 1949 – 1989 BRD und DDR
- 13. Aug. 1961 Mauerbau – Vertiefung der Teilung
- Strauß stellt Wiedervereinigung infrage, Linke sind gegen den Provisoriumsvorbehalt
- 1969 „neuer Realismus“ durch sozial-liberale Koalition „Zwei Staaten – eine Nation“
- 1971 Heinemann „1871 und 1918 2x Versailles, Auschwitz, Stalingrad und bedingungslose Kapitulation“.
- Zustimmung Bevölkerung mit dem System der BRD, in der DDR nicht.
- 1982 bestehen durch die Kohl-Regierung die Ostverträge weiter; seine Rhetorik nationaler, seine Politik nicht.
- 1985 Gegensatz zwischen seinem Bitburg-Besuch mit Reagan und Weizsäckers Rede zum 8. Mai: „Befreiung vom NS-System, bezug zum 30. Jan. 1933; Hoffnung für bessere Zukunft“.
- 1986 Nolte Relativierung Auschwitz zu Archipel GULAG – führt zum Historikerstreit.
- Habermas Antwort: „Öffnung BRD zum Westen größte Leistung – Verfassungspatriotismus – aber erst nach Auschwitz“.
- Debatte: Linke gegen neuen deutschen Nationalstaat und 1989 Fall der Mauer; Brandt, trotz Auschwitz keine endgültige Spaltung; aus Auschwitz ist Spaltung nicht ableitbar.
= Nutzen und Nachteil politischer Beanspruchung von Geschichte
- Hegel „Erfahrung zeigt, dass Völker und Regierungen nicht aus der Geschichte lernen, auch nicht aus Lehren, die daraus gezogen wurden“.
- Geschichte Deutschlands zweipolig: negativ mit NS-Staat und Holocaust – positiv mit Erfolgsgeschichte BRD.
- Kritische Aneignung der gesamten deutschen Geschichte.
- Nicht: Instrumentalisierung Auschwitz für tagespolitische Zwecke.
- „Falsches“ Lernen abwerfen
- Nach 1989 „Wiederkehr“ der Geschichte: Östliches Europa Renaissance der Nationalismen im Westen ebenso Renationalisierung
- Europa nicht gegen Nationen und Nationalstaaten; die EU überwindet sie nicht, überwölbt sie.
- Ohne Kenntnis der Vergangenheit Gegenwart schwer verstehbar – aber aus der Geschichte keine politische Nutzenanwendung ableiten, aber Orientierung gewinnen

Exzerpt aus drei Vorträgen 06.04.05 HHR

Wie mein „weißer Fleck Weißrußland“ kräftig Farbe gewann...

(Uli Knies-Dugue, im Oktober 2005)

Meine Geschichts- und Politologie-Studien haben mich nicht davor bewahrt, in Sachen „Weißrußland“ ein reichlich Ahnungsloser geblieben zu sein. Selbst an korrekter geographischer Zuordnung oder spontaner Benennung der Landeshauptstadt haperte es. Konturen nahm das Land erst durch die Tschernobyl-Katastrophe an: die Hauptleidenden seien Weißrussen im südlichen Teil ihres Landes, machte ich mir in den 90er Jahren klar, als

ich in meiner Heimatstadt Unna mit der „Kinderhilfe Tschernobyl“ in Berührung kam. Konkreter wurde es dann durch Kontakt mit „Heim-statt Tschernobyl“, die mich vor ca. fünf Jahren mit ihrem Spenden-Aufruf für Windradbau auf meinem alternativen Energien geneigtem Ohr erreichte. Noch eine Stufe näher brachte mich der „Workcamp“-Geruch, der der Häuserbau-Aktion im Norden des Landes anhaftete: Internationale Workcamps hatte ich zu Studentenzeiten mit Gewinn wahrgenommen.

Wenn ich mich nach Abschluß meines ersten Aufenthaltes (Anf. August 2005) zu eher **politischen Haupt-Erfahrungen** äußere, will ich nicht meine positiven Gesamt-Erfahrungen in anderen Sektoren verschweigen: gutes Gruppen-Klima, gute Anleitung und Leitung, gewisse Kontakte mit Einheimischen trotz leider vorhandener Sprach-Barriere, Einblicke in „Land und Leute“; auch: Zufriedenheit, dass ein Mittsechziger handwerklichen und körperlichen Anforderungen sich gut gewachsen fühlte. Das Regime Lukaschenko bleibt neben der Sprachhürde eine Barriere für mich, wiewohl ich eine breite Unterstützung für den Präsidenten, der sich mal in der Korruptionsbekämpfung in den frühen 90er Jahren verdient gemacht hat, gerade im ländlichen Bereich habe „hinnehmen“ müssen (*„Der Präsident kommt!“ – kaum glaublich, welche Aktivitäten im Straßen- und Zäune-Bau plötzlich möglich wurden!)*).

Meine beiden Haupt-Erfahrungen:

1. Die **Kernkraft-Thematik** soll die Heim-statt-Aktiven weiter bewegen; dies auch und gerade im „Jahre 20 nach Tschernobyl“ und angesichts internationaler Verharmlosungs-Erscheinungen der Gefährlichkeit der AKW-Risiken in der BRD, in der Ukraine oder in Belarus (*„Der Präsident hat im Frühjahr eine Woche unbeschadet in der 80-km-Zone verbracht“; Neu- und Rück-Ansiedlungen in der Provinz Gomel werden gutgeheißen*).

2. **Wir Deutsche haben in Belarus wie in kaum einer Region dieser Welt imperialistisch-militärische Wunden geschlagen und Spuren hinterlassen.** *Hierzu Näheres aus eigenem Erleben:*

Wenn wir uns dazu die wohl-dokumentierten Ergebnisse der äußerst verdienstvollen **Forschungsarbeit von Hinrich Rüßmeyer und Ludwig Schönenbach** aus den letzten Jahren aneignen und sie als Basis bei Gesprächen vor allem mit der älteren Bevölkerung nutzen, treffen wir auf **Möglichkeiten der Klärung und der Versöhnung**, die mich in hohem Maße beeindruckt – natürlich auch öfters: beschämt – haben. Ich bin sehr froh, an einigen der Forschungs- und Kontaktschritte unserer beiden „Historiker“ teilgenommen zu haben.

Beispiel I: Zu dritt treffen wir Swetlana aus einer Minsker Gruppe, die sich neben diversen sozialen Zielen der **Hilfestellung für versprengte jüdischen Mitbürger** widmet. Woher nimmt Elena diesen Elan, diese Aufgeschlossenheit, die viele aus unserer Gruppe beeindruckt hat?

Beispiel II: Mit Hinrich und Ludwig fahre ich ins Dorf Kamen, das einst mehrheitlich jüdisch besiedelt war. Der Bauer Wladimir Petrowitsch, schon in den Jahren zuvor Gesprächspartner, bewirtet die Unangemeldeten und gibt bereitwillig, ohne Bitternis, Auskunft über das Kriegsgeschehen. Kennen wir Oradour in Frankreich oder Lidice in Tschechien als Exempel grausamster deutscher Vernichtungswut, so ist Kamen eines von 186 Dörfern des Landes, die ein ähnliches Schicksal durch deutschen Größenwahn erlitten hat

Beispiel III: Beim Wochenendausflug nach Minsk gibt uns eine Gruppe von Veteranen auf Initiative von Swetlana Eindrücke aus ihrem Kriegserleben bzw. -überleben. Sei es die ältere Dame, die das Minsker Ghetto als Kind überlebt hat, sei es der ältere Herr, der zwei Geschwister in der Besatzungszeit verloren hat, sich aber an den Geschmack eines Karamellbonbons, das ihm ein deutscher Soldat schenkte, erinnert und Menschliches bei deutschen Soldaten in Erinnerung behalten will: soviel „ausgestreckte Hand“ hat uns bewegt und beschämt.

Ich begrüße es, wenn Interessenten am Mittun bei „Heim-statt Tschernobyl“ sich zu eigen machen, was Dietrich von Bodelschwingh in seinem Vorwort zum 2. Band der „Spurensuche“ (2004) niederlegt: neben den Ursachen für die Umsiedlung zu fragen auch „die Spuren dort

nicht zu verwischen, wo man Neues aufbaut“. Was für eine Lehrstunde für uns Deutsche kann daraus entstehen! Und danach ist Versöhnungswille gut gegründet.

Vielleicht kann man diese „Spuren“ in der Vorbereitungsarbeit noch deutlicher machen? Vielleicht lässt sich auf dem Schulgelände in Stari Lepel eine kleine Präsenzbibliothek installieren, in der die Workcamper mal auf einen Roman von **Wassilji Bykow** oder eine Präsentation von **Marc Chagall** zurückgreifen können? Dazu die schwer erhältliche Schrift von **Paul Kohl**: Ich wundere mich, dass ich noch lebe. Sowjetische Augenzeugen berichten; sowie die eindrucksvolle Dokumentation „Deutsche Propaganda in Weißrußland 1941-1944“ (Hrsg. Johannes Schlooz). Und wo selbstverständlich die **Doku-Bände unserer Freunde Hinrich und Ludwig** bereitliegen, zumal die Schilderung jener Zeit in den wenigen Standardbüchern über Belarus teils sehr knapp ausfällt (Scheer, Holtbrügge, EHU Minsk). Und in jedem Fall ins Abend- oder Wochenendprogramm **Austausch mit Zeitzeugen für alle Camper** vorsehen!

Kurzbericht

von Heide und Jo Rau über ihre Teilnahme am Workcamp 2 – 2005 in Stari Lepel, Belarus vom 15. 7. bis 4. 8. 2005.

Nach 3-wöchigem Workcamp in Lepel, BY sind wir wohlbehalten am 4.8.2005 nach Limburg zurück gekehrt.

Ganz unverhofft und kurzfristig sind wir bei dem erfolgreichen BY Projekt des Verein „Heim - statt Tschernobyl“ Bünde für das erkrankte Ehepaar Kröger eingesprungen und haben die Leitung des 45 köpfigen D - BY Camps übernommen.

Heide fungierte als "Chefin" des Workcamps und des „Morgenkreises“. Gemeinsam mit Galina, der dortigen Schulköchin erstellte sie den Speiseplan und versorgte täglich alle Teilnehmer mit schmackhaftem Essen.

Jo oblag als "Mädchen für alles" zusammen mit Heide die Budgetverwaltung, Lebensmitteleinkauf, Führen des Haushaltsbuches samt Abrechnungen und Planung der Ausflüge an den Wochenenden nach Vitebsk, Minsk, zur ersten Siedlung Drushnaja und in den nahen Naturschutzpark Berezinsky.

Die 45 köpfigen freiwilligen HelferInnen aus Deutschland und Belarus errichteten gemeinsam mit den späteren Bewohnern in nur 3 Wochen den Rohbau des 46. Wohnhauses in ökologischer Lehmbauweise. In dieses Haus wird eine weitere kinderreiche Familie aus der belasteten Tschernobyl Region in den unverstrahlten Norden des Landes nach Stari Lepel übersiedeln.

Unsere Verschnaufzeit war diesmal mehr als bescheiden bemessen, trotzdem konnten wir bestehende Freundschaften zu dortigen Freunden vertiefen.

Zahlreiche neue Bekanntschaften wurden geknüpft, Dank des erfolgreichen Wirkens von Hinrich Rüßmeyer und Ludwig Schönenbach, die sich beide um die Geschichtsaufarbeitung kümmerten und zahlreiche Zeitzeugen aufgesucht und interviewt haben.

Zurückblickend sagen wir :

es hat Spass gemacht mit der harmonischen Gruppe zusammen zu arbeiten und das gesteckte Ziel der Rohbauerstellung eines weiteren Hauses erfolgreich zu erreichen.

Heide und Jo Rau

Limburg, im August 2005

Folgerungen aus einer vierjährigen Spurensuche und Zeitzeugenbefragungen zum Zweiten Weltkrieg im Zusammenhang Workcamps 2002–2005 Heim-statt Tschernobyl

1. Unsere Spurensuche, beginnend im Jahre 2002, vertieft in den Jahren 2003 bis 2005, kann in der bisherigen Weise als abgeschlossen angesehen werden. Die Ergebnisse aus den Zeitzeugenbefragungen bestätigen weitgehend die denen der offiziellen Historiographie. Es werden also für uns keine prinzipiell neuen Erkenntnisse mehr zu erwarten sein. Wir können in der bisherigen Intensität unsere Nachforschungen abschließen. Das betrifft die ehemaligen Partisanen, Rotarmisten und die Kriegsgefangenen; es betrifft die Zwangsarbeiter, die Getto- und die KZ-Häftlinge, aber auch die Menschen, die während der Kriegseignisse in den Dörfern mit den gegensätzlichen Erfahrungen gelebt haben. Für einige Opfergruppen gibt es keine Zeitzeugen mehr, da sie verstorben sind, wie Kriegsgefangene in deutscher als auch in stalinistischer Gefangenschaft; ehemalige Kollaborateure oder Popen. Spuren ehemaliger deutscher Kriegsgefangener und Zwangsdeportierter nach 1945 sind in Belarus direkt nicht mehr zu verfolgen. Über die Zeitzeugenbefragungen ist zwischenzeitlich ein sehr guter menschliche Kontakt zu Veteranen im Raum Lepel und am Narotschsee entstanden. Im Sinne der Versöhnungsarbeit ist es ratsam, die Kontakte aufrecht zu erhalten.
2. Ratsam ist es auch, die Kontakte auf fachlicher Ebene fortzusetzen. Ein fachlicher Austausch über die historischen Fragen ist weiterhin über das Heimatmuseum Lepel, das Partisanenmuseum Uschatschie und über den Historiker Tschwenjwakij Michail Trofimowitsch, Narotsch, sinnvoll. Unsere bisherige Spurensuche findet im Bereich Lepel auch bereits „halböffentliche“ Aufmerksamkeit; aus unserer „Dokumentation 2004“ wird in der Schule und bei öffentlichen Veranstaltungen zitiert (Svetlana Schakura)
3. Ein besonderer Schwerpunkt in 2005 ergab sich durch die Zusammenarbeit mit der Hilfsorganisation ROI in Minsk (Svetlana Swirbut). Das führte zu Kontakten in Lepel zu der Ev. luth. Gemeinde und zu den messianischen Juden in Lepel. Kontakte „vor Ort“ mit dem neuen Umsiedlerdorf in Stari Lepel wurden als wünschenswert angesprochen. Darüber hinaus entstand ein Kontakt zur jüdischen Gemeinde in Novolukoml und der zu Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Veteranen von ROI in Minsk. Gerade dieser Kontakt erwies sich für die Campteilnehmer als sehr notwendig. Hier steht also die Frage an, ob im Rahmen der Ziele von Heim-statt Tschernobyl diese Kontakte vertieft werden sollen.
4. In diesem Jahr sind wir bei unseren Recherchen auf die Tatsache gestoßen, dass gerade an den Schulen (Lepel und Vitebsk) Erinnerungsarbeit auf belarussischer Seite betrieben wird. Schüler interviewen belarussische Veteranen als Zeitzeugen. Das hat insbesondere in Vitebsk über die Arbeitsgruppe intersektorale Zusammenarbeit (Ludmilla Balschakowa) einen professionellen Stellenwert. Ihre eigene Spurensuche „vor Ort“ versuchen sie durch Kontakte zu entsprechender Kooperation mit deutschen Gruppen zu ergänzen. Ihre bisherigen Ergebnisse korrigieren insbesondere das vorherrschende Bild vom Großen Vaterländischen Krieg. Von dieser AG ist an uns der Wunsch nach einer Kooperation herangetragen worden, sich für einen Zeitraum auf z.B. einer Woche zu verständigen, um im Gebiet Vitebsk gemeinsame Spurensuche zu betreiben.
5. Während des Workcamp II 2005 kam von Dietrich von Bodelschwingh der Vorschlag, alle diese Ansätze in einem kleinen Unternehmen zu bündeln, das neben den Camps weitergeführt werden soll. Nach meiner Einschätzung wäre aber aufgrund eigener Er-

fahrung eine gewisse Einbindung in die jeweiligen Camps für die Spurensucher und Campteilnehmer sehr sinnvoll.

6. Die Kontakte des Jahres 2004 in Minsk mit dem IBB, der Geschichtswerkstatt und Jewish Campus brauchten von uns als Informationsquelle nicht weiter geführt zu werden, sollten aber für einzelne Kontakte weiter genutzt werden.
7. Neu ist seit 2004 die Frage nach den deutschen Kriegsgräbern. Da sind Kontakte über die Botschaft zu dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Winterfeldt) entstanden. Das gilt auch für Lepel, Vitebsk und Boaschakowa. Auch hier wäre nur noch eine individuelle Vermittlung denkbar.
8. Zwischenzeitlich haben sich auf der Ebene des fachlichen Austausches auch Kooperationen in Deutschland ergeben: Grundsätzliche militärhistorische Fragen mit dem Militärischen Forschungsamt in Potsdam (Dr. Bernhard Chiari) zur Frage der Kriegsgefangenen, der Stiftung Sächsische Gedenkstätten (Dr. Klaus-Dieter Müller) und zur Frage der seelischen Spätfolgen des Krieges Stiftung Dachau (Dr. Jürgen Müller-Hagen).
9. In diesem Jahr wurden wir von Veteranen in Belarus mit dem Wunsch konfrontiert, sie zu uns nach Deutschland einzuladen. Zu fragen wäre, ob unsere Organisation in der Lage ist, z.B. zum Herbst 2006 eine Gruppe Veteranen einzuladen und an verschiedenen Orten entsprechende Veranstaltungen zum Thema des Krieges und seinen Folgen zu organisieren. Sie könnten z.B. in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung als Beiträge von Versöhnungsarbeit geplant werden.
10. Während einer Vortragsveranstaltung im September in Detmold bekam ich von einem Historiker (Staatsarchiv) die Rückmeldung, dass eben die Ergebnisse unserer Spurensuche in Fachkreisen als historischen Fakten bekannt seien. Wichtig sei aber, dass weiterhin Zeitzeugenbefragung gemacht wird, einmal für die, die in Belarus befragt werden und zum anderen, dass darüber hier bei uns in Deutschland entsprechend auch berichtet wird.
11. Letztlich nehme ich Fragen aus den Camps auf, die dahin gehen, warum so wenig während der Vorbereitungstreffen auf die im Camp sichtbar werdenden historischen Fragestellungen eingegangen wird.
12. Geschichtsaufarbeitung bleibt nicht im Vergangenen stehen. Das zeigten unsere bisherigen Gespräche immer wieder. Sie haben eine Bedeutung im Heutigen. Das bezieht sich auch auf die Brisanz der heutigen Situation in Belarus unter Lukaschenko. Und bei uns in Deutschland im Umgang mit der belastenden Vergangenheit, gerade auch in dem Jahr, in dem wir des 60. Jahrestages des Kriegsendes gedachten.
13. Ich gebe auf diesem Wege noch eine Anregung von der Intersektoralen AG in Vitebsk weiter, die sich über Heimstatt Tschernobyl oder Ökodom die neue Siedlung in Stari Lepel an dem in der Region geförderten Programm einen „ökologischen Dorftourismus“ beteiligen will. Meines Erachtens wären das ähnliche Vorstellungen, die einmal für Drushnaja galten.

17. Oktober 2005

Hinrich Herbert Rüßmeyer

Literaturliste

- | | |
|-----------------------------------|---|
| Bykau, Wassyl | Die Kiesgrube
<i>Roman</i>
Verlag Volk und Welt Berlin 1988 |
| Habermas, Jürgen | Zeitdiagnosen – Zwölf Essays
<i>edition suhrkamp 2429 2003</i> |
| Koestler, Arthur | Sonnenfinsternis
<i>Roman über die Verhörmethoden stalinistischer Justiz</i>
Scherz Verlag 1960 |
| Müller-Hohagen, Jürgen | Verleugnet, verdrängt, verschwiegen
<i>Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung</i>
Kösel-Verlag München 2005 |
| Remarque, Erich-Maria | Im Westen nichts Neues
<i>Roman über den I. Weltkrieg</i>
Bertelsmann 1959 |
| Shepetinski, Jacob | Die Jacobsleiter
<i>Erinnerungen eines Shoah- und Gulag-Überlebenden</i>
Pano Verlag Zürich 2005 |
| Scharkow, Anatolij W. | Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte in Belarus 1944-1951
<i>Dokumentation</i>
IBB Dortmund 2000 |
| Schloutz, Johannes, Hrsg. | Deutsche Propaganda in Weißrussland 1941 – 1944
FU Berlin |
| Stiftung Sächsische Gedenkstätten | Für die Lebenden – der Toten gedenken
<i>Ein internationales Gemeinschaftsprojekt zur Erforschung des Schicksals sowjetischer und deutscher Kriegsgefangener und Internierter</i>
Dresden 2003 |
| Vertlieb, Wladimir | Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur
<i>Roman</i>
Deuticke Wien 2001 |

- Die bisher verwendete Literatur ist in der Ausgabe 2004 aufgeführt -